No: 04. 4 bände

130

Epist. 32^{n}/1

Argens

<36636301630014

<36636301630014

Bayer. Staatsbibliothek

de

Des Herrn Marquis d'Argens,

Königl. Preuß. Kammerherrns und Directors der Philologischen Classe der K. Akademie der Wissenschaften,

Chinesische Briefe,

oder

philosophischer, historischer und kritischer Briefwechsel,

zwischen einem reisenden Chineser in Paris und seinen guten Freunden in China, Moscau, Persien und Japan.

Aus dem Französischen übersezt, und mit etlichen Briefen sowohl, als auch vielen nüzlichen Zusätzen und Anmerkungen aus der Handschrift des Verfassers vermehrt.

Erster Theil.

Berlin,

bey Friedrich Nicolai, 1768.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede.

Es erscheinet hiermit eine neue Ausgabe der Chinesischen Briefe, die weit vollständiger ist, als irgend eine von denjenigen, die im französischen herausgekommen sind. Man hat derselben etliche neue Briefe, und eine sehr grosse Anzahl von Anmerkungen beygefüget, die vielen Nuzen schaffen werden. Theils erklären sie gewisse Stellen in den Briefen, theils dienen sie zu Bestättigung

gewisser Wahrheiten, welche vielleicht, wie es manchem scheinen könnte, nicht mit solchen Gründen erwiesen, daß man sie ohne alle Einwendungen annehmen kann.

Deutschland, das so gelehrte und einsichtsvolle Deutschland hat die Uebersezung meiner Jüdischen Briefe mit besonderer Gewogenheit aufgenommen. Hoffentlich, wird es sich gegen die Chinesischen Briefe eben so gütig erweisen; Gleich wie sie auch in der französischen Sprache bey der gelehrten Welt gütigen Beyfall gefunden haben, und eben so oft, als die Jüdischen Briefe von neuem gedruckt worden sind; Und gewissermaasen hat man die Chinesischen Briefe für nichts anders, als für die Fortsezung von jenen zu achten.

Sioeu-Tcheou, und Yn-Che-Chan durchwandern Länder, in welchen sich Aaron Mon-

Monceca, Isaak Onis, und Jakob Brito, als Europäische Juden nicht umgesehen haben. Freylich musten jene, da es Chineser waren, die Weltweisheit des Confucius, die Sitten der Japaner, der Einwohner von Siam, der Indianer, und kurz aller Völker, die um ihr Vaterland China herum wohneten, viel besser kennen, als Juden, die von Constantinopel gebürtig waren. Dieses ist es eben was mich veranlasset hat, daß ich den Chinesischen Briefen andere Verfasser, als ehemals den Jüdischen mitgetheilet habe. Uebrigens findet in beyden Schriften einerley Absicht Statt, und ich habe bey Abfassung derselben einerley Zweck vor Augen gehabt. In dem gegenwärtigen Werke ist es eben so, wie in dem vorigen, meine Absicht gewesen, die verschiedenen Gebräuche der Nationen, ihre einander gerade entgegen gesezte Meynungen, und ihre Sitten zu beschreiben, die

bisweilen so weit von einander unterschieden sind, daß dasjenige, was man in einem Lande für eine Tugend achtet, in dem andern als ein Laster und Verbrechen angesehen wird.

Durch ein reifliches und aufmerksames Nachdenken über dergleichen Widersprüche gelangt man so weit, daß man die Ungewisheit kennen lernt, in welcher der menschliche Verstand schwebet, so lange ihm nicht vermittelst einer vernünftigen Weltweisheit herausgeholfen wird. Diese ist es, die ihm zeiget, was er wählen, und was er in jeden unnüzen Klumpen von Meynungen zurück werfen soll, unter welchen man die Wahren und die Falschen nicht anders, als durch eine langwierige und sorgfältige Bemühung zu entwickeln vermögend ist.

Die erste Art, wie man den Menschen kennen lernt, bestehet darinnen, daß man

ihn genau unter allen den verschiedenen Gestalten besiehet, die er bey den unterschiedenen Nationen an sich nimmt. Wer sich weiter nirgends, als unter den Franzosen, und unter den Deutschen umgesehen hat, derselbe kennet den Menschen unter zweyerley Gestalt. Ist er nächst diesen zweyen Völkern noch bey den Italienern gewesen, so weis er, wie der Mensch unter einer dreyfachen Gestalt aussiehet u. s. weiter fort. Heißt aber dieses, den Menschen kennen, wie er in den Wäldern von Amerika beschaffen ist, wenn man eine Zeitlang mit einem Pariser, oder mit einem Römer einen Umgang gehabt hat?

Demnach hat der Leser der Reise-Beschreibungen und anderer solcher Bücher, die von allen Nationen handeln, den Nutzen, daß man allerhand Völker kennen lernet, mit welchen man in ihrem eigenen Vaterlande

lande umzugehen, nicht Gelegenheit haben kann, und die man doch kennen muß, wenn man im Stande seyn will, von allen theils abgeschmackten, theils falschen, theils tugendhafften, theils strafbaren Begriffen, die in dem menschlichen Verstande Eindruck zu haben pflegen, ein richtiges Urtheil zu fällen. Gleichwohl ist die Prüfung, und Känntniß des menschlichen Verstandes eine Sache, die es wohl verdienet, daß ein wahrer Weltweiser sich nach aller Möglichkeit damit beschäfftiget.

Chinesische Briefe,

oder

philosophischer, historischer und kritischer Briefwechsel, zwischen einem reisenden Chineser in Paris, und seinen guten Freunden an verschiedenen Orten.

Der erste Brief.

Sioeu-Tcheou, an Yn-Che-Chan.

Nunmehr bin ich endlich im Stande, mein werther Yn-Che-Chan, daß ich mich der Französischen Sprache bedienen kann, auf deren Erlernung ich etliche Jahre lang vielen Fleiß habe wenden müssen. Ich will mir die Nachrichten unserer Freunde der Europäer zu Nutzen machen. Ehestens werde ich sagen können, ob das, was sie uns von den Französischen Sitten erzählt haben, der Wahrheit gemäß sey, und ob die Bü-

Bücher, die wir durch Vermittelung der Mißionarien gelesen haben, Glauben verdienen.

Vor zween Tagen bin ich in Paris angelangt. Soltest du wohl glauben, daß sich so viele neue Begriffe meinem Verstande dargestellt, und so viele gänzlich unbekannte Bilder meinen Augen gezeigt haben, daß ich kaum vermögend bin, dir einen kleinen Theil von den Sachen, die mich am meisten gerühret haben, mit lallender Zunge zu erzählen? Du must mir durchaus Zeit lassen, daß ich mich von meiner ersten Verwunderung erholen kann. Dann wird es mir erstlich möglich seyn, dir einen ausführlichen Bericht zu geben, den du dir in dem gegenwärtigen ersten Briefe nicht versprechen kannst. Diesen darfst du, mein lieber Yn-Che-Chan, für weiter nichts ansehen, als für den Bericht eines betäubten Menschen, der durch die Vielfältigkeit der Gegenstände gantz irre worden ist. Ein Mensch, aus Siam, der nach Paris kömmt, kann mit Kranken verglichen werden, denen der helle Tag die Augen blendet, und die sich nach und nach an den Schein der Sonne gewöhnen müssen.

Die Franzosen bilden sich, so viel ich biß itzt habe wahrnehmen können, auf sich selbst eben soviel, als die Japaner, ein; sie sind eben so unbeständig, als die Tartarn; sie haben eben soviel witzige Einfälle, als die Einwohner von Siam. Hätte ich vor meiner Ankunft bey ihnen ihre Sprache nicht verstanden, so würden mir alle ihre Sitten noch viel wunderbarer vorgekommen seyn. Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie sonderbar sie scheinen.

Ich fuhr in einen Hafen ein, welcher Havre de grace heißt. Kaum war ich ans Land getreten, so kamen zween Menschen auf mich zu, und sagten mir mit lächelnder Mine: Mein Herr, ohne Zweifel sind sie ein Ausländer? „Ich bin von Pecking, sagte ich" Wie! Sie sind ein Chineser: erwiederten sie. Vermuthlich haben Sie vielerley sonderbare Sachen aus ihrem Lande mitgebracht. Dürften wir uns wohl die Freyheit nehmen, Sie zu fragen, wie viel Zeit Sie zu Ihrer Reiße nöthig gehabt haben. . . Sind Sie in großer Gefahr gewesen... Finden Sie nicht, daß die Himmelsgegenden ganz anders sind?

Diese überhäuften Fragen, mein werther Yn-Che-Chan, kamen mir wunderbar vor; Ich erstaunte, daß Leute, die ich in meinem Leben nicht gesehen hatte, sich sogar neugierig bezeigten. Bald hätte ich sie für ihren Muthwillen empfindlich abgewiesen. Wäre ich in China gewesen, so hätte ich ihnen schon das Lächerliche in ihrer Aufführung zeigen wollen. Als ein Fremder ließ ich es dabey bewenden, daß ich ihnen antwortete: „Meine Herren, es thut mir „herzlich leid, daß ich ihnen nicht antworten kann. „Die Müdigkeit, welche mir die Reise verursachet „hat, wird mir statt einer Entschuldigung dienen. „Erlauben Sie mir, daß ich mich nach einer Herber„ge umsehen, und ausruhen darf." Kaum hatte ich diese Worte hören lassen, so sagte ein langer Mann, der am Ufer stund, und nicht weit von mir war: Kommen Sie zu uns, Mein Herr; Sie werden da vollkommen ihre Bequemlichkeit haben. Mein Haus ist die gewöhnliche Herberge für alle vor-

nehme Herren, die hier durchreisen, und nur vor wenig Tagen hatte ich drey Englische Lords, zween Herzoge, und fünf deutsche Freyherren zu bewirthen. Er wartete hierauf nicht so lange, biß ich antwortete, sondern befahl den Matrosen, die mein Reisegeräthe trugen, sie sollten mit ihm gehen. Ich ließ mich in seine Herberge mehr hinschleppen, als daß ich gutwillig ging. Kaum war ich hineingetreten, so fingen die Wirthinn vom Hauße, die Kinder und das Gesinde an, mir eine Menge von Fragen vorzulegen. Ihre Neugier ließ ihnen nicht soviel Zeit, daß eines nach dem andern seine Fragen anbrachte. Sie redten alle auf einmal, und machten einen solchen Lärmen, daß es klang, als wenn der Pöbel auf der Gasse schwärmte. Hätte ich ihre Rede nicht verstanden, so wäre ich vielleicht in Todesfurcht gerathen. Ein anderer Chineser, der nichts weiter, als seine Muttersprache gelernet hätte, würde ganz gewiß auf die Gedancken gekommen seyn, diese Leute hätten Lust ihn zu bestehlen, oder übel mit ihm umzugehen.

Unterdessen war die Ankunft eines Chinesers überall in der Nachbarschaft bekannt worden. Nun kamen sie von allen Orten her, und wollten mich sehen. Man betrachtete mich von oben biß unten mit so neugierigen Augen, als wenn man eines von jenen seltnen Thieren, oder zahm gemachten Tygern vor sich hätte, die den Zigeunern in Pecking Gelegenheit zu schwazen geben. Verschiedne wunderten sich, daß ich so, wie andre Menschen aussähe. Ich hörte etliche sagen; Das ist doch wahrhaftig etwas besonders; Er sieht fast aus, wie ein Franzoß. Wer

sollte das wohl glauben? Andre machten ihre Anmerkungen über meinen Anzug. Einer war mit meinem Rocke nicht zufrieden, weil er meine Leibesgestalt nicht gut sehen konnte. Einem andern gefiel meine Müze nicht. Wieder einer hätte es gern gesehen, wenn ich keine Pantoffeln gehabt hätte. In einer Zeit von zwo biß drey Stunden wurde in der ganzen Stadt bey nahe von nichts, als von mir geredt.

Endlich hatten sich die Leute an mir satt gesehen, giengen nach Hause, und liessen mich mit den Leuten in dem Wirthshause allein. Ich verlangte, man sollte mir etwas zu essen machen; Und unter der Zeit, da mir die Mahlzeit zubereitet wurde, fragte mich die Wirthinn: Mein Herr, glauben sie in Ihrem Vaterlande auch an den Pabst? „Nein, sagte ich zu ihr, „wir haben eine ganz andere Religion. Indessen „stehen wir mit Ihren Glaubensgenossen in sehr gutem Vernehmen, und ich bin ein guter Freund von „unterschiedenen Europäischen Missionarien.“ Mein Gott, erwiederte die Frau, Sie sagen mir etwas sehr unerwartetes. Ist dieses wohl möglich, daß die Hugenotten, und Jansenisten in Ihrem Lande so gute Leute sind? Hier würde man sie um aller Weltgüter willen nicht mit den Anhängern des Pabsts leben lassen. Unser Pfarr spricht, er würde es lieber geschehen lassen, daß das Getreyde erfröre, und das Obst ganz verfaulte, als daß er dem Pater Rektor der Jesuiten einen Schlag mit dem Hute gäbe. Ich gab ihr dagegen die Antwort; „Wir sind weder Hugenotten, noch Jansenisten. „Alle diese Leute sind uns eben so gleichgültig, als an=

„andre, die es mit dem Pabste halten. In China
„machen wir unter den Europäern nicht in Ansehung
„ihrer Religion, sondern in Ansehung ihres Landes
„einen Unterschied. Sollten Sie hierüber mit dreyen
„Viertheilen von den Chinesern sprechen, so würden
„diese gar nicht wissen, was Sie mit dergleichen
„Reden haben wollten. Ich meines Orts verstehe
„Sie, weil ich mit Jesuiten, und andern Französi-
„schen Mißionarien genau bekannt bin; die mir vor
„meiner Abreiße aus China von ihrem Vaterlande,
„und von den Trennungen, welche verschiedne Glau-
„benslehren veranlassen, einen Begrif gemacht ha-
„ben: Allein ich bitte Sie, lassen Sie mir mein
„Abendessen geben. Denn morgen muß ich meine
„Reise nach Paris antreten, und ich habe Ruhe nö-
„thig." **Gut, Mein Herr,** sagte die Frau, **Sie sollen gleich bedient werden. Ubrigens ist Ihr Reisewagen schon bestellt, und Sie können morgen, sobald es Ihnen beliebt, abreisen.**

Die Wirthinn erfüllte ihr Versprechen, und ich begab mich, sobald, als es anfing Tag zu werden, auf den Weg. Unterweges begegnete mir eben nichts wichtiges. Gantz nahe an Paris fand ich den Französischen Kaufmann, an welchen ich gewiesen war. Er hatte sich heraus mir entgegen bemühet, um mir alle die Verdrüßlichkeiten zu ersparen, die ich bey meiner Ankunft in einer Stadt, wie Paris, gehabt haben würde. Ohne ihn würde ich wohl kaum gewust haben, wozu ich mich entschliessen, oder wie ich meine Sachen anstellen sollte. So sehr war ich beym Anfange von dem Lärmen den ich hörte, und von der Verwirrung, die in dieser Stadt ist, betäubt.

Stel-

Stelle dir vor, daß die allervolkreichste Meße zu Pecking in Vergleichung mit Paris eine Wüstenen ist. Die Zahl der Kutschen erstreckt sich so hoch, daß sie einander auf den Straßen den Weg versperren. Leute, welche genöthiget sind, zu Fuße zu gehen, haben alle Mühe, zwischen den Rädern dieser Wagen durchzukommen, ohne daß sie davon zerquetscht werden. Es geht ihnen beynahe, wie den Vögeln, die in einem dicken Gebüsche sich einen Weg mitten durch die Aeste zu machen suchen.

Zwischen diesen Kutschen findet sich ein abgeschmackter und seltsamer Unterschied. Manche ist vergoldet, und mit prächtigem Sammet ausgeschlagen. Daneben steht ein anderer erbärmlich zugerichteter Karren, an welchem Breter die Stelle der Glaßfenster verrichten. Die Franzosen nennen diese Wagen Fiacres oder Lehnkutschen, und die vorgespannten Pferde sind ihnen vollkommen gemäß. Eines ist ein Schimmel und hat nur ein Auge; das andre ist ein Rappe, und hinkt. Diese unzähliche Menge von Geschirren und Wagen, die untereinander hindurch fahren, und zuweilen allesammt auf einmal in einer Gasse durch den allerelendesten Karren aufgehalten werden, giebt einem Weltweisen Anlaß sich zu erinnern, wie Hoheit und Reichthum, Armuth und Niedrigkeit hier in der Welt ohne Wahl und auf seltsame Weise über alle Menschen ausgebreitet sind. Ein Sterblicher, welcher dem Ansehen nach der allerschwächste und geringschätzigste ist, legt manchmal allen Geschäften eines Reichs plözlich eine Hinderniß in den Weg. Es geht in diesem Falle den Vornehmen eben so, wie den Geringen, und eine einzige Begebenheit versezt

sie in einerley Verwirrung. Als ein Unsinniger, der aus dem niedrigsten Pöbel herstammte, den besten König, den Frankreich jemals gehabt hat *, ermordete, so sahe man eine deutliche Probe von der Macht, die das Glück zuweilen den allernichtswürdigsten Leuten zu Veranlassung der allerwichtigsten Begebenheiten gestattet.

Doch ich will meinen philosophischen Betrachtungen, mein werther Yn-Che-Chan, ein Ende machen, und mich noch einmal zu der entsezlichen Menge von Kutschen wenden. Die darinnen sitzenden Personen sind nicht weniger sonderbar, und abentheuerlich, als der Unterschied in ihrer Schönheit. In einem prächtigen Wagen erblickt man eine Herzoginn, die mit Gold, Perlen und Edelgesteinen bedeckt, dabey aber häßlich und alt ist. Ihr Gesicht läßt sich mit einem ungestallten Klumpen Schminke vergleichen, auf welchem hier und da ein rothes Fleckgen angebracht ist. Neben diesem adelichen Scheusale sitzt in einem Miethwagen eine Bürgerliche Schönheit, in bloßes leinenes Zeug gekleidet, die mit weiter nichts geschmückt ist, als mit dem, was ihr die Natur verliehen hat. An ihrer Seite hat sie einen Ladendiener, der ihr zärtlich die Hände drückt, und einen Kuß abstielt. Nicht weit davon beschäftiget sich eine alte Obrigkeitsperson in ihrem leichten Wagen mit Lesung einer Bittschrift, welche den Untergang von zwo oder drey Familien befördern soll. Ein junger Mensch, dem man hier den Namen eines Stutzers beylegt, lärmt und flucht in seiner Kalesche, daß man die Verwegenheit hat, ei-

* Heinrichen den Vierten, der von dem Ravaillac erstochen wurde.

einen Menschen von seinem Stande aufzuhalten. Unaufhörlich schreyt er auf seinen Kutscher: Fahr zu, Fahr zu, du Schlingel Allein, es hilft ihm nichts, wenn er sich gleich das Hertz aus dem Leibe schreyt. Ein dicker, wohlgemästeter Prälate, der breit in seinem Wagen sitzt, widersezet sich seinen Anstalten. Er selbst ärgert sich, daß man gegen seine heilige Würde so wenig Achtung bezeigt. Allein es ist umsonst. Er muß so lange Gedult haben, biß der Fuhrmann, welcher diesen Aufenthalt verursachet hat, ihn wiederum aus dem Wege räumet. Hier hast du, mein werther Yn-Che-Chan, eine Abbildung von dem menschlichen Leben. Ich werde mir allezeit diejenigen Sachen, die mir allhier dem ersten Anblick nach, überaus gleichgültig scheinen werden, zu Nutzen zu machen bemühet seyn. Lebe wohl.

Paris. ——

Der zweyte Brief.

Sioeu-Tcheou, an Yn-Che-Chan.

Nach und nach, mein werther Yn-Che-Chan, bekomme ich von den Sitten und Gebräuchen der Franzosen einigen Begrif. Was aber die Frauenspersonen anlangt, so habe ich bis itzt von ihrer Leibesgestalt und Gesichtsbildung immer noch keinen richtigen Begrif erlangen können. Nicht etwan, weil sie so, wie alles Asiatische Frauenzimmer, verhüllt sind, oder wie die Chinesischen Weibspersonen, sich in ih-

ihren Zimmern sehr eingezogen halten; Sie laufen vielmehr auf allen Gassen der Stadt herum, und die öffentlichen Spatziergänge sind sehr zahlreich damit angefüllt. Immittelst kann man nicht entscheiden, ob diejenigen, die man daselbst zu sehen bekommt, wirklich so sind, wie sie scheinen. Ihr Gesicht ist fast immer von der Kunst entlehnt. Sie haben es des Morgens vor dem Ausgange aus ihren Häusern in gehörige Verfassung gesezt. Sie machen sich eine dem Schein nach, sehr schöne Larve mit weisser, rother, blauer, und schwarzer Farbe. Die beyden leztern Farben dienen, die Adern, und Augenbraunen zu färben. Die schwartze braucht man auch, die Haare damit anzustreichen. Den Tag zuvor hat man vielleicht eine Frau mit lichten Haaren gesehen, die den andern Tag glänzend schwarz erscheint. Die wunderlichen Einfälle einer Französinn, ihr Spiegel, und die Vorschläge ihres Kammermädgens machen es aus, was für eine Gestalt sie den Tag über haben soll.

Die Leibesgestalt der Weibspersonen hier zu Lande hat eben nichts gründlichers und zuverläßigers als die Züge ihres Gesichts. Mit Hülfe von zwo kleinen Stelzen, welchen man den Namen der Schuhe giebt, macht sich ein Frauenzimmer nach belieben um einen bis zween Fuß länger, ohne daß man es gewahr wird, weil die Röcke und Kleider die übermäsige Höhe der Absäze vor den Augen der Leute verbergen.

Ehemals waren die Französischen Damen wie man erzählt, noch nicht zufrieden, daß sie ihre Länge an den Füßen vergrößerten. Durch ihren Kopfputz vermehr-

mehrten sie dieselbe noch mehr. Auf dem Kopfe trugen sie eine kleine Piramide von Leinwand mit Spitzen eingefaßt, die auf künstliche weise durch Kupferdrath gesteift wurde. Zu solcher Zeit geschah es oft, daß eine Weibsperson von drey Fuß so groß, wie ein Riese wurde. Diese Gewohnheit aber hat aus zweyerley Ursachen keinen Bestand gehabt; Erstlich, weil sie für langes Frauenzimmer überaus nachtheilig war; Zweytens, weil der Kopfputz öfters eine grössere Höhe und Länge hatte, als die Person so ihn trug, und man hätte mit gutem Grunde sagen mögen, die Französinnen wären gröstentheils angeputzte, und herumwandernde Säulen von Leinwandt.

So wenig man die Größe der Weibspersonen hier zu Lande recht sehen kann, eben so und noch vielmehr sind die übrigen Mängel ihrer Leibesgestalt versteckt. Ein Buckel mag noch so groß seyn, so verschwindet er mit Hülfe einer sehr weiten Schnürbrust, die einen fliegenden Schlafrock von den Schultern entfernt. Dieser Rock fällt über einem entsezlichen Korbe herunter, der ihn unvermerkt von den Füßen entfernt, und macht, daß er in Gestalt einer Böschung über zween Schritte weit von den Absätzen an der Seite herabhangt.

Du weißt wohl noch nicht, mein werther Yn-Che-Chan, wie ein solcher Korb aussieht. Es ist dieses eine von den allerungereimtesten, und lächerlichsten Moden. Stelle dir eine breite Tonne von funfzehen bis sechzehen Ellen im Umfange vor, deren Reifen von Fischbein, und das übrige ordentlicher weise von einer schlechten Leinwand gemacht ist. Dergleichen Tonne bindet sich eine Weibsperson um den Leib herum,

um, und sieht alsdenn fast wie einer von unsern Predigern aus, wenn er in eine Kanzel tritt, wo er seine gewöhnliche Rede hält. Nichts ist seltsamer, als wenn man sie auf den Straßen gehen sieht, wie sie sich mit ihrer Tonne ernsthaft oder buhlerisch herum dreht, so wie ihre Gemüthsart entweder lustig, oder traurig ist. Sitzt sie in einem Wagen, so macht sie ihn mit ihrer Tonne ganz und gar voll, und legt sie kunstmäsig auf eine solche Weise, daß die Ecken auf beyden Seiten ein wenig über die Thüren heraus ragen. Es möchte alsdenn beynahe heissen, eine Frau sey ein Brustbild, das man auf ein Gestelle gesezt hat, welches mit reichen Teppichen bedeckt ist. Mich dünkt, ich sehe das Bildniß irgend einer Gottheit, das man auf einem Wagen herumfährt.

Steigen die Frauenspersonen aus dem Wagen, so ist ihnen diese Tonne sehr im wege, und macht, daß es ihnen schwer wird, durch eine gar zu enge Thüre heraus zu kommen. Sie können es also nicht vermeiden, daß ihnen nicht alle, welche sie ansehen, biß an das dicke Bein sehen sollten. Wiewohl ich dir gestehen muß, daß mir meine Neugier gar wenig vergolten worden ist. Ich habe Schenkel gesehen, woran gar nichts besonders war, und Füße, die man in China für häßlich achten würde.

Du weißt, lieber Yn-Che-Chan, daß wir es als eine von den vorzüglichsten Schönheiten des schönen Geschlechts ansehen, wenn sie kleine Füße haben. Sobald ein Mädgen auf die Welt kommt, so sucht man der Natur durch die Kunst zu Hülfe zu kommen. Die Wärterinnen sind darauf bedacht, daß sie ihm die Füße sehr fest binden, damit sie nicht groß werden.

den. Die Französischen Weiber hingegen lassen an ihren Töchtern diese Theile des Körpers groß wachsen, und bedienen sich nicht solcher Mittel, die wir haben. Indessen gestehen sie ganz gern, daß kleine Füße unter die wesentlichsten Vollkommenheiten des Frauenzimmers gehören. Denn wenn sie eine gewisse Zeit von Jahren zurückgelegt haben, so thun sie alles mögliche, um den Fehler zu verbessern, den sie in ihrer Jugend sich zugezogen haben. Sie quälen sich an den Füßen mit sehr engen Schuhen. Allein ihre Mühe ist vergeblich. Der kleinste Fuß, den man in Paris antrift, würde zu Pecking tölpisch heissen.

Ich habe hier mit etlichen Franzosen von den Ursachen geredet, die uns veranlaßt haben, daß wir auf kleine Füße an dem Frauenzimmer soviel halten. Diesen Geschmack verwerfen sie, und geben ihn für etwas thörichtes aus. *Ist es nicht toll, sagen sie, daß man Menschen zu Krüppeln macht, um sie schön zu machen, daß man ihnen eine Unbequemlichkeit verursacht, wovon sie die Nachwehen ihr ganzes Leben hindurch empfinden, daß man ihren Gang langsam, ihren Tritt ungewiß, und für die Augen unangenehm macht!* „Ich sehe wohl, war „meine Antwort dagegen, daß Sie nicht wissen, daß „Staatskunst, und Vernunft an unserm Geschmacke „eben so vielen Antheil, als das Vergnügen der Au„gen hat. Das müssen Sie doch ohne Umstände „einräumen, daß kein Anblick schlechter ist, als, wenn „ein Frauenzimmer einen grossen Fuß hat. Sie „können ja nicht einmal es in Paris, an dem Frauen„zimmer recht wohl leiden, warum suchen Sie denn

„al-

„also nicht, dasjenige zu verbessern, was Sie für
„mangelhaft erkennen? Wer weiß über dieses, ob
„nicht die Absicht der alten Chineser hierbey gewe-
„sen ist, den Gang der Weibspersonen langsam, und
„ihre Tritte ungewiß zu machen, damit sie fein hübsch
„zu Hause bleiben, und ein Joch auf sich nehmen,
„welches ihnen um desto erträglicher scheinen kann,
„da es sich auf die Vermehrung der Schönheit grün-
„det, welche dem schönen Geschlechte so sehr am
„Herzen liegt? Daher sieht man auch, daß die Chi-
„nesischen Frauenspersonen diesen Zwang gar gern
„erdulden, und sogar noch vergrössern, um nur recht
„kleine Füßgen zu haben. Dieses können Sie nicht
„in Abrede seyn, daß eine Mode, wenn sie Beyfall
„und Anhänger finden soll, auf das gemeine Beste,
„und auf die Ruhe der Bürger in ihren Häußern
„abzielen muß. Unserm Frauenzimmer wird es viel
„saurer zu gehen, als dem Französischen. Einen
„ganzen Tag herumzulaufen ist ihnen ohne die äuser-
„sten Schmerzen nicht möglich. Und was kommt
„daraus? Dieses, daß sie nur gar wenig aus ihren
„Zimmern kommen, die sich allemal ganz hinten in
„den Häußern befinden: Sie bleiben immerfort bey
„den Weibspersonen, die ihnen aufwarten: Sie ver-
„treiben sich die Zeit mit Sachen, die einigen Ein-
„fluß in ihre Wirthschaft haben: Sie werden in
„ihren nöthigen Geschäften nicht durch den Umgang,
„den sie mit Fremden haben, gestört. Wäre es wahr,
„ohngeachtet es nicht an dem ist, daß kleine Füße an
„dem weiblichen Geschlechte ein Fehler wären, so
„sollten dennoch alle kluge Männer dieser eingeführ-
„ten Gewohnheit Beyfall geben, und sie für die sicher-
„ste Stütze ihrer Ruhe ansehen".

Kaum

Kaum hatte ich aufgehört zu reden, so fieng ein Franzose mit Lachen an: Wenn Sie die Gemüthsart unsers Frauenzimmers wüsten, so würden sie gar nicht auf die Gedanken fallen, daß man sie dadurch zu Hause erhalten könnte, wenn man ihnen kleine Füße machte. Sollte man ihnen auch die Füße glatt wegschneiden, so würden sie auf den Sturtzeln laufen. Bloß der Gedanke des Zwanges und der Einschränkung macht die Europäischen und besonders die Französischen Schönen unruhig. „Ich bedaure Sie also, versezte ich dagegen, daß „Sie sich eine solche Unordnung gefallen lassen müs„sen, und es wundert mich, daß Sie so gar große „Lust zum Ehestande haben. Wäre ich ein Franzoß, „so würde ich mich sehr schwer zur Heyrath ent„schliessen, da ich befürchten müste, eine Frau zu „bekommen, die ich den ganzen Tag über nur ein „paar Augenblicke zu sehen hätte". Ho! Ho! sagte der Franzoß, wir denken hier ganz anders; Ordentlicher Weise ist derjenige Mann der glücklichste, der seine Frau am wenigsten zu sehen bekommt. Von vier Parisern würden gewiß drey zu Narren werden, wenn sie zween Tage bey ihren Weibern zu Hause bleiben müsten. Eher würde man es dahin bringen, daß in Frankreich ein immerwährender Eheloser Standt eingeführt würde, als daß man ein solches Leben führte, das Sie als höchst nöthig zu einer glücklichen Ehe ansehen. Was haben denn Sie in China den ganzen Tag mit ihren Weibern und jene mit Ihnen zu reden, damit Ihnen nicht beyderseits bey einem langen und beständigen Umgange die Zeit lang wird? „Sie geben uns war meine Antwort, durch ihre

Re-

„Reden, durch ihr Bezeigen, durch ihre Handlungen „zu erkennen, daß sie uns lieb haben und nichts kann „uns ein innigeres Vergnügen erwecken". Ha! Ha! sagte der Franzose mit einem höhnischen Gesichte, Sie heißen einander mein Herz, mein Schaz, mein Kind. Poz tausend, wie zärtlich klings dieses! Doch für uns Franzosen scheint so etwas ein klein wenig läppisch.

Ein Fremder, der uns anredte, störte diese Unterredung, daß ich also die unrichtigen Grundsätze, welche dieser Europäer mit einem höhnischen Tone mir vorzutragen sich fertig machte, nicht anhören konnte. Aus dem, was ich dir gesagt habe, kanst du urtheilen, ob es wohl möglich sey, daß viele Leute durch Heyrathen in Frankreich glücklich werden. Ich warte alle Augenblicke auf Nachrichten von dem Tiao, und Choang. Der erste muß nun wohl in Moskau angekommen seyn, und der andere wird ohne Zweifel ehestens in Ispahan ankommen. Melde mir doch, ob Kieou-Che schon nach Japan abgereißt ist, und bitte ihn, daß er an mich schreibt. Lebe wohl.

Paris. —

Der dritte Brief.

Sioeu-Tcheou, an Yn-Che-Chan.

Die Franzosen, mein werther Yn-Che-Chan, haben in vielen Stücken eine Aehnlichkeit mit den Chinesern. Meistentheils befindet sich in ihnen, gleichwie

wie in jenen, ein liebreiches, biegsames, und zärtliches Hertz. Sie sind freundlich, und gar nicht hart, roh, oder hitzig. Gleich bey dem ersten Anblicke zeigt sich die Französische Höflichkeit; sie hat fast in alle ihre Handlungen einen Einfluß. Das gemeine Volk zu Paris hat nichts tölpisches und grobes. Ein Handwerksmann läßt seine Arbeit sogleich liegen, und kommt aus seiner Werkstatt, um einen Fremden, der sich verirrt hat, auf den rechten Weg zu führen, ohne daß er für seine Mühe das geringste verlangt. Hierinnen führt er sich viel anders auf, als das gemeine Volk in Holland. Von diesem hat man mich versichert, daß es nicht einmal die Stunde des Tages, ohne dafür sich bezahlen zu lassen, ansagt.

Jener Tage kam ein Mensch zu einem Wirthe, und sagte mit einem ziemlich unhöflichen Tone: Wohnt nicht hier der Engelländische Gesandte? „Nein, mein „Herr, antwortete ihm der Wirth, er wohnt in der „nächsten Gasse, ich habe die Ehre, ihnen es zu zeigen". Dieses that er auch wirklich, und da er wieder zurück kam, sagte er: Da sehen Sie, der Mensch, den ich hingewiesen habe, ist ein Bürger aus Engelland. Wäre ich in seinem Lande, und verlangte von ihm eben diese Gefälligkeit, so würde er mich gar schön auslachen. Das allerschlimste ist noch, daß er mich mit Kothe werfen würde, wenn ihm meine Gesichtsbildung nicht gefallen sollte, oder wenn er von ohngefähr einen Haarbeutel oder sonst etwas an mir gewahr werden würde, das der Französischen Kleidung gar zu sehr gemäß wäre. „Ich wundere mich entsezlich, sagte ich zu diesem „Pariser, daß Sie sich gegen diesen Menschen hier

„nicht eben so bezeigen, wie er sich gegen Sie bezei„gen würde, da Sie durch verschiedne Beyspiele „überzeugt sind, was Sie sich von seiner bäuerischen „Grobheit zu versprechen haben würden. Warum „machen Sie es nicht zum Voraus also mit ihm, oder „vielmehr, warum vergelten Sie ihm nicht gleiches „mit gleichem, und rächen sich an ihm wegen Ihrer „Landsleute?" Diese Rache, versezte der Franzoß, würde einem edelmüthigen Menschen sehr unanständig seyn. Warum sollte ich einen Menschen beleidigen, der mir in eigner Person nicht das mindste gethan hat? Da er über dieses hier zu Lande ein Fremder ist, so macht dieses ihn in meinen Augen Achtungswürdig. Nächst dem allgemeinen Völkerrechte muß ihm auch noch das Gastrecht wiederfahren. Der Höflichkeit, die man hier bey uns den Fremden erweiset, hat es die Französische Nation zu danken, daß man es ihr zum Ruhme nachsagt, sie verstehe die Vorschriften eines gesitteten Lebenswandels besser, als alle andere Völker. Ihre Nachbarn mögen über ihre Grösse und Macht auch noch so eifersüchtig seyn, so gestehen sie doch diese Wahrheit. Daher ist auch das Reich mit Fremden angefüllt, welche haufenweise zu uns kommen, weil es sich so annehmlich darinnen reisen läßt.

Man mag von diesem Verhalten der Franzosen, mein lieber Yn-Che-Chan, welches von dem Chinesischen ganz verschieden ist, denken, was man will, so kann ich mich doch nicht enthalten, die klugen Reden dieses Franzosen zu billigen. Denn ich sage es gerade heraus, daß die Neigung, Fremde zu betrügen,

gen, die man in Pecking und in den andern grossen Städten unsers Reichs findet, mir unanständig, und der Gemüthsart solcher Leute ganz zuwider scheinet, die sich einbilden, daß sie Fleiß auf die Lehren der gesunden Sittenlehre wenden, und die sich mit so grosser Prahlerey rühmen, daß sie die reinsten Tugenden ausüben. Willst du, mein lieber Yn-Che-Chan, mir erlauben aufrichtig, und offenherzig zu reden, so muß ich dir sagen, daß unsere Landsleute ordentlicher Weise mehr listige und schalkhafte, als ehrliche und redliche Leute sind. Sie können sich vortreflich Gewalt anthun, sich äusserlich gut stellen, und ihre Laster so geschickt verheelen, daß sie den Leuten nichts davon merken lassen. Wenn man aber das Glück hat, ihnen die Larve abzuziehen, welche ihre schädlichen Gesinnungen bedeckt, so erstaunt man, daß in dem Herzen eines Menschen, der äusserlich fast immer wie ein strenger Weltweiser aussieht, die grösten Laster eine unumschränkte Herrschaft ausüben.

Das allerabscheulichste, mein werther Yn-Che-Chan, ist, meinen Gedanken nach, dieses. Jenes gelassene Bezeigen, dessen wir uns befleißigen, muß zur Entschuldigung unserer bösen Thaten dienen. In dem trägen schleichenden Wesen, das uns natürlich zu seyn scheinet, finden wir das Mittel, wodurch wir die Schaam bemänteln, die wir über die Treulosigkeit empfinden sollten, welche wir gegen die Fremden bezeigen. Ich erinnere mich noch, daß ich einmal in der Provinz Kanton mich nicht enthalten konnte, den grösten Unwillen über die Antwort eines von unseren Landsleuten gegen einen Englischen Kaufmann zu empfinden, dem er eine grosse Menge Seide verkauft

hatte. Ehe dieser Europäer die Ballen auf sein Schiff bringen ließ, wollte er sie genau ansehen; Er öfnete den ersten, und fand ihn in sehr guter Verfassung; Wie er die übrigen ansahe, so fand er, daß die Seide überall vermodert war. Er stellte dem Chineser seine Treulosigkeit, und Spitzbüberey sehr lebhaft vor. Dieser aber ließ sich in seinem eben so seltsamen, als übel angebrachten Kaltsinn nicht stören, und sagte: Ich würde Sie viel besser bedient haben, wenn Ihr schelmischer Dolmetscher mich nicht gewiß versichert hätte, daß Sie die Ballen gar nicht durchsuchten.

Ich bin noch bey einem andern Auftritte zugegen gewesen, da die Unverschämtheit eines Chinesers eben so groß war, als jenes Kaufmanns von Kanton. Ein Bauer aus einem Dorfe bey Pecking kam an einem Markttage in diese Stadt, um daselbst seine Lebensmittel zu verkaufen. Er verkaufte an einen Holländer einen Schinken. Da der Käufer nach Hause kam, ließ er seinen Schinken kochen, und wollte davon essen. Er erstaunte ganz entsezlich, da er mit dem Messer ihn anschnitt, und gewahr wurde, daß die Speise, womit er sich zu sättigen gedachte, in einem Stücke Holz bestund, das mit einer fetten und röthlichten Erde statt des Fleisches bedeckt, und künstlich mit Schweinsleder überzogen war. Ohngeachtet er sich sehr darüber entrüstete, so muste er doch sich es gefallen lassen. Etliche Tage darnach gieng er wiederum auf den Markt; Er fand eben denselben Bauer wieder, der ihm Kapauner anbot. Wir wollen, sagte er, erstlich nachsehen, ob es mit deinen Kapaunern etwan eben so aussiehet, als mit deinen

Schin-

Schinken. Da nun der Holländer den Kapauner, der ihm in die Hände gegeben wurde, untersucht hatte, so fand er, daß man ihm die Brust geöfnet, alles Fleisch herausgenommen, und statt dessen Werk hineingestopft hatte. Wie der Bauer sahe, daß seine Schelmerey entdeckt war, so schämte er sich nicht im mindsten, sondern sagte: „Ich bin ein sehr dummer „Kerl, und ihr seyd viel gescheiter, als ich. Künftighin will ich mir mit den Europäern nichts zu schaffen machen. Ich sehe wohl, daß sie mehr, als die „Chineser verstehen".

Wir können gar nicht in Abrede seyn, mein werther Yn-Che-Chan, daß diese Gleichgültigkeit, die zu Verringerung der, auf das Laster von Rechtswegen erfolgenden Beschämung dient, viel strafbarer ist, als eine gähling Heftigkeit, die bey dem Anblicke einer vorzüglichen Schelmerey noch wohl Verzeihung werth ist. Die Gelassenheit bey dem Verbrechen ist viel tadelnswürdiger, als die Heftigkeit, weil es scheint, daß man im ersten Falle mit völliger Freyheit handelt, und die Seele sich aller ihrer Kräfte bedient. Im andern Falle hingegen macht eine Art von Wuth, deren man sich nicht enthalten kan, daß wir wider unsern Willen Dinge vornehmen, die wir eher, als alle andre tadeln würden, wenn wir uns bey der völligen Herrschaft über unsere Vernunft erhielten.

Daß also unsere Landsleute in ihren strafbaren Handlungen ein so gleichgültiges Bezeigen beybehalten, dieses will mir durchaus nicht gefallen. Indessen bin ich ganz und gar nicht geneigt sie zu tadeln, wenn sie in den übrigen Handlungen sich selbst völlig in der Gewalt haben, und die heftigen Regungen des

Gemüths dämpfen, welche sie an den Europäern und besonders an den Franzosen so sehr verwerfen. Zwischen einem Menschen, der bey allen Gelegenheiten bedachtsam und mit Ueberlegung verfährt, und niemals aus seiner gewöhnlichen Verfassung ausschweift, und zwischen einem andern, der sich seinem Zorne, seiner gähligen Hitze, seiner Wuth überläßt, mache ich einen eben so grossen Unterschied, als zwischen zween Menschen, wovon der eine allezeit bey gesundem Verstande, und der andre ein Narr ist, der zwar auch gesunde Stunden und Tage, doch aber auch sehr oft gefährliche Anfälle hat.

Wenn ich daher, mein lieber Yn-Che-Chan, unsere Landsleute tadle, so darfst du derhalben nicht denken, daß ich das muthwillige Verhalten, von dreyen Viertheilen unter den Franzosen entschuldigen will. Wäre dieses meine Absicht, so weiß ich, daß meine Bemühungen unnützlich, und meine Arbeit vergebens seyn würde. Wenn du in Pecking mit ihnen etwas zu thun gehabt hast, so haben sie es dir mehr als zu sehr gewiesen, wie weit sie es in ihrer auffahrenden Hitze treiben. Ich besinne mich, daß du einmal mit einem Französischen Kaufmanne ein Gespräch hattest, und nach diesem mir sagtest, in einem Monate könnte ein Chineser nicht soviel hören, als ein Franzoß in einer Stunde plauderte. Wie würde dir nun ihr geschwäziges und faselhaftes Wesen gefallen, wenn du so, wie ich, mitten unter ihnen wärest? Soltest du ein beständiges Gesumme von verschiednen Stimmen hören, so würdest du ohne Zweifel glauben, du wärest mit einem Bienenschwarme umgeben, welchem der Himmel menschliche Körper ver-

verliehen hätte. Denn die Franzosen, und sonderlich die jungen Leute reden in Gesellschaft nicht einer nach dem andern. Sie fürchten, es möchte ihnen an der Zeit fehlen, und schreyen ordentlicher Weise lieber alle auf einmal, als daß sie sich deutlich ausdrücken, und einander ihre Gedanken recht erklären. Manchmal geschicht es wohl, daß zween oder drey reden, zween oder drey andre singen, und wiederum zween, oder drey pfeifen. Indessen ist dieses in Frankreich durch die Höflichkeit als eine Regel festgesezt, daß man sachte, auf eine sitsame Art, und, wenn andere schweigen, reden solle. Doch, soviel ich habe abnehmen können, so finden sich zwar in allen Stücken hier zu Lande sehr schöne Geseze, und überaus vernünftige Vorschriften; Nur daß sie schlecht beobachtet werden, und weiter zu nichts gemacht sind, als zu zeigen, daß die Franzosen zwar wissen, was gut und vernünftig ist, doch sich gar wenig darnach achten. Oefters hört man die Leute sagen, man dürfe sich niemals von seiner gar zu lebhaften und hitzigen Gemüthsart bemeistern lassen, ein rechtschafner Mann müsse Herr über seine Leidenschaften seyn, er müsse sich von jenem lebhaften, muthwilligem und unruhigem Wesen entfernen, da ein Mensch alles thun, alles sagen, alles ausführen, alles davon tragen will. Eben diejenigen Leute, welche dergleichen schöne Ermahnungen geben, gerathen selbst in die Fehler, die sie verwerfen, weil sie sich nicht bey guter Zeit gewöhnt haben, ihren Regungen zu widerstehen, und die Hitze ihres Naturells zu dämpfen.

Lebe wohl, mein werther Yn-Che-Chan.

Der vierte Brief.

Sioeu-Tcheou, an Yn-Che-Chan.

Ich fahre fort, mein werther Yn-Che-Chan, die Sitten der Franzosen genau zu prüfen. Um desto gründlicher davon urtheilen zu können, vergleiche ich sie mit den Gebräuchen und Gewohnheiten der Chineser. Ich seze die Neigungen beyder Völker gegen einander. Dann sehe ich ganz leicht, worinnen sie einander ähnlich, oder von einander unterschieden sind.

In gegenwärtigem Briefe will ich dir noch etwas von der Französischen Nation überhaupt sagen. Ich achte es für unumgänglich nöthig, hiervon einen deutlichen, und richtigen Begrif zu haben, ehe man zu einer umständlichen Beschreibung der verschiedenen Stände, und einzelner Personen schreitet.

In meinem leztern Briefe habe ich dir gemeldet, daß die Franzosen von dem Wohlstande gut unterrichtet sind, daß sie schöne Geseze haben; Daß sie aber den erstern nicht sonderlich beobachten, und sich den leztern gar schlecht unterwerfen. Hiervon sehe ich alle Tage Beyspiele an der schlechten Achtung, welche sie gegen alte Leute bezeigen. Und gleichwohl ist es bey ihnen einer der vornehmsten Grundsäze, daß nichts so ehrwürdig, als das Alter sey. Ein junger Laffe sezt sich an öffentlichen Orten, auf den Schauplätzen, in den Kirchen über einen alten Mann von 70 Jahren, ohne sich im geringsten gegen ihn höflich zu bezei-

zeigen. Ja sogar, wenn der alte Mann von geringerm Stande, und von niedrigerm Herkommen, als er ist, so verachtet er ihn. Bey den Chinesern würde man einen dergleichen Menschen für einen unsinnigen ansehen, dem der Stolz den Kopf verrückt hätte. Wir sind mit Gewißheit überzeugt, es gezieme sich nicht nur gegen jedermann, sondern vorzüglich gegen alte Leute höflich, liebreich, und leutselig zu seyn. Denn man muß sie als solche Leute ansehen, welche durch die Jahre, und lange Lebenszeit einen Vorrath von Weißheit und Erkänntniß gesammlet haben, welcher dem grösten Theile der Menschen fehlt. Bey den Chinesern macht die Geburt, der Reichthum, die Ehrenstellen, und Würden niemanden von den schuldigen Pflichten gegen alte Leute loß. Sogar der Landesherr macht sich einen Ruhm und Ehre daraus, daß er das Alter an den alten Leuten von dem geringsten Stande verehret. Ich besinne mich, daß einige Monate vor meiner Abreise aus Pecking ein kleiner Mandarin, der hundert Jahre alt war, sich am Neuen Jahrstage in den Pallast begab, und dem Kayser aufwarten wollte. Ohngeachtet dieser Herr an demselben Tage die Gewohnheit hatte, daß er niemanden vor sich kommen ließ, so gab er doch den Befehl, diesen ehrwürdigen alten Mann vor ihn zu bringen. Er ging ihm entgegen, ließ ihn nicht zum Fußfalle kommen, und sagte ihm überaus gnädig: *Weiterhin soll es euch frey stehen, mich jedesmal nach eurem Belieben zu sehen, und zu sprechen. Ich spreche euch von allen Ceremonien frey. Ich selbst werde euch entgegen gehen; Diese Ehre bin ich eurem Alter schuldig. Um euch noch nach-*

drücklichere Proben von meiner Achtung gegen euch zu geben, mache ich euch zum Oberaufseher des Mathematischen Tribunals. Dieser alte Mann, mein werther Yn-Che-Chan, prieß sich, wie du leicht denken kannst, glückselig, daß er denselben Tag erlebt hatte. In Frankreich hingegen ist es etwas sehr gewöhnliches, rechtschafne, verständige Leute zu sehen, die wegen der Verachtung, welche ihnen wiederfähret, und da man sogar wenig aus ihnen macht, es bedauern, daß sie sogar alt worden sind, und wünschen, daß der Tod ihnen einen Theil von ihrem Unglücke erspart haben möchte.

Bey den Franzosen ist es fast eben so schlimm, wenn die Leute alt werden, als in China, wenn jemand in eine ansteckende Krankheit verfällt. Jedermann vermeidet sie, und geht ihnen aus dem Wege. Es kommt wohl gar soweit, daß man einem alten Manne ins Gesicht sagt: **Wie kommt es, daß ihr euch nicht begraben lasset? Was stellt ihr weiter hier in der Welt vor? Ihr dienet weiter zu nichts, als daß ihr den Leuten zur Last seyd.** Es ist etwas sehr gemeines, daß man sagen hört, wenn von gewissen ehrwürdigen Alten die Rede ist: **Es ist ein alter kindischer Mann, ein guter ehrlicher Graukopf, der stets wie im Traume geht.** Solte ein Mann vom Bürgerstande, der so alt ist, als jener Mandarin wäre, dem der Kayser so viel Ehre und Freundschaft erwiesen, an einem grossen Galatage vor die Thüre eines grossen Herrn in Frankreich kommen, ich bin versichert, er werde vom Glücke zu sagen haben, wenn er nicht als ein unhöflicher Gast abgewiesen oder wohl gar fortgejagt würde. Genug hiervon,

lie-

lieber Yn-Che-Chan, wir wollen an etwas anders denken.

Mich dünkt, der Eigennutz herrsche in den Gemüthern der Franzosen nicht so sehr, als bey den Chinesern. Dir ist bekannt, daß dieses an unserer Nation der Hauptfehler ist, und macht, daß die Chineser allerhand Gattungen von Personen spielen. Ein Europäischer Gelehrter, der eine Geschichte von unserm Reiche geschrieben hat, wirft ihnen vor, diese Schwachheit bringe sie sogar so weit, daß sie sich ganz uneigennützig stellen. Ich glaube, der hat Recht, und sagt mit gutem Grunde*: Wenn irgendwo etwas zu gewinnen ist, so sind sie im Stande, alle ihre Verstandskräfte dran zu wenden. Sie suchen sich bey Leuten, die ihnen zu ihrem Verlangen beförderlich seyn können, auf eine listige Art einzuschmeicheln. Sie bemühen sich ganz von weitem durch öftere Dienste um ihre Freundschaft. Sie richten sich nach einem jeden mit einer unglaublichen Willfährigkeit. Die allergeringsten Veranlassungen, die man ihnen giebt, machen sie sich zu Nutzen, um ihre Endzwecke zu erreichen. Vortheil ist gleichsam die Triebfeder aller ihrer Handlungen. So lange sich der mindste Nutzen zeigt, lassen sie sich nichts verdrüssen, und sie unternehmen die allerbeschwerlichsten Reisen. Kurz, dieser ist es, der sie in eine immerwährende Bewegung sezt; dieser macht es, daß sich auf den Gassen, auf den Flüssen, auf den Landstrassen immerfort unzähliche Leute befinden, die hin und wieder gehen, und immerfort in Beschäftigungen sind. Fast

* Description de la Chine, & de la Tartarie Chinoise par le P. J. B. du Halde. T. II. p. 93.

Fast möchte man sagen, mein lieber Yn-Che-Chan, daß die Franzosen eben nicht mehr stille sitzen, als die Chineser, und eben so sehr auf ihre Handlung erpicht sind. Auf sie könnte man ebenfalls alles das anwenden, was dieser Verfasser von unsern Landsleuten sagt, biß auf die Staatswissenschaft, wovon hier zu Lande Leute, die vor sich leben, auch sogar die ersten Grundsäze nicht wissen. Die Franzosen sind viel zu lebhaft, als daß sie sich lange Zeit zwingen können; und ohngeachtet sie auch sehr gern Geld verdienen, so würde es ihnen doch unmöglich seyn, sich ganz von weitem durch öftere Dienste um die Freundschaft gewisser Leute zu bemühen, und sich mit unglaublicher Willfährigkeit nach einem jeden zu richten. Diese Willfährigkeit ist in Frankreich eine fast ganz unbekannte Sache. In Italien aber und in verschiednen andern Ländern soll sie, wie man mich versichert hat, noch weiter, als in China getrieben werden.

Gesezt, die Französischen Kaufleute sind nicht vermögend, sich von weitem Mittel zu Beförderung ihrer Handlung zu verschaffen, so fehlt es ihnen doch nicht an allerhand Mitteln, die sie in ihrer eignen Gemüthsart, und der Verfassung der ganzen Nation finden. Die Freundlichkeit des Verkäufers, und die Neugier des Käufers sind hier zu Lande die zwo Hauptstüzen der Handlung. Einem Franzosen ist es fast unmöglich, bey einem Kaufmannsladen vorbey zu gehen, ohne daß ihn die Lust ankommt, etwas von den darinnen befindlichen neuen Moden zu sehen. Der Kaufmann legt sie sogleich den Neugierigen vor, und der Eintrit in sein Gewölbe steht sogar denen offen,

die

die gar nicht die mindsten Gedanken haben, etwas zu kaufen. Daher geschicht es, daß sehr oft ein Mensch, der weiter keine Absicht hatte, als ein Stück Stof, eine Uhr, einen Degen, und dergleichen zu sehen, dem Vergnügen, es eigenthümlich zu besitzen, nicht widerstehen kann. Denn die Herrschaft der Mode hat in den Gemüthern der Franzosen eben so viel Gewalt, als die Eifersucht bey den Türken, und Tartarn.

Die Pariser, und besonders diejenigen, deren Gewölber auf einem grossen Bazar *, neben dem Hause sind, wo man Gerichte hält **, haben ganz eine besondere Art an sich, Käufer zu verschaffen, die unsern Chinesern gar nicht anstehen würde. Wenn ihre Weiber ein hübsches Ansehen haben, so lassen sie dieselben an der Gewölben-Thüre treten, gleich als ob sie eine gewisse Gattung von Schild, oder Zeichen wären, woran man die darinnen zu verkaufende Waaren erkennen könnte. Da nun die Franzosen von Natur gern scherzen und lustig sind, so können sie sich gar nicht enthalten, mit einer hübschen Frau etliche Augenblicke zu plaudern. Mit Hülfe der schönen Sachen, die man der Frau vorsagt, verkauft der Mann immer ein Stück nach dem andern aus seinem Gewölbe. Man hat mich versichert, daß viele von denen, die keine hübschen Weiber haben, und doch diesen Vortheil nicht einbüssen wollen, statt jener ein wohlgestalltes Mädgen, dem sie ein gewisses Geld geben, an die Gewölben-Thüre stellen, wenn etwan ihre geliebte Hälfte eine gar zu kurze Nase, oder kei-

* Dieses Wort bedeutet einen Marktplatz.

** Die Kaufmannsläden im Palaste.

keine wohlgebildeten Augen hat. Denn du must wissen, mein werther Yn-Che-Chan, daß das, was man in Europa schön heißt, in China häßlich genennt wird. Die Völker sind in ihren Meynungen so sehr verschieden, daß sie nicht einmal in dem, was sie schön oder häßlich macht, einerley Gedanken hegen *. Trauriger Beweiß von der Ungewißheit, in welcher alle Menschen gleich als in einem Meere schwimmen, ohne Hofnung, in einer dunkeln Nacht das Ufer zu erreichen! Bey uns besteht die Schönheit in einer breiten Stirne, kurzen Nase, kleinen Augen, breiten und viereckichten Gesichte, grossen und langen Ohren. In den Augen eines Parisers würde dergleichen Gesichtsbildung abscheulich seyn. Nach seinen Gedanken gehörte zur Schönheit eine mehr lange, als kurze Nase, grosse und weite Augen, ein etwas langes und ovales Gesicht, kleine Ohren, und eine eher schmale, als breite Stirne. Da nun der Geschmack der Europäer und der Chineser so sehr verschieden ist, so kommt es mir sehr wunderbar vor, daß ein Französischer Schriftsteller, den ich vor ein paar Tagen gelesen habe, behaupten will, wir hätten biß auf einige Kleinigkeiten von der Schönheit einerley Begrif. Ich glaube nicht, daß zwey Völker in irgend einem Begriffe einander mehr zuwider sind, als die Chineser und Franzosen in diesem.

Uebrigens habe ich angemerkt, daß die Europäer zu allen Zeiten aus breiten Stirnen, die wir so sehr lieben, wenig gemacht haben. Ein alter Römer macht

* Turpis Romano Belgicus ore color. *Propert.* L. II.
Ein Belgisches Gesicht
Gefällt dem Römer nicht.

macht viel Rühmens von der kleinen Stirne seiner Geliebten *. Die Römischen Frauenspersonen gaben sich so viele Mühe, eine kleine Stirne zu bekommen, daß sie sich deßwegen die Köpfe banden. Unterdessen würde eine gar zu schmale Stirne heut zu Tage in Frankreich niemanden gefallen, und für ein Merkmal eines blöden Verstandes angesehen werden. In Paris verlangt man weder eine alte Römische, noch eine Chinesische Stirne. Jene würde, weil sie gar zu klein, und diese, weil sie zu groß ist, keinen Beyfall finden. Vielleicht ist dieses die einzige Sache, worinnen die Franzosen der Mittelstrasse den Vorzug geben.

Lebe wohl, mein lieber Yn-Che-Chan, und schreibe mir, wie du dich befindest.

Paris. —

Der fünfte Brief.

Sioeu-Tcheou, an Yn-Che-Chan.

Die Franzosen, mein werther Yn-Che-Chan, mögen von sich selbst noch so sehr eingenommen seyn, sie mögen gleich von allen dem, was sie thun, und was sich bey ihnen befindet, eine noch so vortheilhafte Meynung hegen, so bezeigen sie doch immer keinen sonderlichen Widerwillen gegen ausländische Sitten, und besonders gegen fremde Moden. Sie nehmen dieselben gar leicht an. Freylich setzen sie

* Horaz rühmt an seiner geliebten Licoris, daß sie Insignis tenui fronte, mit einer schmalen Stirne versehen sey.

sie etwas dazu, oder nehmen etwas davon, damit sie sagen können, daß der gute Französische Geschmack darinnen herrsche. Denn man trauet zwar hier zu Lande auch den Leuten in fremden Ländern Witz und gesunden Verstand zu; Inzwischen denkt man immer, dieser Witz und Verstand sey anderwärts nicht so gereiniget, als in Frankreich. Die Franzosen haben Geschicklichkeit genug, sich die Entdeckungen der Fremden zu Nutzen zu machen. Auf der andern Seite aber sind sie so stolz, daß sie sich dieselben gar zu gern zueignen, und für die Erfinder davon, oder wenigstens für diejenigen angesehen seyn wollen, die sie zur Vollkommenheit gebracht haben, indem sie dieses oder jenes daran ändern. Vielleicht fragst du mich, mein lieber Yn-Che-Chan, worinnen diese Aenderungen bestehen. Hierauf kann ich dir sagen, daß sie fast immer mehr in die Augen fallend, als gründlich, mehr sinnreich, als nützlich sind. Indessen ist es doch allemal zu loben, wenn ein Mensch alles das, was ihm dienen kann, seinem Geschmacke gemäß einzurichten weiß.

Unsere Chineser haben zwar eben so viel Stolz, als die Franzosen, wenn sie nur eben so geschickt wären, und von den Anweisungen, die sie von andern Nationen erhalten, zu Beförderung der Vollkommenheit in den Künsten und Wissenschaften Vortheil zu ziehen trachteten. Unser Eckel vor den Sitten der Europäer ist eben so nachtheilig, als lächerlich. Er wird biß aufs äuserste getrieben, und ich kann gar nicht begreifen, wie es zugeht, daß er bey einem Volke so sehr statt finden kann, wo das Bestreben nach der Weißheit die Hauptbeschäftigung aller Leute ist, die zu Aemtern gelangen wollen. Wir

Wir sehen alle Tage Europäische Schiffe; wir bewundern ihre Bauart: Die unsrigen sind schlecht gebauet, zur Schiffahrt gefährlich, und für die Seeleute ziemlich unbequem. Gleichwohl wollen wir immer noch nicht von unserer alten Bauart abgehen. Wir achten es für eine Sünde, etwas darinnen zu ändern, und denken, die Hoheit des Kayserthums würde darunter leiden; Gleich als ob die Grösse eines Staats von der Behauptung, und Dauer alter Irrthümer, die darinnen tiefe Wurzel gefaßt haben, herrühre; Und als ob man dadurch nicht mehr so berühmt, und furchtbar sey, wenn man klüger, und geschickter wird. Wir wollen es nur gestehen, mein lieber Yn-Che-Chan, daß unser Stolz sehr übel angebracht ist. Verdiente der Hochmuth der Baumeister in Pecking nicht Mitleiden, da man sie mit Gewalt zwingen muste, den Tempel, der in der Ringmauer des Palasts steht, nach einem aus Europa gekommenen Muster zu bauen?

Ich halte den alten Chinesern jenen lächerlichen Stolz zu gute, da sie noch keine Känntniß von der Welt hatten, und die ersten Europäer, die zu ihnen kamen, fragten, ob sie denn auch Städte, Dörfer, und Häuser bey ihnen hätten. Damals mochte es noch hingehen, daß sie sich vorstellten, ihr Kayserthum habe einen fast eben so grossen Umfang, als die Erde, ausserhalb China wäre nichts schönes, und gutes anzutreffen, und die Lettreen * wüsten alles, was nur zu wissen möglich wäre. Heut zu Tage aber, da sie wissen, wie weit die Europäer es ihnen fast in allen Künsten und Wissenschaften zuvor thun, sollten sie

* Also heissen die Gelehrten in China.

doch wohl ihre Irrthümer fahren lassen, und von ihren Vorurtheilen sich loßsagen. Wie gut wäre es, wenn sie zuweilen auf eine Landcharte sähen, und bey dem Anblicke des kleinen Stückgens von Erde, welches das Reich China einnimmt, ernsthafte Betrachtungen über die unrichtige Vorstellung von jener ungeheuren Grösse anstellten, die sie ihrem Lande beylegten, ehe sie den völligen Umfang der Erdkugel wusten! Es war dieses ehemals zween Mandarinen, meinen guten Freunden, sehr nüzlich. Sie sahen sich auf einer Landcharte in Gesellschaft eines Europäers um, und fragten ihn, wo denn ihr Vaterland wäre. Ihrer Meynung nach muste es wenigstens den halben Theil der Erdkugel, welcher Europa, Asien, und Afrika in sich hält, einnehmen. „Hier sehen Sie, sagte „der Europäer, diesen Fleck, dieses ist Asien. In „diesem Theile der Welt liegt Persien, Indien, und „die Tartarey. China nimmt hier dieses kleine Fleckgen ein". Die Mandarinen erstaunten, sahen einander an, und schrien alle beyde: **Nun, das ist ziemlich klein!**

Wenn die Chineser in ihrem Stolze von den Franzosen unterschieden sind, und ihre Eigenliebe sich nicht so weit erstreckt, so verhalten sie sich doch in der Liebe zum Leben, und in der Sorge, die sie sich über dasjenige geben, was nach ihrem Tode geschehen soll, auf einerley Weise. Vielleicht ist dieses ein Umstand, worinnen diese zwey Völker einander am meisten ähnlich sind.

Die Chineser fürchten sich unaufhörlich vor der Herannahung des Todes. Dieses schreckliche Andenken störet den Lauf ihres ganzen Lebens; Es vergällt ihre

süsse-

süssesten Ergözlichkeiten; Mitten in ihren Lustbarkeiten, in ihren Spielen, auf den Schauplätzen quält sie dieser traurige Gedanke. Ein Theil ihres Lebens wird dazu angewendet, daß sie die zu ihrem Begräbnisse nöthigen Anstalten machen. Die Vorsicht, oder vielmehr die Thorheit des Volkes geht in diesem Stücke entsezlich weit. Mancher arme Handwerksmann hat wohl kaum 50 Thaler im Vermögen, und läßt sich doch wohl davon, mehr als 20 Jahre vor seinem Tode, einen Sarg bauen. Dieser ist in seinen Augen der kostbarste, und nüzlichste Haußrath in seinem Hause. Es ist fast, als ob er befürchtete, man möchte nach seinem Tode nicht soviel finden, als zu seiner Beerdigung nöthig ist, und als ob er es für seine hauptsächlichste Beschäftigung achtete, für dasjenige zu sorgen, was er alsdenn vonnöthen haben wird, wenn er keine Empfindung mehr hat, und zwischen ihm, und dem leblosen Holze, in welches man ihn einsperrt, kein Unterschied seyn wird.

Wenn ich, mein lieber Yn-Che-Chan, sehe, wie eifrig alle Menschen, und sonderlich die Chineser auf ihre Begräbnißanstalten bedacht sind, so dünkt mich, ich sehe einen verrückten Menschen, der die Schale einer Frucht, aus welcher er den Kern genommen hat, in güldene Gefässe einschliessen läßt. Was ist eine Leiche anders, als ein stinckendes und verwestes Stück Erde, aus welchem das brauchbare und gute ausgedünstet ist?

Die Mühwaltung, die sich die Europäer mit ihrer Beerdigung machen, ist eben so groß, als bey den Chinesern. Ihre Begräbnißplätze sind mit Grabschriften, ihre Tempel mit Grabmälern angefüllt. Sie

wenden, so lange sie leben, auf deren Erbauung ansehnliche Summen. Mancher würde, das Leben eines elenden Menschen zu retten, kaum 10 Thaler hingeben. Eben dieser verwendet 10000 Thaler auf die Erbauung eines prächtigen Grabmals, auf welches alle Titel, Namen, und Aemter desjenigen geschrieben werden, welcher dereinst darinnen sein Grabmal finden soll. Sodann erwartet man die Zeit, wenn er selbst hineinkommt, damit man die unverschämtesten Lügen in einer Lobrede darauf sezen kann, die mit güldenen Buchstaben auf den härtsten Marmor gegraben wird.

Eben solche Lügen sind es, wodurch die Geschichte der Europäer verdunkelt, und mit erdichteten und falschen Nachrichten angefüllet worden ist. Von den Grabschriften läßt sich eben das sagen, was ein alter Römischer Redner von den Familiennachrichten, und Lebensläufen sagt. Er zeigt uns, daß die Leichenreden zur Verfälschung der Geschichte vieles beygetragen hätten. „Wie viele Dinge, spricht er*, hat „man nicht hineingesezt, die niemals geschehen sind? „Wie viele Siegeseinzüge, die man niemals gehal„ten hat? Sogar hat man Bürgermeisterämter an„gegeben, wovon niemand etwas wuste. Man „hat Familien drauf gesezt, als ob sie nach der Zeit „von den Patriciern unter die Plebejischen gekommen „wä-

* Quanquam his laudationibus historia rerum nostrarum facta est mendosior. Multa enim scripta sunt in eis, quæ facta non sunt, falsi triumphi, plures Consulatus, genera etiam falsa, & ad plebem transitiones, cum homines humiliores in alienum ejusdem nominis infunderentur genus; ut si ego me a M. Tullio, qui Patricius Consul Anno X. post Reges exactos fuit. Cic. in Bruto, C. XVI.

„wären; Immassen sich viele Leute in ein vornehmes „Geschlecht eindrungen, weil sie dessen Namen führ„ten; Eben als wenn ich sprechen wollte, ich stam„mete von dem M. Tullius einem Patricier her, „welcher 10 Jahre nach der Vertreibung der Könige „Bürgermeister gewesen ist, weil ich so, wie er, „Tullius heisse.

Was dieser Redner von den Römern saget, dasselbe kann man mit gutem Grunde auf die Franzosen anwenden. Alle Tage siehet man neue Geschlechtsregister, die aus falschen Titeln, oder aus erdichteten Urkunden gemacht sind, womit man nach der Zeit die Geschichtsbücher, die am meisten in Ansehen sind, anfüllt. Es befindet sich hier eine starke Sammlung von der Geschichte, der man den Namen eines Wörterbuchs der Geschichte, Dictionnaire Historique, * beygelegt hat. Zum Theil ist es voll von den neuesten Geschlechtsregistern und Familiennachrichten, die man mit Hülfe einer Aehnlichkeit des Namens, oder einer lügenhaften Grabschrift zu den allerältesten Geschlechtern gesezt hat, welche gröstentheils gänzlich verloschen sind. Melamp, dessen Großvater ein Apothecker in einer kleinen Stadt der Provinz Isle de France gewesen ist, stammt in dieser Sammlung von den ersten Grafen von Bes * * * her. Alcip, dessen Aeltervater ein Roßkamm war, hat zu seinem Stammvater einen Oberstallmeister Karls des Grossen; und Crisalo, dessen Urältervater ein Weinhändler gewesen ist, leitet sein Geschlecht, vermöge einer alten Grabschrift, die sich in einer Kirche gefunden hat, von einem Italienischen Fürsten her.

* Das Wörterbuch des Moreri.

Lysander hat in einer Aufschrift, die er auf sein Grab setzen ließ, nur kürzlich reichlichen Stof zu Bestätigung der Mährgen gegeben, welche seine Nachkommen etwan aussinnen wollen. Er hat von allen Städten, wo auf seine Veranstaltung Brod für das Kriegsheer gebacken worden ist, die Namen drauf stechen, und zu diesem Geographischen Verzeichnisse hinzusetzen lassen: **Er allein unterstützte die Stärke und Herzhaftigkeit der Soldaten.** Kann nun einer, der es vergessen hat, daß Lysander für die Lebensmittel und für das Futter gesorgt hat, nicht denken, er sey Feldherr gewesen? Wer wird es errathen können, daß er durch Brod und Fleisch **die Stärke und Herzhaftigkeit der Soldaten unterstützt hat?**

Von Rechtswegen, mein werther Yn-Che-Chan, sollte es zum Besten der Geschichte, und zur Erhaltung der Hochachtung, die man der Wahrheit schuldig ist, in allen Ländern auf das schärfste untersagt seyn, daß niemand eine öffentliche Aufschrift, sie sey, von was für Art sie auch wolle, aufrichten dürfte, wenn sie nicht vorher durch dazu ausdrücklich gesetzte Leute geprüft worden ist. Sodann würde man auf dem Grabe eines Feldherrn die Thaten desselben, so wie sie es verdienen, entweder schelten, oder loben. Die Schmeicheley würde nicht Lobserhebungen, die für einen Turenne, Villars, Broglio, und Cogni allein gehören, an einen Te * * verschwenden können; Kein Chamillard würde sich Hofnung machen dürfen, um eines Hospitals und Dagvesseau willen bey der Nachwelt berühmt zu werden. Von allen diesen Französischen Namen würde ich dir keinen nennen,

nen, woferne nicht deine genaue Bekanntschaft mit Mißionarien seit mehr als zwanzig Jahren, und die Känntniß ihrer Sprache, die du vollkommen verstehest, dich dahin gebracht hätten, daß du sogar die Geschichte des hiesigen Landes weist. Indessen muß ich dir sagen, daß ich seit meinem Hierseyn gemerkt habe, daß die Bücher, die uns die Mißionarien in China geliehen haben, überhaupt weder sorgfältig geschrieben, noch in allem richtig sind. Wir haben das, was uns dieser oder jener Europäer sagte, gar zu leicht als Wahrheiten angenommen. Sie sowohl, als die Verfasser jener Bücher hatten ihre Absichten, daß sie die Wahrheit verheelten. Ich will dir, so viel als mir möglich seyn wird, die Fallstricke, die sie uns gelegt haben, zu zeigen mich bemühen. Traue ja niemals Leuten, die gar zu sehr für ihre Meynung eingenommen sind. Lebe wohl.

Paris. —

Der sechste Brief.

Sioeu-Tcheou, an Yn-Che-Chan.

Die Zeit erlaubte mir nicht, dir, mein werther Yn-Che-Chan, in meinem leztern Briefe die Aehnlichkeit zwischen den Franzosen und Chinesern, in Ansehung der grossen Begierde zu leben, vollkommen zu zeigen. Ich konnte dir weiter von nichts sagen, als von der Gleichheit ihrer Gesinnungen, in dem Verlangen, nach ihrem Tode durch Begräbnisse und Grab-

Grabschriften ein Andenken von sich zu hinterlassen. Heut will ich nachholen, was ich dort wegzulassen genöthiget war.

Die vielen Gebräuche, welche die Franzosen beobachten, wenn sie krank liegen, sind, wie mich dünkt, deutliche Merkmale von der grossen Furcht wegen des Verlusts ihres Lebens. Die Chineser haben eine grosse Liebe zum Leben. Doch meistentheils nehmen sie, wenn sie in eine gefährliche Krankheit gerathen, ihre Vernunft zu Hülfe, sie thun sich selbst Gewalt an, und erwarten den Tod mit ziemlicher Gelassenheit. Es ist sogar nicht eben viele Behutsamkeit nötig, wenn man ihnen denselben ankündigen will. Hingegen bey den Franzosen muß man dabey sehr behutsam verfahren. Der Arzt redt davon auf eine sehr zweydeutige Weise; Die Geistlichen erklären sich nicht viel deutlicher. Ihre Mühe und Beystand bieten sie bloß, als Erleichterungen an, die sowohl zur Beruhigung der Seele, als zur Wiederherstellung des Körpers dienlich seyn sollen.

Es ist etwas sehr gewöhnliches, daß man Franzosen, wenn sie besonders etwan von vornehmen Stande sind, sterben sieht, ohne, daß man sich getrauet hat, ihnen ohne Umstände, und mit deutlichen Worten zu sagen, wie gefährlich es mit ihnen aussieht. Einem vornehmen Manne thut man den Vorschlag, er soll sein Testament machen, weil er nach diesem ruhiger ist. Man giebt ihm den Rath, sich den Anordnungen und Gebräuchen der Religion zu unterwerfen, weil es der Wohlstand erfordert. Man redt mit ihm von GOtt, weil man ihm Hofnung macht, er könne die Gesundheit herstellen. Man fragt ihn,

was

was sein letzter Wille sey, unter dem Vorwande nichts zu thun, das ihm unter der Zeit, da er krank ist, mißfallen kann. Kurz, man bringt es durch hunderterley Kunstgriffe dahin, daß er thut, was man in einem Augenblicke von ihm erhalten würde, wenn man ihm sagte: **Es ist alle Hofnung zur Genesung verlohren, Sie mögen immer an Ihr Ende denken.**

Ohngeachtet die Franzosen sich alle Mühe geben, einem Kranken niemals gerade heraus zu sagen, daß er sterben müsse, so haben sie doch so betrübte, und traurige Gebräuche, daß sie einen Menschen, der sich vor dem Tode fürchtet, viel mehr Unruhe machen, als die offenherzigste und deutlichste Todesankündigung eines Arztes. Jede Ceremonie zeigt an, wie weit es mit der Krankheit gekommen ist; Fängt sie an, gefährlich zu werden, so schlägt der Arzt vor, den Notarius zu holen; Wird sie noch schlimmer, so redet er von dem Geistlichen. Der leztere geht in seinem Vortrage auch Stufenweise. Erstlich läßt er sich von dem Kranken die Sünden erzählen, deren dieser sich zu erinnern weiß; Er spricht ihn davon loß, und verzeihet sie ihm im Namen des Himmels. Wird hernach die Gefahr grösser, so giebt er ihm ein wenig geheiligtes Brod zu essen. Dieses ist unter allen Geheimnissen der Christen das allergröste, und wichtigste. Ist er endlich fast ohne alle Hofnung, so bestreicht er alle die äusersten Enden an seinen Gliedern mit einem heiligen Oele.

Sage mir einmal, werther Yn-Che-Chan, sind alle diese Gebräuche nicht eben so viel, als die nachdrücklichsten Reden? Die Franzosen wissen es, zu

welcher Zeit, und in was für Umständen man dazu schreitet. Urtheilen sie also nicht eben so gut von ihrem Zustande, als wenn man es ihnen gerade heraus sagte, wie es die Aerzte in China thun: **Ihr könnt euch darauf verlassen, daß Ihr heut oder morgen sterben werdet.** Zu dem ist nichts vermögender, die Furcht des Todes zu vergrössern, als die Anstalten, welche die Franzosen, und alle Europäer dazu machen. In dem Hause eines gefährlichen Kranken schreyet die Mutter, die Kinder weinen, die Brüder seufzen, die Bedienten klagen, die Freunde hängen den Kopf. Das Zimmer ist auf eine betrübte und traurige Art aufgeputzt, es werden Lichter darinnen angezündet, weil es wegen der zugezogenen Vorhänge nicht helle genug ist. Um sein Bette stehen Geistliche, Aerzte, blasse Bedienten mit weinenden Augen. Welcher Mensch ist wohl so unerschrocken, daß ihm bey dergleichen Umständen nicht angst und bange werden sollte? Hier, lieber Yn-Che-Chan, getrauet man sich nicht, Leuten, die tödtlich krank sind, es zu sagen, weil man sie nicht erschrecken will, und doch thut man Dinge, die am allerersten diese Wirkung zu befördern im Stande sind. Seltsame Folge von den Vorurtheilen des menschlichen Verstandes! Er thut auf die allerunbarmherzigste Weise, was er doch nicht zu thun glaubt.

Ohngeachtet die Franzosen, mein lieber Yn-Che-Chan, sich so sehr vor dem Tode fürchten, wenn sie sehen, daß er allmählig herannahet, so sind sie doch gleichwohl tapfer und muthig im Kriege. Der Grund dieses Widerspruchs liegt in der Gemüthsverfassung des Menschen, und besonders des Franzosen. Sobald

bald er durch Ruhm, durch Haß, durch Ehrgeitz gereitzet wird; Wenn er ferner bey seinen völligen Kräften ist; Wenn der Körper und die Seele einerley Munterkeit haben, so denkt er gar nicht an die Annäherung des Todes, dessen Anstalten mit nichts schrecklichem verbunden sind. Eben derjenige, der auf seinem Bette bey dem Anblicke eines Artzts gezittert und gebebt hat, wird herzhaft und muthig eine Bastey, oder einen bedeckten Weg angreifen helfen. Fast möchte man sagen, die Franzosen hörten auf, sich vor dem Tode zu fürchten, sobald er sich ihren Augen unter dem Bilde des Ruhmes darstellt. Diese Leidenschaft hat bey ihnen eben die Wirkung, welche die Traurigkeit und Wuth bey den Chinesern hat. Denn, ohngeachtet in den leztern die Liebe zum Leben sehr groß ist, so finden sich doch, auch wohl unter dem weiblichen Geschlechte, allerhand Leute, die sich aus Zorn, aus Verzweiflung, oder aus Verdruß ermorden, weil sie ihre Rachgier nicht haben befriedigen können.

Dieses leztere Laster ist bey den Franzosen nicht so sehr, als bey den Chinesern bekannt. Wenn man sich hier zu Lande rächet, so geschicht es gemeiniglich gleich darnach, wenn man ist beleidigt worden, und fast allemal auf eine edelmüthige Weise, ohne daß Treulosigkeit daran den geringsten Antheil hat. Dazu haben die Franzosen nicht Tugend genug, daß sie eine Beleidigung verzeihen, hingegen haben sie deren zu viel, als daß sie sich auf niederträchtige Art rächen sollten. Eben dergleichen läßt sich von unsern Landsleuten nicht allemal sagen. Eines unter den Mitteln, wodurch sie ihren Feinden zu schaden suchen,

chen, ist dieses, daß sie in der Nacht die Häuser in Brand stecken. Diese Handlung ist so schändlich, daß man sie fast für unglaublich halten würde, wenn die tägliche Erfahrung nicht das Gegentheil davon darthäte. Sie rächen sich niemals anders, als nach gewissen Regeln. Sie wählen eine Zeit, die zu Ausführung ihrer schädlichen Absichten bequem ist. Ihr Mißvergnügen verheelen sie biß an den Augenblick, da sie ihrem Hasse Gnüge thun können. Sie schreiten nicht etwan gleich zur Sache selbst, wie die Franzosen. Sie thun gar nicht, als ob sie über den Schimpf, und über die Beleidigung, die sie erlitten zu haben glauben, empfindlich sind. Sonderlich sind vornehme Herren eben so sehr bemüht ihren Zorn zu verbergen, und gegen ihre Feinde das äuserliche und den Wohlstand zu beobachten, als die Französischen Edelleute darauf bedacht sind, ihren Unwillen gegen das ihnen angethane Unrecht sogleich blicken zu lassen. Sie schieben ihre Rache auf, daß sie es desto sicherer thun können, und sobald sich die Gelegenheit darbietet, ergreifen sie dieselbe mit grosser Begierde.

Ich habe angemerkt, mein lieber Yn-Che-Chan, daß der ausschweifende Haß, der die Chineser zu den allerentsezlichsten Handlungen verleitet, von ihrer grossen Neigung zu Rechtshändeln herrührt. Sie wenden ihre liegenden Gründe, ihre Häuser, ihren Haußrath, und alles, was ihnen am allernöthigsten ist, dazu an. Es geschicht wohl, daß sie vor Gerichte verlieren, und alsdenn in den elendesten Umständen ihr Leben zubringen. Dieses erweckt in ihnen die gröste Wuth gegen ihre Widersacher, die sie als die Hauptursache ihres Unglücks betrachten; Da

sie

sie doch vielmehr die Quelle alles ihres Unglücks in sich selbst und in ihrer Neigung zu unerlaubten Ränken suchen sollten.

Noch etwas, das die Leute in China wegen ihrer Gerichtshändel verdrüßlich macht, ist dieses, daß man daselbst Sachen vor Gerichte gar oft auf Türkische Art entscheidet, und daß die Mandarinen Leuten, von denen sie glauben, daß sie mit Unrecht, oder zu ungelegener Zeit vor Gerichte Händel angefangen haben, Stockschläge geben lassen.

Ordentlicher Weise zanken sich die Franzosen gern vor Gerichte. Es ist sogar um Paris herum eine Landschaft*, wo man eben so gern, und eben so oft, als

* Die Normandie. Was hier in dieser Stelle gesaget wird, ist vollkommen der Wahrheit gemäß, und überall bekannt. Racine hat ein Lustspiel unter dem Namen Les plaideurs, oder die Proceßirenden geschrieben, und den Schauplatz davon in eine Stadt der Niedernormandie gesetzt. Darinnen legt er einer Dame, und einem Herrn, die mit Rechtshändeln vor Gerichte zu thun haben, solche Worte in den Mund, in welchen die Liebe der Leute in der Normandie zu Rechtshändeln sehr lebhaft geschildert wird.

La Comtesse.

Monsieur tous mes procès alloient être finis,
Il ne m'en restoit plus, que quatre ou cinq petits,
L'un contre mon mari, l'autre contre mon père,
Et contre mes enfans. Ha Monsieur la misère!
Je ne sais, quel biais ils ont imaginé,
Ni tout ce, qu'ils ont fait. Mais on leur a donné
Un arret, par lequel moi vetue & nourrie
On ne defend, Monsieur, de plaider de ma vie.

Chicaneau.

De plaider?

La Comtesse.

De plaider.

als in China, vor Gerichte erscheint. Man hat mich gar versichert, daß es Leute giebt, welche andern ihre

Chicaneau.

Certes le trait est noir.

J'en suis surpris.

La Comtesse.

J'en suis au desespoir.

Chicaneau.

Comment? Lier les mains au gens de votre sorte?
Mais cette pension, Madame, est elle forte?

La Comtesse.

Je n'en vivrois, Monsieur, que trop honnettement.
Mais vivre sans plaider, est-ce contentement?

Die Gräfinn.

„Mein Herr. Alle meine Processe gingen nach und nach zu „Ende. Es waren nur noch etwan vier oder fünf ganz kleine „übrig; Einer wider meinen Mann, der andere wider meinen „Vater; Der dritte wider meine Kinder. Aber, mein Herr, „was für ein Unglück! Ich weiß nicht, was für ein Gewäsche „sie ausgesonnen, oder was sie sonst vorgenommen haben. „Indessen haben sie ein Urtheil erhalten, nach welchem ich „Nahrung und Kleider erhalten, übrigens aber in meinem „Leben durchaus nicht mehr proceßiren soll.“

Chicaneau.

„Nicht mehr proceßiren?

Die Gräfinn.

„Ja!

Chicaneau.

„O das ist ein boshafter Streich. Ich erstaune ganz.

Die Gräfinn.

„Ich bin in Verzweifelung.

Chicaneau.

„Was? Leuten von Ihrer Gattun die Hände zu binden?
„Aber beträgt denn das Geld zu Ihrem Unterhalte viel?

Die Gräfinn.

„Ich würde vollkommen gut damit auskommen. Allein was „ist das für ein Leben, wenn man nicht proceßiren darf.

re Rechtshändel abkaufen. Es hat wohl zugetroffen, daß ein Mensch, der weiter nichts im Vermögen, als dreyerley Gerichtshändel hatte, zween davon verkauft hat, um den dritten zu bestreiten. Doch diese haben bey ihren Gerichtshändeln das Schicksal der Chineser nicht zu befürchten. Weit gefehlt, daß die Richter einem Menschen, der vor Gerichte einen schlimmen Handel verliert, Stockschläge geben sollten. Sie suchen ihm vielmehr seinen Verdruß zu erleichtern, und Gelegenheit zu einem neuen Gerichtshandel zu geben, und setzen zu dem Ende allemal in ihre Urtheilssprüche diese und jene zweydeutige Redensart, die immer gern Stof zu einer neuen Streitigkeit darbietet *. Ein Mensch der seinen Rechtshan-

* Noch eine Stelle aus dem in voriger Anmerkung angezeigten Lustspiele wollen wir anführen, worinnen alles enthalten ist, was die Processe weitläuftig zu machen gebrauchet wird. Ein Liebhaber von Processen erzählet das ganze gerichtliche Verfahren, und wie er sich immer von einem Gerichte an das andere gewendet hat, biß er endlich zu seinem grossen Verdrusse seinen Proceß verliert.

Chicaneau.

Voici le fait. Depuis quinze ou vint ans en ça
Au travers d'un mien près certain anon passa,
Non sans faire un notable dommage;
Dont je portai ma plainte au juge du village.
Je fis saisir l'anon. Un expert est nommé
A deux bottes de foin le degât estimé.
Enfin au bout d'un an sentence, par la quelle
Nous sommes renvoyé hors de cour. J'en appelle,
Pendant qu'à l'audience on poursuit un arrêt.
Remarqués bien ceci, Madame, s'il vous plait.
Notre ami Drolichon, qui n'est pas une bête
Obtient pour quelque argent un arrêt sur requête;
Et je gagne ma cause. A cela que fait-on?

handel vor den Amtsgerichten verlohren hat, wendet sich an das Landgericht. Gelingt es ihm daselbst nicht besser, so geht er zum Präsidial. Wird er auch daselbst verurtheilt, so nimmt er seine Zuflucht zum Parlamente. Vielleicht denkst du, lieber Yn-Che-Chan, daß die Entscheidung dieses obersten Gerichts endlich der ganzen Sache den Ausschlag giebt. Bey Lei-

Mon chicaneur s'oppose à l'execution.
Autre incident. Tandis qu'au procès on travaille,
Ma partie en mon près laisse aller sa volaille,
Ordonné, qu'il sera fait rapport à la cour
Du foin, que peut manger une poule en un jour,
Le tout joint au procès enfin, & toute chose
Demeurant en état, on appointe la cause
Le cinquieme ou sixieme Avril cinquante six.
J'ecris sur nouveaux frais, je produis, je fournis
De dits, de contredits, enquêtes, compulsoires
Raports d'experts, transport, trois interlocutoires
Griefs & faits nouveaux, baux & procès verbaux.
J'obtiens lettres royaux, & je m'inscris en faux.
Quatorze appointements, trente exploits, six sentences,
Six vint productions, vint arrets de défences,
Arret enfin. Je perd ma cause avec depens
Estimée environ cinq ou six mille francs.

„So steht es mit der Sache. Vor ohngefähr funfzehen biß „zwanzig Jahren lief ein Esel über eine von meinen Wiesen, „und that wirklich einen ansehnlichen Schaden. Ich brachte „deßwegen meine Klage bey den Gerichten des Dorfes an, „und ließ den Esel in Verwahrung nehmen. Es wurde ein „erfahrner Haußwirth ernennet, und der Schaden auf zwey „Bündel Heu geschätzt. Endlich bekam ich nach Verlauf eines „Jahres ein Urtheil, worinnen wir abgewiesen wurden. Ich „appellirte, und es wurde bey der Gerichtsstube ein Urtheil „eingeholet. Geben sie einmal darauf achtung, wertheste „Frau. Unser guter Freund, Drolichon, der kein unrechter „Mann ist, erhielt für ein gewisses Geld auf seine Bittschrift

Leibe nicht. Nun hält man erst bey dem Geheimden Rathe an, daß er den Schluß des Parlaments für null und nichtig erklären soll. Hier erhält er, was er verlangt. Nun steht es mit der Sache so, wie im Anfange. Denn der Geheimde Rath thut niemals einen endlichen Ausspruch. Er entscheidet nur, ob man der Ordnung gemäß vor Gerichte verfahren hat. Nach diesem verweist er an ein anderes Parlament.

Bedenke einmal, mein werther Yn-Che-Chan, wie viel Stockschläge mancher bey seinem Rechtshandel dulten müste, wenn er bey jedem Gerichte, wo er es versucht, allemal nur vierzig Schläge bekommen sollte. Welcher Sterbliche würde sich wohl einen solchen

„ein Urtheil, und ich gewann meinen Proceß. Doch was geschiehet darauf? Meine Gegenparthey widersetzt sich der Vollstreckung. Noch ein anderer Zufall. Zu der Zeit, da in dem Processe gearbeitet wird, läßt meine Gegenparthey ihr Federvieh auf meine Wiese gehen. Hiervon ließ ich einen Bericht an den Richter machen, wie viel Heu eine Henne in einem Tage fressen kann. Alles dieses wird dem Processe beygefügt, und auf den fünften oder sechsten April sechs und funfzig ein Termin angesetzt. Ich schreibe auf neue Unkosten loß, führe Beweiß und Gegenbeweiß; Es ergehen Vernehmungen, Auflagen, Berichte von geschwornen Leuten, Besichtigungen, drey Interlocute, neue Beschwerden, Einbringen, Verfahren und Registraturen. Ich erhalte einen Königl. Brief, erweise, daß die Urkunden des Klägers falsch sind. Es ergehen 14 gerichtliche Verordnungen, 30 Vorladungen, sechs Urtheile, 26 Zeugen-Verhöre, 20 Geleits-Briefe. Endlich durch das letzte Urtheil verliere ich meinen Proceß; Und es werden mir die Unkosten zuerkannt, die auf ohngefähr 5 biß 6000 Livres angesetzt sind.

chen derben Rücken zutrauen, daß er sich es vornähme, einen schlimmen Rechtshandel zu behaupten? Indessen giebt es allemal mehr schlimme, als gute, und die Richter ziehen von einem so viel Vortheil, als von dem andern. Bey den Gerichten heißt ein Rechtshandel gut oder schlimm, in wie ferne er ihnen viel oder wenig einbringt. Sie sprechen, deßwegen sind sie da, daß sie Leute, die mit einander streiten, aus einander setzen, und gar nicht, daß sie es ihnen verwehren, Streitigkeiten zu haben. Nimmermehr werden sie unerlaubte Ränke in ihrem Laufe hindern. Sie bringen ihnen, nach ihren Gedanken, eben so grossen Vortheil, als sich ehemals ein Wundarzt von der Ausbreitung der venerischen Krankheiten versprach. Er lag einmal mit grosser Andacht auf den Knien vor der Bildsäule eines Königes, von welchem man sagt, er habe diese Krankheit aus Neapel mit sich nach Frankreich gebracht. Dieses wurde ein Geistlicher gewahr, und sagte: **Mein Freund, ihr irret euch. Die Bildsäule, vor welcher ihr auf den Knien liegt, ist von keinem Heiligen.** Der Wundarzt versetzte dagegen: „Mein Herr Pa„ter, ich bin demjenigen, den sie vorstellt, mehr „Verbindlichkeit schuldig, als allen Heiligen, die in „diesem Tempel sind. Ohne ihn würde ich und „meine Mitbrüder die meiste Zeit Hunger und Kum„mer leiden müssen". So siehet es, lieber Yn-Che-Chan, mit der Denkungsart aller Menschen aus. Sie urtheilen von allem nach ihren Vortheilen, und das Unglück aller ihrer Landsleute ist, ihren Gedanken nach, kein Unglück weiter, wenn sie davon einigen Nutzen ziehen können.

Lebe wohl, und melde mir doch, wie du dich befindest.

Paris. —

Der siebende Brief.

Yn-Che-Chan, an Sioeu-Tcheou.

Du kannst dir, mein lieber Sioeu-Tcheou, nicht vorstellen, was für ein grosses Vergnügen deine Briefe mir erweckt haben. Ich habe sie etlichemal durchgelesen, und bemerkt, daß alles, was du mir von den Sitten und Gebräuchen der Franzosen geschrieben hast, demjenigen vollkommen gemäß ist, was ich hier in dem langen Umgange mit den Europäischen Kaufleuten und mit den Mißionarien davon erfahren habe. Ich dachte es schon, daß ich dem, was mir die letztern gesagt haben, nicht trauen, und ihre Reden nicht eher, als nach einer reiflichen Prüfung, für wahr achten müste. Ich werde dir sehr verbunden seyn, wenn du mir meldest, ob alles das wahr ist, was sie hier von der Einigkeit der Christen, von dem Frieden, der unter ihnen herrschet, von der Gelehrsamkeit, und Freundlichkeit ihrer Geistlichen erzählen. Du weist, daß ich zwar ein guter Freund der Mißionarien, doch aber ein treuer Anhänger der Meynungen des berühmten Confucius geblieben bin, und daß die Unterredungen, die ich der Religion wegen mit ihnen gehabt habe, mich niemals haben wankend machen können: Nicht etwan deßwegen, als ob der Glaube der Europäer mir nicht sehr

 schön

schön und schäzbar scheint: Sondern mich dünkt, wer, wie ich, sich an die klaren Worte der Canonischen Bücher hält, und mit den neuen Auslegungen nichts zu thun hat, derselbe habe einen sehr vernünftigen, und gegründeten Glauben.

Ich habe eine völlige Ueberzeugung von dem ewigen Daseyn des ersten Stifters, des Urhebers, und der Quelle aller Wesen, desjenigen Wesens, welches die ganze Welt regiert, welches die Herzen biß auf den Grund kennt, und erforscht, das Laster bestraft, und die Tugend belohnt. Durch die Namen Chanati, und Tien verstehe ich nicht, wie das gemeine Volk unter den Chinesern, den sichtbaren und körperlichen Himmel: Sondern ein oberstes geistliches Wesen, das von allem körperlichen abgesondert ist, die Körperwelt durch seine Macht belebt, und der Materie ihre verschiednen Gestalten giebt. Ich wünschte, mein werther Sioeu-Tcheou, du hättest eben dergleichen Gedanken. Ich habe dir, wie du weist, gar oft gesagt, daß ich deinen Meynungen nicht Beyfall geben könnte, und daß sie mir den allerdeutlichsten Begriffen zu widersprechen schienen. Wir sprechen sehr oft davon mit einem Jesuiten, der dein guter Freund ist, und wundern uns alle beyde, daß ein so witziger Mann, wie du, es mit einer Sekte hält, die zur Gottesleugnerey führt. Wie ist es möglich, daß du dir vorstellen kannst, man sey im Stande, nicht nur die Ordnung, und Einrichtung der Welt, sondern auch ihre Bildung, und Hervorbringung durch körperliche Ursachen zu erklären?

Der

Dergleichen Meynungen würden in China nimmermehr Statt gefunden haben, wenn man allemal auf die Erhaltung der Unschuld, der Aufrichtigkeit, und der Einfalt der ersten Zeiten bedacht gewesen wäre. Zum Unglück aber hat man die alten Denkmäler aus der Acht gelassen, man ist von den Büchern abgegangen, die eine gesunde Lehre enthalten. Dagegen hat man sich an Schriftsteller gehalten, welche mehr durch ihre Beredsamkeit sich hervor zu thun, als die Wahrheit aufzusuchen bemühet gewesen sind.

Erlaube mir, mein lieber Sioeu-Tcheou, daß ich dich daran erinnere, wie die Sekte, zu welcher du dich gewendet hast, entstanden ist. Glaube aber ja nicht, daß Leidenschaften, oder Vorurtheile mich antreiben, nach Ursachen zu forschen, wodurch ich ihrem Ursprunge einen Schandfleck anhängen könne. Unter der Regierung des sechsten Fürsten aus dem Geschlechte des Song wollte man dem Uebel abhelfen, welches die verschiednen Sekten seit einiger Zeit im Reiche angerichtet hatten. Denn sie hatten den Dienst fremder Götter * ins Land gebracht, und zu blutigen Kriegen Gelegenheit gegeben. Unterschiedne Gelehrte nahmen sich vor, nicht nur über die alten canonischen Bücher Auslegungen zu machen, sondern auch die Auslegungen zu erklären, welche Confucius, und Mencius, dessen Schüler, über eben diese Bücher vor mehr als 1500 Jahren gemacht hatten. Tchu-tse, und Tching-tse waren die alleransehensten von diesen neuen Auslegern; Sie fingen an sich von den Grundworten zu entfernen, doch nicht

 so

* Götzen.

so weit, als die vierzig Lehrer, denen der Kayser Yong-Lo dreyhundert Jahre darnach den Befehl gab, ein Lehrbuch zu verfertigen, nach welchem sich alle Gelehrten richten sollten, und welches den Auslegungen des Tchu-tse, und des Tching-se gemäß war. Diese neuen Ausleger liessen sich das aufgetragne Werk sehr angelegen seyn, und richteten sich vollkommen nach jenen zween Lehrern, welche ihre Vorgänger waren. Ohngeachtet sie sich nicht getraueten, offenbar von dem Sinne, und der Lehre jener alten, so verehrungswürdigen, und im ganzen Reiche so hochgeschätzten Bücher abzugehen, so verfälschten sie doch beyde, so viel ihnen möglich war. Sie mischten unter ihre Auslegungen den gefährlichen Gift der Gottesleugnerey. Sie verschaften ihren neuen Meynungen Beyfall, es mochte nun ihre Beredsamkeit, oder ihr Ansehen im Reiche, oder die Macht des Kaysers, der sie schützte, ihnen dazu behülflich seyn. Unterschiedne Lettreen traten ihnen bey. Viele andre aber eiferten wider diese neue Lehre, und wider die gezwungenen Auslegungen theils über die Grundworte der alten Bücher, theils über die Erklärungen des Confucius und der Schriftsteller, die ihm genau nachgegangen waren.

Man kann gar nicht in Abrede seyn, daß in den Schriften der ersten Chinesischen Gesetzgeber nicht ein einziges Wort von jener körperlichen Grundursache gestanden hat, welche diese neuern Lehrer auf die Bahn gebracht haben, und Tac-ki nennen. Weder in den fünf canonischen Büchern*, noch in den vier Bü-

* Dieses sind die fünf allerältesten Bücher der Chineser, und beynahe das, was bey den Christen die fünf Bücher Mosis

Büchern des Confucius und Mencius findet man davon die mindste Spur. Dieser Tac=ki ist, ihrem Vorgeben nach, eine geheime, und verborgne Kraft, die man nicht deutlich erklären kann. Er ist ein Wesen, das von aller Unvollkommenheit der Materie abgesondert ist, sich in diesem ungeheuren Ganzen ausbreitet, dessen Theile allesamt verbindet, sie in gehörigem Verhältnisse gegen einander erhält, die Uebereinstimmung davon befördert, ihnen das Leben und die Gestalt giebt. Kurtz, es ist das Hauptwerk, und der Grund aller Wesen. Dieses ist es, welches alle Veränderungen macht, welches die Ordnung und Bewegung davon regiert. Unterdessen hat diese verborgne Kraft nicht die mindste Vernunft; Sie ist in allen ihren regelmäsigsten Wirkungen blind, und verwaltet alles mit unermeßlicher Weisheit, ohne zu wissen, daß sie das geringste thut.

Wie gefällt dir, mein werther Sioeu=Tcheou, dieses Lehrgebäude? Wie sehr ist es den allereinfachsten Begriffen zuwider! Wie kann eine solche blinde Materie dasjenige verrichten, wozu nothwendig die allervollkommenste Vernunft erforderlich ist? Wie kann sie die ganze Welt regieren, da sie sich selbst nicht kennt? Wie können vernünftige Wesen, dergleichen die Menschen sind, aus einer materialischen Grundursache herkommen, wenn sie nicht ihre Eigenschaften von diesem ersten Wesen erhalten haben? Wem haben sie denn diese zu danken? Etwan der Materie? Diese ist ja eben so blind, und noch viel unvollkommener als Tac=ki. Oder vielleicht dem unge=

sind. Die Chineser heissen sie King. Die Verfasser derselben haben etliche Jahrhunderte vor dem Confucius gelebt.

ungefähren Zufalle? Wie kommt es denn also, daß man keine vernünftigen Bäume oder Steine sieht? Warum verleihet der ungefähre Zufall die Kraft zu denken bloß der mit Werkzeugen versehenen Materie, wie diejenige ist, woraus der menschliche Körper besteht? Ist denn etwan diese Bildung der Werkzeuge dasjenige, was die Vernunft hervorbringt? Wer hat aber die Einrichtung gemacht, daß dieses beständig eben so seyn muß? Nach was für einem Gesetze wird dieses so gut beobachtet? Wie ist es möglich, daß in diesem ungeheuren Weltgebäude alles so in seiner Richtigkeit, so im Gleichgewichte, so schön, so genau, ist, ohne daß irgend ein vernünftiges Wesen für diese Ordnung sorgt? Das Haus des schlechtsten Bürgers in Pecking ist in Unordnung, wenn der Besitzer zween Tage hingehen läßt, ohne darauf Achtung zu geben. Und ein Weltgebäude sollte einen Aufseher eher entbehren können, als die Wirthschaft eines Chinesers?

Die schwachen Gründe, die man diesen Einwürfen entgegen setzt, widerlegen sich von sich selbst. Der Tac-ki, sprechen diese neuen Lehrer, ist in Ansehung aller Wesen das, was der Försten an einem Gebäude ist. Er dienet, alle Theile davon beysammen zu halten. Eben so erhält diese mächtige und verborgne Kraft alle Theile des Weltgebäudes, sie mögen sich in eine Gestalt verwandeln, in welche sie wollen. Macht man aus einem Stücke Holz eine Thüre, oder Bank, so giebt der Tac-ki dem Holze die Gestalt der Thüre, oder Bank. Bricht man diese Thüre in Stücken, so ist es wiederum der Tac-ki, der den Stücken ihre neue Gestalt giebt. Er ist

es

es also, der alles regiert, ordnet und bestimmt, was in der Welt geschicht.

Lieber Sioeu-Tcheou, wozu dienen alle diese unnützen Erklärungen, welche einen fehlerhaften Zirkel ausmachen? Muß man dabey nicht allemal zurück auf jenen Hauptpunkt kommen: Wie macht doch Tac-ki alles, was er macht? Geschicht es durch eine blinde Vernunft? Dieses geht gar nicht an. Geschicht es nach einer gründlichen Erkänntniß? So ist er ein erstes vernünftiges Wesen, welches alles erkennt, dem nichts verborgen ist, dessen Vorsehung sich unermeßlich weit erstreckt. Euer Lehrgebäude läßt sich gar nicht vertheidigen, entweder, weil es den allerdeutlichsten Begriffen zuwider ist, oder, weil es sich widerspricht, und sich selbst einreißt.

Wenn man den Anhängern der neuen Ausleger scharf zu Leibe geht, so bringt man sie dahin, daß sie sich offenbar widersprechen. Man kann ihnen sagen, der Tac-ki ist das wesentliche aller Wesen, folglich ist er auch das Wesen der Seele. Ihr räumet ein, daß die Seele vernünftig ist. Wie kann eine Sache eine wesentliche Eigenschaft haben, die sich nicht in ihrem Wesen befindet? Entweder, die menschliche Seele muß eben so blind, als die Materie seyn, oder das, was ihr Wesen ausmacht, muß mehr erleuchtet seyn. Also giebt es wohl in dem Tac-ki zweyerley Naturen; Eine vernünftige, die das Wesen der Seelen ausmacht, und eine leidende, leblose, die den Körpern ihr Wesen giebt. Ist es denn aber möglich, daß in einem einzigen Wesen zwo einander entgegen gesetzte Naturen sind, wovon die eine verständig, die andre blind ist? Entweder der Tac-ki muß ein vernünf-

nünftiges, mehr, als die Materie beseeltes, Wesen seyn, das in dem Weltgebäude das vorstellt, was die Seele im menschlichen Körper ist, und es mit gründlicher Erkänntniß regiert: Oder er ist ganz materialisch, und wirkt, ohne zu wissen, daß er wirkt. Räumen es die neuen Lehrer ein, daß der Tac-Ki vernünftig ist, so fällt ihr Lehrgebäude über den Haufen. Sprechen sie ihm alle Kraft zu denken ab, so müssen sie sich selbst widersprechen, weil sie ihn zum Ursprunge aller verständigen Wesen machen. Dieses aber ist, nach den bereits angegebnen Ursachen, ungereimt.

Hier hast du, werther Sieou-Tcheou, was ich dir schon etlichemal von den Meynungen gesagt habe, die du, ohne sie zu prüfen, angenommen hast. Denke doch, ich bitte dich, den von mir gemachten Einwürfen reiflich nach. Thue sie einem Franzosen, der dein guter Freund ist, zu wissen. Du wirst sehen, daß er sich nicht einen Augenblick besinnen wird, deine Irrthümer zu verwerfen. Denn der Lehrbegrif der neuen Ausleger ist in den Augen der Europäer nicht nur ungereimt, sondern sogar sehr strafbar. Sie sprechen, er zernichte alle sittlichen Tugenden, er gebe den Menschen Vollmacht, die grösten Verbrechen zu begehen; Er gewähre den allergrösten Bösewichtern eine ewige Gemüthsruhe, da er die göttliche Vorsicht aus der Welt verbannt, er wisse nichts von Strafen und Belohnungen nach dem Tode. Aus der Meynung der neuen Lehrer folgt sogar, daß man in der Welt bloß demjenigen nachgehen müsse, was zu Befriedigung unserer Leidenschaften dienen kann. Denn sobald weder Laster, noch Tugend

ist,

ist, wie man nothwendig behaupten muß, woferne man alles, was geschicht, für Folgen und Wirkungen eines blinden Grundwesens ansieht, so muß man alles thun, was die Begierden befriedigen kann. Was hilft es, wenn wir auch darauf bedacht sind, daß wir sie dämpfen, und was für Nutzen, was für eine Belohnung haben wir für unsern Zwang zu gewarten? Derjenige ist ein grosser Narr, der sich ohne Nutzen quält, und das gemeine Beste seiner Befriedigung vorzieht. Da siehe einmal, lieber Sioeu-Tcheou, wohin dein Lehrgebäude führt; Siehe die gefährlichen Folgen davon, die geradesweges darauf abzielen, daß sie die Grundfeste aller menschlichen Gesellschaft untergraben. Lebe wohl.

Pecking. —

Der achte Brief.

Sioeu-Tcheou, an Yn-Che-Chan.

Die Franzosen trennen sich, mein werther Yn-Che-Chan, eben so gut in viele unter ihnen befindliche Sekten, als die Chineser in diejenigen, die im Reiche geschützt werden. Die drey vorzüglichsten in China sind 1. die Lettreen, die sich nach der Lehre der alten Canonischen Bücher, und der darüber von dem Confucius und andern Lehrern abgefaßten Erklärungen richten. 2. Dir Anhänger des Lao-Kium. 3. Die, welche den Gott Foe anbeten.

In Paris sind drey Hauptsekten, die man jenen drey Chinesischen an die Seite setzen kann, und mich dünkt, es finde zwischen ihnen eine richtige Vergleichung statt. Aus derjenigen, die ich anstellen will, wirst du sehen, wie weit es mit der vorgegebnen Einigkeit unter den Christen, wovon die Mißionarien so oft reden, seine Richtigkeit habe. Dieses kann ich dich im Voraus versichern, daß die Europäer in Religions-Sachen eben so wenig, als die Indianer, gewiß sind. Einer verwirft, was dem andern gefällt. Dieser sieht seinen Widersacher für einen Unwissenden, jener für einen Frevler an; Ein andrer giebt ihm Lüderlichkeit, und Freygeisterey schuld. Der vierte behauptet, daß die drey vorhergehenden einer, wie der andre, in Irrthum stecken, und verurtheilt sie zum Feuer, um wegen ihres Frevels an dem Himmel Rache an ihnen auszuüben. Gewiß, mein lieber Yn-Che-Chan, die Religion ist dasjenige, worinnen die Europäer, und besonders die Franzosen am meisten von einander verschieden sind. Doch ich will die Vergleichung ihrer Sekten mit den Chinesischen selbst vornehmen, und mit den Lettreen den Anfang machen. Diese Sekte rühmt sich, daß sie bloß nach den Grundworten der alten Canonischen Bücher gehe; Sie verwirft die übrigen, als Neuerungen wider das gemeine Beste; Sie beschuldiget jene des Aberglaubens, der Treulosigkeit, der Unwissenheit u. s. w. Unterdessen ist diese Sekte nicht vollkommen unter sich selbst einig. Mancher von ihren Anhängern will sich bloß nach den alten Auslegern richten, und mit diesen hältst auch du es, mein lieber Yn-Che-Chan. Ich hingegen stehe mit

vielen andern Lettreen in den Gedanken, daß die neuen Lehrer den wahren Verstand der Canonischen Bücher besser eingesehen haben.

Unter den Gelehrten in Paris ist es eben so. Einer wie der andere glaubt, er achte sich genau nach dem klaren Buchstaben der alten Canonischen Bücher; Sie verachten, beschimpfen, verdammen die andern Sekten, und werfen ihnen vor, daß sie die alte Lehre verderben. Unterdessen sind sie unter einander nicht einiger, als die Lettreen in China. Manche wollen es nur mit den alten Auslegern halten, sie machen viel aus den Schriften einiger Griechischen und Lateinischen Lehrer, worunter Basilius, Chrysostomus, Augustinus, Hieronymus, Gregorius Nazianzenus die vornehmsten sind. Andere hingegen geben den Meynungen der neuern Ausleger Beyfall, sie sagen, Calvin, Beza, Melanchthon, haben die Grundworte der Canonischen Bücher besser, als die alten ausgelegt.

Glaube nicht, mein werther Yn-Che-Chan, der Streit zwischen diesen Gelehrten betreffe nur etwan gewisse unerhebliche Meynungen in Glaubens-Sachen. Es ist vielmehr die Frage wegen der vornehmsten Grundwahrheiten. Die Lehre, welche die Missionarien in China als die wesentlichste vortragen *, wird von den Anhängern der neuen Ausleger gänzlich verworfen. Die leztern wollen ferner den römischen Bischof nicht für ihr Oberhaupt erkennen, und sprechen, er sey vielmehr der Zerstörer der Religion.

Du wunderst dich vielleicht, daß du in den Europäischen Büchern, welche die Missionarien dir geliehen

* Die Transsubstantiation.

hen haben, und in den Unterredungen mit ihnen von diesem so wichtigen Unterschiede, der sich zwischen den Französischen Gelehrten findet, nichts gehört und gelesen hast. Ich will dir die Ursachen davon sagen. In China hasset man, wie du weist, die Verfolgungen aufs äusserste, und hat daselbst einen Abscheu vor Religionskriegen. Man würde die Mißionarien dort nicht mehr dulten, wenn man erführe, daß die Meynungen, die sie vortragen, mit der Zeit dem Staate schaden könnten. Es ist demnach gut, wenn du hörst, daß die Anhänger der alten Ausleger eine lange Zeit mit ihrer Gegenparthey einen blutigen Krieg geführt haben. Die leztern suchten auf ihrer Seite sich so gut, als es ihnen möglich war, zu wehren. Länger als hundert Jahre hinter einander ist in Frankreich eine Menge Blut vergossen worden, um zu wissen, was für einen Verstand man einem Verse aus einem Canonischen Buche geben solle. Man steckte eine Stadt in Brand, weil die darinnen befindlichen Gelehrten behaupteten, das höchste Wesen verstünde alle Sprachen, und man könne auch Französisch zu ihm beten. Auf der andern Seite erwürgte man die Geistlichen, die den Meynungen der alten Lehrer beytraten. Man stürzte ihre Anhänger von einem Felsen in die schrecklichsten Abgründe hinab. Man ließ die Einwohner ganzer Städte, deren man sich bemeisterte, über die Klinge springen. Die Wuth derer, die es mit den neuen Auslegern hielten, war so arg, als der Grimm ihrer Gegenparthey. Endlich behielt nach den blutigsten Kriegen, und grausamsten Verbannungen die Parthey der Alten gegen die Anhänger der Neuern die Oberhand.

Sie brachte jene nicht nur zum Stillschweigen, sondern vertrieb auch einen grossen Theil davon aus dem Königreiche. Die Gelehrten, die den neuern Lehrern beygetreten sind, und sich noch heut zu Tage in Frankreich aufhalten, müssen ganz still schweigen. Sie dürfen sogar in gewissen Gelegenheiten von ihrer Meynung nichts merken lassen, und müssen ihre Gedanken sehr verbergen.

Sollte man, lieber Yn-Che-Chan, in China einmal von den strafbaren Trennungen, und von dem Mordgeiste der Französischen Lettreen Nachricht bekommen, so glaube ich gewiß, es werde den Mißionarien sehr nachtheilig seyn. Man wird sich vor den Folgen ihrer Religion fürchten, man wird sich solche Leute vom Halse schaffen, die, so lange es ihnen an Kräften fehlt, von lauter Duldung predigen, und wenn sie Gewalt dazu bekommen, dem Gewissen einen Zwang anthun. Ich gestehe dir offenherzig, ehe ich nach Frankreich kam, und alles das Unheil sahe, welches die Religions-Streitigkeiten in Frankreich angerichtet haben, so hegte ich von der Christlichen Religion viel beßre Gedanken. Dieses so schöne und weise Gesetz ist durch diejenigen, die es bekennen, sehr beschimpfet, und verunehret worden. Ich glaube wirklich, daß drey Viertheile von den Franzosen die Religion, zu welcher sie sich bekennen, für ein Mährgen ansehen. Glaubten sie im Ernste daran, so würden sie doch wohl ihren Grundsätzen gemäß handeln. So aber thun sie gerade das Gegentheil. Ihre Religion verlangt, sie sollen demüthig, gedultig, sittsam seyn, Beleidigungen vergeben, die Herzen, und den Verstand durch die Vernunft und

nicht

nicht mit Gewalt erleuchten. Sie hingegen erwürgen, ermorden, hängen, und verbrennen um blosse Streitigkeiten unter den Gottesgelehrten. Und was das allerschlimste ist, sie halten sich noch für befugt, alle diese Grausamkeiten zu begehen, und sprechen, die Religion wolle es so haben, so bald es darauf ankomme, daß sie vertheidiget, und ihre Gerechtsame ausgedehnt werde.

Dieser einzige Grundsatz darf nur in China recht bekannt werden, so wird er Anlaß geben daß man die Christliche Religion gänzlich daraus verbannt. Es ist, als wenn ich die Staats-Räthe reden hörte. „Sollten diese Leute einmal so mächtig werden, daß „sie eine Parthey ausmachten, so würden sie ohne „Zweifel es hier eben so, wie in Europa machen. „Sie würden uns mit Gewalt zwingen, ihre Meynungen anzunehmen; Sie würden, sobald sie die „Oberhand bekämen, eben so hart und grausam „seyn, als sie sich itzund demüthig und liebreich stellen. Diese mit Schafspelzen verkappten Wölfe „wollen wir aus China verjagen. Wir wollen dem „Kayser die Vorstellung thun, daß ihn seine Würde verbindet, solche Stöhrer des Staats zu verjagen, die um desto gefährlicher sind, da sie in geheim die allerhartnäckigsten Aufwiegelungen unterhalten, und alle ihre Verbrechen durch den Vorwand der Religion bemänteln. Die Freyheiten, „die man den Mißionarien unter den vorigen Regierungen verstattet hat, dürfen ihn davon nicht „abhalten. Ein jeder Fürst, der in seinen Staaten „Verbrecher findet, die entweder durch die Nachläßigkeit seiner Vorfahren, oder deßwegen geduldet

„wor-

„den sind, weil man von ihren Verbrechen nichts „gewußt hat, kann sie mit gutem Rechte fortjagen, „so oft er glaubt, daß es die Wohlfahrt seines Staats „erfordert.“

Ohne Zweifel, mein werther Yn-Che-Chan, werden die Mandarinen aller grossen Gerichtshöfe also reden, wenn sie irgend einmal eine genaue Känntniß der Geschichte von Europa bekommen, und mit der Zeit erfahren sollten, wie die wahre Sittenlehre der Mißionarien beschaffen ist. Sie werden sich durch alle Versicherungen, die ihnen von Seiten der Europäer gethan werden könnten, nicht hintergehen lassen. Es wird vielmehr heissen: „Wie sollen wir „wohl euren Reden trauen, die ihr mit so grossem „Uebermuthe in Ländern, wo ihr den Meister spielt, „durch eure Thaten widerlegt? Eure Religion läßt „sich mit einem Menschen vergleichen, den man nach „zweyerley verschiednem Alter betrachtet. Als ein „Kind ist er sittsam, freundlich, demüthig, gedul„tig, weil er sich vor Züchtigungen fürchtet. Da „ihr heut zu Tage in China noch gar wenig Gewalt „habt, so sehet ihr euch genöthiget, dienstfertig, „treuherzig, und friedlich zu seyn. Hat eben der„selbe Mensch die männlichen Jahre erreicht, so „spottet er über seine Aufseher, verachtet sie, weist „sie ab, geht übel mit ihnen um, jagt sie zuletzt gar „fort, und macht sich von ihnen loß. Mit uns „würdet ihr es gerade so machen, und euch gegen „uns nicht freundlicher bezeigen. Ist es wohl zu „vermuthen, daß ihr gegen Ausländer mehr Achtung „zeigen würdet, als ihr gegen eure Landsleute ge„zeigt habt? Mitten in euren Familien habt ihr kei-

„nen Frieden gehalten: Der Vater hat den Sohn „in den Bann gethan, der Sohn den Vater verfol„get, um ihn zu seiner Meynung zu bringen: Und „wir sollten uns schmeicheln, daß ihr uns mit einer „nicht so strengen Art zu bereden suchen würdet, „wenn ihr so viel Freyheit hättet, daß ihr euch nicht „mehr verstellen dürftet?"

Die Mißionarien mögen es noch so fein anfangen, sie mögen sich noch so leicht zu helfen wissen; Was werden sie sagen, was werden sie thun können, um ihre Landesverweisung abzuwenden? Ich sehe, lieber Yn-Che-Chan, nicht das geringste, womit sie sich helfen können. Wollen sie etwan leugnen, was in Europa vorgegangen ist, und was daselbst noch alle Tage vorgeht? Es wird etwas gar leichtes seyn, ihnen ihre Lügen unter die Augen zu stellen, und dadurch wird der Verdacht, den man von ihrer Verstellung hegt, nur noch grösser werden. Es wird für sie der beste und kürzeste Weg seyn, wenn sie sich aus dem Lande fortmachen, und in ihr Vaterland zurückkehren.

Diese Betrachtungen über die unter den Französischen Gelehrten obwaltenden Streitigkeiten haben mich gehindert, daß ich dir von den beyden übrigen Sekten nichts habe sagen können: Ich wollte sie mit der Sekte des Lao-Kium, und des Foe vergleichen. Ich will es biß auf den nächsten Brief, den ich dir schreiben werde, versparen. Wegen der Gesundheit unsers Freundes Choang mache ich mir viele Sorge. Ich bekomme von ihm nicht die geringste Nachricht. Thue mir doch den Gefallen, und melde mir, ob er an dich geschrieben hat, seit dem er in Ispahan an-

gelangt ist. Sobald ich von dem Tiao-Briefe werde erhalten haben, will ich dir Nachricht davon geben. Ich weiß nicht, ob er auf seiner Reise in Moskau eben das Vergnügen haben wird, das ich von der meinigen, die ich nach Paris gethan habe, geniesse. Lebe wohl.

Paris. ——

Der neunte Brief.

Sioeu-Tcheou, an Yn-Che-Chan.

Die Sekte der Lao-tse, mein lieber Yn-Che-Chan, hat meines Erachtens mit den Convulsionarien in Paris eine grosse Aehnlichkeit. Wir wollen zuvor die erste kennen lernen, und alsdenn soll es auch an die leztern kommen. Lao-Kium war was Oberhaupt, und der Stifter davon. Dieser Weltweise, oder vielmehr, dieser Träumer brachte eine Sittenlehre auf die Bahn, die eben so gefährlich, als die Sittenlehre des Confucius * schön, ungekünstelt, und natürlich war. Indessen brachte er es so weit, daß man seine, für den Staat, und für das menschliche Leben so schädlichen, Meynungen annahm. Zu dem Ende gab er sich ein gewisses ernsthaftes Ansehen, und bediente sich dazu des Schleyers der Heucheley. Er behauptete, es sey lächerlich, sich mit grossen Entwürfen zu beschäftigen, sich sehr viel Mühe um Ehrenstellen zu geben, seine Ruhe dem

* Lao-Kium und Confucius lebten zu gleicher Zeit.

dem Verlangen, seine Leidenschaften zu befriedigen, aufzuopfern.

„Diese Sätze scheinen dem ersten Ansehen nach sehr verständig zu seyn. Das falsche und strafbare davon erkennt man alsdenn erst, wenn man biß auf den Grund untersucht, wie derjenige, von welchem sie herkommen, es haben will, daß man diese sittlichen Tugenden erlangen soll. Er verlaugt, man soll sich bemühen, der Vernichtung soviel, als nur möglich ist, nahe zu kommen; Man müsse sich, woferne man könne, gänzlich vergessen; Dadurch, daß man aufhöre zu denken, höre man auch auf, unglücklich zu seyn. Ist es nicht wahr, daß diese Grundsäze alle Grundvesten der bürgerlichen Gesellschaft über den Haufen werfen, und alle Bande davon zerreissen? Was würde aus freyen Staaten, und aus den wohleingerichtetsten Reichen werden, wenn die Menschen glaubten, sie wären nur soweit glücklich, als sie in einer völligen Unthätigkeit, in einer weichlichen Unempfindlichkeit, kurz, in einer Art des Nichts blieben?

Die Religionslehren des Lao-Kium sind eben so verwerflich, als die Sätze von seiner Sittenlehre. Sie verordnen die allerärgsten Ausschweifungen als augenscheinliche Wahrheiten. Dieser Lehrer behauptet, daß das Leere, das Nichts, die Grundursachen aller Dinge sind. Seinem Vorgeben nach giebt es eine unzähliche Menge von Halbgöttern, oder Geistern, welche über alle menschlichen Begebenheiten die Aufsicht haben. Er verordnet, daß man alle diese eingebildeten Gottheiten anbeten soll. Seine Schüler, die durch seine Versprechungen verblendet sind, haben sich Grillen von dem Steine der Weisen in

den

den Kopf gesetzt; Sie reden weiter von nichts, als von einer Essenz, welche die Menschen unsterblich macht, und die man mit Hülfe der Geister verfertigen kann. Um das Lächerliche dieser wunderbaren Einfälle, und thörigten Hofnungen einzusehen, darf man nur dasjenige in Erwägung ziehen, was dem Lao-Kium begegnet ist. Er ist wie andre Menschen gestorben, ohngeachtet er vorgab, er habe Wissenschaft von einem Elixire, das unsterblich mache.

In dem Leben und Tode des Lao-Kium finde ich sehr starke Waffen, womit ich seine Anhänger bestreiten kann. Eben so gut dienen sie mir, darzuthun, daß seine Art zu denken den von ihm festgestellten Grundsätzen völlig entgegengesetzt war. Er verlangte, man solle allen Ehrenstellen entsagen, aller Geschäfte sich entschlagen, sich in den Stand der Unthätigkeit zu setzen suchen, und doch war er der allerehrgeitzigste Mann von der Welt. Er gab vor, wenn seine Schüler sich seine Lehre bekannt machten, so würden sie das Geheimniß unsterblich zu werden finden, und er selbst hat sich den gewöhnlichen Gesetzen der Natur unterwerfen müssen. Muß man nicht stockblind seyn, wenn man den Versprechungen eines Mannes trauen soll, der sie durch seine Handlungen ganz sichtbar widerlegt?

Da ich zu Pecking war, konnte ich mich der Seufzer nicht enthalten, als ich sahe, wie sehr die Anhänger dieses Schalks für die Vorhersagungen jener vorgeblichen Wahrsager eingenommen waren, gegen welche sie eine so grosse Ehrerbietung hegen, denen sie eine so grosse Känntniß von der Lehre ihres Ober-

haupts, und von zukünftigen Dingen zuschreiben. Ich hatte Mitleiden mit der Schwachheit gewisser Leute, die sich von solchen Betrügern täuschen liessen, welche allerhand wunderliche Geberden, und tölpische Verdrehungen machen, und Geistern, von welchen sie Eingebungen zu haben glauben, ein Schwein, einen Fisch, und einen Vogel opfern.

Ich möchte doch gern wissen, was die Ursache von diesem Opfer ist, und warum es aus Thieren besteht, die sich so wenig zusammen schicken. Vielleicht ist es diese, damit die verschiednen Geister Speisen finden, die den Elementen gemäß sind, über welche sie die Aufsicht haben; Das Geflügel ist vermuthlich für die Luftgeister, der Fisch für die Wassergeister, und das Schwein für die Erdgeister. Unterdessen dünkt mich, die letztern kommen schlecht dabey weg, und ich weiß nicht, warum es die Wahrsager nicht für dienlich erachtet haben, sie eher mit einem Ochsen, oder mit einem Kalbe zu bewirthen. Bey dem ersten würde viel mehr Ehre seyn, zu geschweigen, daß Schweinfleisch zum Aussatze Anlaß giebt, und leicht zu besorgen ist, die Erdgeister möchten von dieser Nahrung allerhand Ungemächlichkeit haben. Doch Scherz bey Seite: Die Geister, wenn es dergleichen giebt, essen nichts, die Wahrsager mögen sagen, was sie wollen. Wenn es nun damit seine Richtigkeit hat, so kann man ihnen einwenden, was ein Jesuitischer Mißionar ehemals einem Chineser sagte, welcher sich vorstellte, der Himmel habe seinen Gefallen an Opfern von Thieren. *Wenn das höchste Wesen* *, so wie ihr

* Arnobius hat diesen Beweiß wider die alten Heyden gebraucht: Sed si deus (ut dicitur) nullius est corporis,

ihr es gestehet, ein Geist ist, wenn es weder gesehen, noch berührt, noch empfunden werden kann, wie kann es denn von körperlichen Sachen Nahrung haben? Wie kann das, was körperlich ist, zum Unterhalt dessen, was nicht körperlich ist, und das, was sterblich ist, zur Erhaltung des Unsterblichen dienen? Dieser Schluß ist überzeugend. Die Christen haben sich dessen zu allen Zeiten gegen ihre Widersacher bedient. Er ist deutlich, er stellt sich dem Verstande so natürlich vor, daß es mich wundert, wie er die Leute nicht vor den Ausschweifungen, in welche sie gerathen sind, verwahret hat. Allein die Gewalt der Vorurtheile verdunkelt ordentlicher Weise alle Strahlen des natürlichen Lichts, und die Vernunft sucht vergebens, sich in einem Herzen, wo der Aberglauben die Oberhand hat, hören zu lassen.

Doch wie können die Anhänger des Lao-Kium jemals durch dergleichen gemachte Einwürfe aus ihren Irrthümern gezogen werden, da es durch die thörichten Umstände, und durch die ausschweifenden Sachen nicht geschicht, die man in dem Leben ihres Oberhaupts erzählt? Der allerkürzeste Begrif von seiner Geschichte ist hinreichend, seine Lehre auf immer lächerlich zu machen. Er wurde bey der Stadt Lin-Pao gegen das Ende der Dynastie der Tcheou gebohren. Sein Vater, ein gemeiner Bauer, wurde genöthiget sich durch Handarbeit seinen Unterhalt

omnisque est incontiguus tactu, qui fieri potest, ut corporalibus rebus nutriatur incorporeum, quod mortale est, ut immortale sustineat, subdatque salutem rei, quam contingere nequeat, & motus subministrare vitales? Arnob. Lib. VII. p. 126.

zu verdienen. Diese beschwerliche und mühsame Arbeit trieb er biß in sein siebenzigstes Jahr. Seiner Armuth wegen muste er diese Zeit über im Junggesellen Stande leben. Endlich wurde er als ein siebenzigjähriger Greiß das einsame Leben überdrüßig, und wählte sich eine Bäuerinn von vierzig Jahren zum Weibe. Zum Unglücke war die Zeugungskraft in ihm verloschen, und er muste damit zufrieden seyn, daß er das Vergnügen des Ehestands genoß, ohne die Früchte davon einzuerndten. Indessen unterließ sein Weib nicht, diesem Mangel abzuhelfen, und wurde durch die Wirkung des Himmels schwanger. Da sie eines Tages an einem abgelegnen Orte ganz allein war, so ersetzte eine belebende Kraft des Himmels und der Erde das, was der Schwachheit des siebenzigjährigen Mannes fehlte. Ein Kind, das auf so wunderbare Weise gezeugt wurde, muste nothwendig ganz anders, als andere, in Mutterleibe zunehmen, und auf die Welt kommen. . Daher blieb es auch achtzig Jahre in Mutterleibe. Da nun dieses Weib mit 40 Jahren schwanger worden war, so brachte sie in ihrem hundert und zwanzigsten Jahre das Kind auf die Welt. Fürwahr eine ziemlich lange Schwangerschaft, die ihr freylich sehr beschwerlich seyn muste. Daher auch der Herr, bey welchem sie diente, verdrüßlich wurde, daß seine Magd eine so lange Zeit ihren dicken Bauch behielt, vielleicht auch wohl glaubte, sie sey wassersüchtig, und sie fortjagte. Nunmehr sahe sie sich genöthiget auf dem Lande herumzustreichen, und von Dorf zu Dorf um ein Allmosen zu bitten. Endlich blieb sie an einem Tage unter einem Pflaumenbaume; Daselbst kam sie

mit einem Sohne nieder, welcher ganz weisse Haare, und Augenbraunen hatte. Die Sache war ganz natürlich; Ein Kind von 80 Jahren kann mit gutem Rechte einem alten Manne vollkommen ähnlich sehen. Die Frau wuste den Familien-Namen ihres Mannes nicht, und nur der Vornamen war ihr bekannt. Also gab sie dem Lao-Kium, ihrem Sohne, den Namen des Baumes, unter welchem er gebohren war; Da sie nach diesem sahe, daß er lange Ohren hatte, so setzte sie zu dem ersten Namen noch den zweyten, und hieß ihn Pflaumenbaum-Ohr*. Weil aber die Leute glaubten, dieser Namen schicke sich nicht für ein achtzigjähriges Kind, und sahen, daß es über und über weiß war, so nannten sie es das alte Kind**.

Da Lao-Kium ein gewisses Alter erreicht hatte, so wurde er Aufseher über den Bücherschatz eines Kaysers von der Dynastie der Tcheou. Wie er von der Zeit an vorausgesehen hatte, daß dieses Geschlecht nicht lange Zeit auf dem Throne bleiben würde, und dessen nahen Verfall merkte, so stieg er gar artig auf eine schwarze Kuh, und begab sich an den Eingang des dunkeln Thals. Einige Zeit darnach starb er, und wurde zu Ou begraben. Sein Grab ist daselbst noch vorhanden.

Ist es möglich, werther Yn-Che-Chan, eine so kindische, und tölpische Fabel auszusinnen? Müssen nicht unsere Landsleute, welche zu der Sekte der Lao-tse getreten sind, die blindsten Leute von der Welt seyn? Wie! Ihr Oberhaupt Lao-Kium ist ge-

* Im Chinesischen Ly-cul.

** Im Chinesischen Lao-tse.

gestorben, er ist begraben, sein Grab ist noch vorhanden, und sie können noch vorgeben, er habe das Geheimniß die Leute unsterblich zu machen gewußt? Er hat bey seinem Leben die Dynastie der Tcheou nicht vom Untergange erretten, noch das Unglück dieser königlichen Familie von sich abwenden können, und heut zu Tage, da er nicht mehr lebt, soll er die allergrösten Sachen verrichten können? Welche Thorheit, welche Ausschweifung! Wer sollte wohl glauben, daß dergleichen ungereimtes Zeug noch viel eifrige Anhänger gefunden hat? Gleichwohl ist dieses mehr als zu wahr, und die Menschen, die immer geneigt sind, dasjenige, was den Schein eines Wunders hat, anzunehmen, geben viel eher abentheuerlichen Meynungen Beyfall, als solchen, welche natürlich klingen, und den Grundsätzen der Vernunft gemäß sind. Diese Sekte hat unter dem gemeinen Volke sowohl als unter den Grossen Beyfall gefunden, und findet ihn noch. Man hat Mandarinen gesehen, die sich steif und fest auf alle die grillenhaften Hofnungen verlassen haben, welche die Schüler des Lao-Kium versprechen. Gewisse kleine Bilder, wodurch Geister vorgestellt werden, welche unsterblich machen, alle Krankheiten vertreiben, vor aller Gefahr behüten, haben diese Herren theuer bezahlt. Der Kayser Vouti selbst ließ sich von solchen Großsprechern täuschen. Er genoß verschiednemale den vorgegebnen Trank der Unsterblichkeit, allein er erkannte, daß er derhalben nicht weniger sterblich war. Das unglücklichste für ihn war, daß er seinen Irrthum nicht eher innen wurde, als biß er in den letzten Zügen lag.

Die beharrliche Blindheit der Chineser läßt sich weiter durch nichts, als durch eben dergleichen Verhalten der Franzosen in Ansehung gewisser eben so lächerlicher Aberglauben, und Ausschweifungen entschuldigen. Es ist ehemals hier ein Mensch, mit Namen Paris, gewesen, welcher der Lao-Kium der Pariser ist. In dem nächsten Briefe will ich dir von dessen Leben, und von den Meynungen seiner Anhänger Nachricht ertheilen. Du wirst daraus ersehen, daß es unter den Franzosen eben so viel Narren, als unter unsern Landsleuten giebt. Lebe wohl. Paris. —

Der zehende Brief.

Sioeu-Tcheou, an Yn-Che-Chan.

In meinem vorigen Briefe, werther Yn-Che-Chan, habe ich mit kurzem die Thorheiten der Anhänger des Lao-Kium beschrieben. Gegenwärtig wollen wir doch auch die Narrheiten der Convulsionarien in Frankreich besehen. Sie erkennen für ihr Oberhaupt einen gewissen Paris, einen halb-Priester. Die Europäer haben gewisse Grade, durch welche ihre Geistlichen durch müssen, ehe sie völlig Priester werden. Solche halb-Priester siehet man in China unter den Mißionarien nicht, immaßen ihre Gewalt sehr eingeschränkt ist. Sie können die wichtigsten Geheimnisse des Christlichen Glaubens nicht verwalten, und würden also in China nichts nütze seyn. Man nennt sie Kaplane. Dieser Paris darf also

nicht unter die wirklichen Priester gerechnet werden. Indessen setzen ihn seine Schuler nicht nur über die ordentlichen Bischöffe, sondern erheben ihn auch über den Bischoff zu Rom, den Fürsten und das Oberhaupt aller Christen. So lange er lebte, kannten ihn kaum ein paar Weiber in seiner Nachbarschaft, und etliche Leute von dem niedrigsten Pöbel, denen er die Canonischen Bücher der Europäer vorlaß. Er schrie sehr wider eine Verordnung des Römischen Pabstes, gegen welche verschiedne Französische Lehrer sich heftig empört hatten. Er war, ohne zu wissen, warum, auf ihre Seite getreten; Denn er war überaus unwissend. Man kann mit gutem Grunde sagen, daß er für Meynungen stritte, die er nicht verstund. Die Liebe zu Neuerungen, und ein natürlicher Hang zur Schwärmerey hatten ihn mehr, als die Vernunft, dahin gebracht, daß er die Parthey, mit welcher er es hielt, erwählt hatte. Seine Sitten waren ziemlich unschuldig; Doch war seine Sittenlehre der menschlichen Gesellschaft schädlich; Er redte von weiter nichts, als daß man sich von allem loßsagen müste, was die Menschen schmeicheln, und durch die Bande des bürgerlichen Lebens unter einander verbinden kann. Er zielte in allem auf einen gewissen Stand der Vollkommenheit ab, der aber niemals unter den Menschen Statt findet, und ihnen sogleich in ihrer Lebensart, und in der Einrichtung ihrer Handlungen nicht den geringsten Nutzen schaffen kann. Diese Erhebung des Herzens zu dem Himmel, diese gänzliche Geringschätzung irrdischer Dinge, von welcher die Jansenisten so viel Rühmens machen, sieht jenen Lehren, jener Ruhe, und Unempfindlichkeit der An-

hän-

hänger des Lao-Kium ziemlich ähnlich. Jene stören unter dem Scheine, daß sie in allem die Religion zur Absicht haben, die menschliche Gesellschaft, und zerreissen die Bande derselben. Die letztern geben vor, sie wollen die Leute durch die Befreyung von allen Sorgen glücklich machen, und bringen sie in alles Ungemach, in welches ein Staat gerathen würde, wo kein Mensch arbeiten wollte, und weder ein Arbeiter, noch Kaufmann, noch Richter, noch Kriegsmann zu sehen wäre. Wenn die Chineser alle, wie Lao-Kium, dächten, wie würde es in China werden? Eine Wüsteney würde daraus, voll Bäre und Tyger. Sollten die Franzosen es alle, wie der Kaplan Paris machen, so würde dieses Land von lauter Narren bevölkert werden. Eher würde man in den Lapländischen Wäldern einen Papagoy oder Kanarienvogel, als in diesem Königreiche einen verständigen Mann finden.

Die Anhänger des schwärmerischen Kaplans sind seinen Vorschriften vortreflich nachgekommen; Sie haben sie sogar weiter ausgedehnt, als er vielleicht geglaubt hat. Denn kaum war er todt, so wollten sie ihm einen Platz unter den Halbgöttern einräumen. Sie haben für ihn eine besondere Art des Diensts errichtet, und ausgesprengt: Wer die Grösse und Herrlichkeit, dessen er im Himmel genießt, nicht für wahr erkennen würde, derselbe würde mit der grösten Pein gestraft werden. Um die Worte mit den Thaten zu verbinden, und ihren Reden einen desto grössern Nachdruck zu geben, haben sie ihre Zuflucht so, wie die Anhänger des Lao-Kium, zu lächerlichen Geberden genommen. Die letztern stellen sich, als

ob

ob sie mit den Geistern einen geheimen Umgang unterhielten; Sie zeichnen auf dem Papiere possierliche Gestalten; Sie machen mit Kesseln und kleinen Trommeln ein gräßliches Lärmen. Die Convulsionarien haben gewisse Anfälle von einer Tollheit; Manche springen und tanzen ohne Ordnung und ohne regelmäsige Schritte; Andere schleifen und wälzen sich auf dem Fußboden herum. Es giebt etliche, welche glüende Kohlen, andre, die kleine Steine verschlucken; Kurz, sie treiben alle Possen, die man nur immer an den geschicktesten Taschenspielern erblickt, und alles dieses siehet man für wahrhafte Wunderwerke an. Wenn sie mit diesen Schelmereyen, und Ausschweifungen zu thun haben, so geben sie vor, der Himmel offenbare ihnen die Geheimnisse des Herzens, und verleihe ihnen die Gabe, das Zukünftige vorher zu sagen.

Hier ist, wie du wohl siehest, mein lieber Yn-Che-Chan, ein vollkommnes Ebenbild der Anhänger des *Lao-Kium*. Damit die Convulsionarien fein in allem den Chinesischen Betrügern gleich sind, so halten sie auch, eben wie jene, auf gewisse kleine Bilder. Sonderlich preisen sie überall das Bild ihres Erzvaters Paris an. Sie versichern, es schütze für den allerwichtigsten Gefährlichkeiten; Es verbreite in allen Häusern, wo es aufgehoben wird, alles Gute im Ueberflusse. Daher ist auch kein einziger unter diesen Schwärmern, der nicht eines davon neben seinem Hauptküssen im Bette haben sollte.

Ohngeachtet die Sekte der Convulsionarien höchst abgeschmackt ist, so hat sie doch immer im Königreiche, und hauptsächlich in Paris vielen Anhang gefunden.

Auch

Auch hier ist der Pöbel, wie überall, leichtglaubig, und leicht zu betrügen, sonderlich wenn man das Wunderbare dabey zu Hülfe nimmt. Er hat also alle Thorheiten, und Ausschweifungen einiger Betrüger, die ihn zu hintergehen trachteten, und etlicher Schwärmer, welche selbst vorher durch ihre Leichtgläubigkeit betrogen wurden, für ausgemachte Wahrheiten, und für herrliche Wunder angenommen. Man hat wohl gar gesehen, daß sich Leute von sehr vornehmen Stande verführen liessen, und in das für sie aufgestellte Netz fielen. Die Liebe zur Gesundheit, das Verlangen, sein Leben zu erhalten, hat bey ihnen eben das ausgerichtet, was die Hofnung unsterblich zu werden in etlichen Chinesischen Mandarinen that. Die letztern haben das vorgebliche Elixir der Unsterblichkeit, welches die Anhänger des Lao-Kium versprechen, begierig gesucht. Die andern haben an dem Grabe des Kaplans Paris neuntägige Gebete verrichtet, sie haben Erde davon gegessen, sie haben Wasser davon getruncken; Aber alles dieses hat nicht viel mehr Wirkung gehabt, als das Elixir des Lao-Kium. Ein Mittel hatte so viel Kraft, als das andre.

Eine gewisse Princeßinn war, in der Hofnung, ihr Gesicht wieder zu bekommen, an dem Grabe des Paris gewesen, und hatte verschiedne herzstärkende Tränke, die aus den reinsten Stücken des gemeldeten Grabes verfertiget waren, zu sich genommen. Es ging ihr aber wie dem Kayser Vouti; Der einzige Nutzen, den sie von ihrer Beschwerlichkeit und Mühe hatte, bestund darinnen, daß sie nicht mehr so leichtgläubig blieb.

Eine

Eine andre sehr vornehme Dame, und eifrige Anhängerinn des Kaplans Paris nahm bey ihrer Abreise aus Frankreich einen kleinen Wagen voll von der kostbaren Erde seines Grabes mit sich nach Holland. Diese theilte sie unter alle, welche glaubten, sie könne ihnen Nutzen schaffen. Ueber dieses neue Arzneymittel wurden die Apotheker und Spezereyhändler unruhig, und stunden auf dem Sprunge, den Vorzug und die Ehre der Rhabarbar, der Senesblätter, und des Krautes Kasia vor Gerichte zu retten. Allein das Parisische Heilmittel machte von denen, die sich dessen bedient hatten, keinen einzigen gesund. Viele wurden dadurch eher schlechter, und verderbten sich damit den Magen, wie von einem Stücke Erden, das sie verschluckten, leicht zu vermuthen war. Das sonderbarste in der Geschichte dieser Dame ist dieses. Ohngeachtet sie eine ziemliche Menge von diesem Gegengifte wider alle schlimmen Zufälle, sowohl der Seele, als des Leibes bey sich trug, so konnte sie sich doch damit nicht gegen die heftigste Liebe zu ihrem Kammerdiener schützen, den sie, welches noch das schlimmste ist, in geheim heyrathete. Sie war nach der Zeit in der That sehr treuherzig, daß sie der Erde von dem Grabe des Paris immer noch soviel zutrauete, da doch mehr als zweyhundert Pfund sie nicht hatten abhalten können, die gröste Thorheit von der Welt zu begehen. Dergleichen Betrachtungen aber fielen ihr, da sie wegen ihrer Aufführung aus dem Reiche wandern muste, gar nicht ein. Sie trug ihre werthe Erde immer bey sich, und wie sie sterben wollte, so verordnete sie, daß man dieselbe in ihr Grab legen möchte. Sollten nach dem

dem Tode wohlgebildete und gesunde Kammerdiener vorhanden seyn, damit die alten Damen sich wiederum vermählen könnten, so würde die heilige Erde in jener Welt eben nicht mehr Wirkung, als in der gegenwärtigen haben.

Die Weibspersonen sind es nicht allein, die sich durch die Ausschweifungen der Convulsionarien verführen lassen. Allerhand vornehme Leute aus allen Ständen betrachten sie als Wirkungen der göttlichen Weisheit, die sich durch ihre Vermittelung vor den Augen der Ungläubigen offenbaren will.

Ein Mitglied * des obersten Gerichts im Königreiche hat sich vor kurzem darüber, daß er die Wahrheit von den Wunderwerken des Kaplans Paris behauptete, aus dem Lande verweisen lassen. Er verfertigte zu dem Ende ein Buch, und hatte sogar die Verwegenheit, es dem Könige zu überreichen.

Ein alter, am ganzen Leibe zerhackter, Kriegsbedienter ist selbst einer von den Convulsionarien worden. Ehemals hatte er sich theils durch seine Tapferkeit, theils durch seinen Witz vor andern hervorgethan. Er hatte eine vortrefliche Schrift ans Licht gestellt. Auf einmal wurde er viel leichtgläubiger, und ein viel grösserer Schwärmer, als der allerthörichtste und unwissendste Convulsionar. Trauriges Beyspiel von der menschlichen Schwachheit, und von den Unbesonnenheiten, in welche Leute gerathen können, die man für sehr schätzbar achtet! Soll man sich nun wohl eben wundern, daß der einfältige Pöbel so leicht zu verführen ist, da man sieht, daß eine

* Der Herr von Montgeron.

Obrigkeitsperson, und ein Officier die hauptsächlichsten Anhänger der allerschimpflichsten Schwärmerey werden? Denn das darfst du dir nicht vorstellen, mein werther Yn-Che-Chan, daß unter allen den vorgeblichen Wunderwerken, welche die Convulsionarien verrichten, auch nur ein einziges ist, das in einen Menschen, der seine Vernunft völlig gebrauchen kann, den geringsten Eindruck machen könnte. Es sind nicht etwan Todte, welche aufstehen, Taube, welche hören, Blinde, welche sehen, es sind Leute, die von einer Krankheit genesen, woran sie etliche Jahre zuvor krank gelegen haben, und in den Händen der Aerzte gewesen sind. Es ist also ganz augenscheinlich, daß die Natur, oder die Kunst dasjenige gethan hat, was man für ein Wunderwerk ausgiebt.*

Doch

* Es sind von unterschiedenen Bischöffen, unter welchen besonders die Bischöffe von Auxerre, und Montpellier waren, öffentliche Ausschreiben erschienen, worinnen sie die Glaubwürdigkeit der Wunderwerke von den Convulsionarien bestätigten. Diese Ausschreiben gaben den Ungläubigen sehr wichtige Veranlassungen, daß sie sagten: „Die vorgegebenen „Wunderzeichen, welche der Heilige Paris gewürket haben „soll, werden von dreyen Viertheilen in Frankreich für offen„bar falsch erkläret. Gleichwohl achtet sie der noch übrige „vierte Theil dieses Reiches für wahrhaft: Und Leute von „ehrwürdigem Stande, Bischöffe, deren Reinigkeit der Sit„ten bekannt ist, bestätigen ihre Glaubwürdigkeit. Warum „sollte es nun mit den alten Wunderwerken nicht eben die „Bewandniß, wie mit den neuern haben? Was kann man „zu ihrem Beweise weiter anführen, als, daß sie von vielen „Leuten, welche zu der Zeit lebten, da sie geschehen seyn soll„ten, für wahrhaft angesehen worden sind?“ Solchergestalt hat keine Sekte der Religion mehr geschadet, und dem Un-

Doch gesetzt, ohngeachtet man es nicht erweisen kann, daß durch Vermittelung des Kaplans Paris irgend eine sonderbare Kur verrichtet worden ist; Wer sieht nicht, wenn er nur ein wenig aufmerksam seyn will, daß die blosse Einbildung schon zu dergleichen Wirkung Anlaß geben kann? Weiß man denn nicht, was für Kraft sie über die Körper hat, und daß sie zuweilen mit solchem Nachdrucke wirket, daß sie die allerseltsamsten Wirkungen hervorbringt? Zudem arbeitet die Natur auf hunderterley verschiedne Weise, die uns, eine wie die andre, unbekannt ist. Darf man aber deßwegen sagen, alles, was daraus erfolgt, sey ein Wunder? Dergleichen Schluß machen fast alle diejenigen, welche steif und fest Abentheuer glauben, und bey allen Begebenheiten etwas wunderbares annehmen; Dieses aber findet keine Statt bey Weltweisen, und besonders bey denen, die, wie unsere neuen Lehrer, glauben, es sey alles in der Natur geordnet, und nichts könne weder die Ordnung, noch die Gesetze davon stören; Immasen keine übernatürliche Kraft, kein Wesen sey, welches die Macht habe, sich der wechselsweisen Vereinigung des Ly mit der Materie zu widersetzen, deren genaue Verbindung nicht nur die Elemente, sondern auch alle Gestalten und alle die verschiednen Veränderungen, welche die Elemente bewerkstelligen, hervorbringe.

Wenn die Leute, mein lieber Yn-Che-Chan, behaupten, daß in den Sachen, die ihnen ausserordentlich vorkommen, etwas wunderbares und göttliches

 sey,

glauben mehr Waffen in die Hände gegeben, als die Jansenistischen Colvulsionarien.

sey, so kann man ihnen antworten, was jener alte Römer sagte: „Alle Begebenheiten, sie mögen uns „auch noch so übernatürlich vorkommen, müssen „nothwendig ihren Grund in der Natur haben, weil „alles von ihr entsteht. Was uns als ungewöhnlich „vorkommt, ist derhalben nicht wider die Natur. „Man muß also von den wunderbaren Dingen, die „uns in Erstaunen setzen, den Grund in ihr suchen. „Können wir denselben nicht finden, so müssen wir „es unserer Unwissenheit zurechnen. Davon sind „wir versichert, daß er darinnen liegen muß. Dem„nach wollen wir ihn allezeit ihr beylegen. Alsdenn „werden weder Erdbeben, noch die Veränderungen, „die wir am Himmel gewahr werden, noch Blut„und Steinregen, noch die Veränderungen des Orts „der Sterne, noch die verschiedne Farbe der Gestirne, „uns in Verwunderung setzen *.

Es wäre, mein werther Yn-Che-Chan, zum Besten der Länder China und Frankreich zu wünschen, daß die Anhänger des **Lao-Kium** sowohl, als des Kaplans **Paris** eben so klug, als dieser weise Römer dächten. Lebe wohl.

Paris. —

Der

* Quicquid oritur, qualecunque est, causam habeat a natura necesse est: ut etiam si præter consuetudinem extiterit, præter naturam tamen non possit existere. Causam igitur investigato in re nova atque admirabili, si potes. Si nullam reperies, illud tamen exploratum habeto, nihil fieri posse sine causa, eumque errorem, quem tibi novitas rei attulerit, naturæ ratione depellito. Ita te nec terræ fremitus, nec cœli discessus, nec lapideus aut sanguineus imber, nec trajectio stellæ, nec faces visæ terrebunt. Cic. de Divin. L. I.

Der eilfte Brief.

Sioeu-Tcheou, an Yn-Che-Chan.

Ich habe dir, mein lieber Yn-Che-Chan, noch etwas von der Sekte der Molinisten zu sagen, damit du von allen in Frankreich befindlichen Sekten einen richtigen Begrif bekommen mögest. Wie mich dünkt, kann man sie obengemeldetermassen mit der Sekte des Foe in Vergleichung setzen. Erstlich wollen wir nur ganz kurz von der Aufrichtung, Aufnahme, und den Meynungen der Chinesischen Sekte handeln, alsdenn wollen wir auch die Französische nach eben diesen Gegenständen betrachten.

Der Kayser Mingti hatte in einem Traume sich dessen erinnert, was Confucius sehr oft sagte, daß man nemlich in der abendländischen Gegend den Heiligen finden würde. Er schickte also Gesandten nach Indien, welche glaubten, sie hätten diesen Heiligen an dem Foe, oder vielmehr an dessen Bildnisse, gefunden. Sie brachten es mit sich nach China, und zugleich auch alle die Mährgen, welche die Indianer davon erzählten, und die, wie gewöhnlich, bey dem Pöbel sogleich Glauben fanden.

Die Geschichte dieses Foe klingt fast eben so lächerlich, als jene von dem Lao-Kium. Es heißt, er sey in Chung-tien-cho gebohren, und ein Prinz von dem Beherrscher dieses Theils von Indien gewesen. Da seine Mutter mit ihm schwanger wurde, so träumte ihr, sie verschlucke einen Elephanten. Ein so grosser Bissen war schwer zu verdauen, und deu-

tete zum Voraus die entsetzliche Grösse des Foe an. Daher konnte er auch nicht anders auf die Welt kommen, als daß diese Princeßinn darüber das Leben einbüßte. Man mußte ihr die Seite öfnen, und dadurch die Geburt ihres Sohnes befördern. Kaum war er aus Mutterleibe heraus, so that er, anstatt, wie andere Kinder, zu weinen und zu klagen, sieben Schritte. Er hub eine Hand gegen den Himmel, und die andre neigte er zur Erde, und sagte mit einer starken, männlichen Stimme: *Niemand ausser mir verdient im Himmel, und auf der Erde verehrt zu werden.*

Es war ganz billig, daß ein Gott, der von seiner Geburt an so herrliche Zeichen von seiner Grösse gab, in gewissem Verhältnisse an Stärke und Kraft zunahm, so, wie er immer älter wurde. Daher vermählte er sich auch in einem Alter von siebzehn Jahren mit drey Frauen. Eine, oder zwo wären für ihn nicht genug gewesen. Ein Gott, der sich so weit erniedriget, daß er sich der Ergötzlichkeiten ohnmächtiger Sterblichen bedient, bindet sich an keine ordentliche Regel. Man sollte aber doch fast auf die Gedanken gerathen, es könnten sogar Gottheiten kraftlos und matt, wie Menschen, werden. Denn Foe schied sich zwey Jahre nach seiner Vermählung von seinen Weibern, da er von einer ein Kind, mit Namen Mo-hroulo hatte. Er achtete seinen Sohn eben so wenig, als seine Weiber. Mit neunzehn Jahren begab er sich in eine Wüstenev, um daselbst von vier geschickten Lehrern die Weltweisheit zu lernen. Daselbst vergaß er, daß er ein Ehemann und Vater gewesen war. Hiermit gab er nach meiner,

und

und aller Lettreen Meynung dem menschlichen Geschlechte ein sehr schlimmes Beyspiel. Vielleicht werden seine Anhänger zu seiner Entschuldigung sprechen, er sey damals noch nicht völlig vergöttert gewesen. Sie geben vor, er sey erst in einem Alter von 30 Jahren gähling von der Göttlichkeit durchdrungen, und ein Fo oder Pagode worden. Doch wenn dieses ist, wie hat denn Foe bey seiner Geburt sagen können: **Niemand ausser mir verdient im Himmel, und auf der Erde verehrt zu werden:** Immassen noch eine andere mächtigere Gottheit, als er war, durch deren Beystand er selbst vergöttert wurde? Also muß man einräumen, daß Foe entweder bey seiner Geburt nicht geredt, oder wenn es geschehen ist, gelogen hat. Ich mache hieraus den Schluß, daß man von ihm Mährgen erzählt, die gar keinen Glauben verdienen, und allesamt verworfen werden müssen, da ich die Unrichtigkeit einer Erzählung entdecke, die man für eine glaubwürdige Geschichte ansieht. Hat hingegen Foe geredt, so hat er gleich mit dem Gebrauche der Stimme zu lügen angefangen. Ich bin verbunden, gegen einen so unverschämten Lügner mißtrauisch zu seyn.

In der Geburt des Foe finde ich einen Umstand, der allerdings die Augen der Chineser öfnen sollte, welche so blind sind, daß sie es mit seiner Sekte halten, und ihre Meynungen annehmen. Wie hat denn Foe, da er seine eigne Mutter nicht vom Tode erretten konnte, die Macht, Leute zu schützen, die ihn gar nichts angehen? Wie! Sollte er wohl an fremden Leuten mehr thun, als an der, die ihn ans Licht der Welt brachte; Und sollten die Geschenke, die man sei-

seinen Bildern, oder den Bonzen, als ihren Dienern, bringt, mehr, als die Blutsfreundschaft bey ihm ausrichten? Ist es wahr, so ist er fürwahr ein schändlicher Gott, und noch mehr zu verachten, als der eigennützigste und ärgste Geizhals.

Wenn sich der Pöbel durch gründliche Vernunftschlüsse die Augen öfnen liesse, so müste der Anhang dieses Betrügers in China schon längst ganz und gar ausgemerzt, und zerstreuet seyn. Allein der Aberglauben hat viel mehr Kraft, als die überzeugendsten Beweisgründe. Mich dünkt, man könne die Schelmereyen des Foe nicht besser aufdecken, als es in diesen leztern Zeiten der Lettree Tchin in einem Gespräche gethan hat, wo er seine Meynung von dem Ursprunge der Welt vorträgt. Du weist, daß dieser Weltweise so, wie ich, die Meynungen der neuen Ausleger billiget, und von dir und den alten Auslegern abgehet, indem er die Gedanken hegt, man könne nicht nur die Bildung, sondern auch die fortdauernde Ordnung und Einrichtung des Weltgebäudes bloß durch materialische Ursachen erklären. Er redet, wenn er die Betrügereyen des Foe aufdeckt, und über seine Meynungen spottet, ohngefähr also: * „Fo ist ein „Träumer, der sich hat unsterblich machen wollen. „Seiner Meynung nach ist lauter leeres, es giebt „nichts wirkliches. Diesem schönen Grundsaze zu Fol„ge verlangt er, man soll an nichts denken, das Herz „in ein blosses Nichts verkehren, das heißt, von al„ler

* Ich bediene mich der Uebersetzung des Jesuiten du Halde, der diese Chinesische Schrift übersezt, und allerhand Anmerkungen dazu gemacht hat. Siehe dessen Geschichte von China, B. III, S. 37.

„ler Regung leer machen, und so weit gehen, daß „man sich selbst vergißt, gleich als ob man gar nicht „auf der Welt wäre. Wir haben Augen und Ohren; „Man darf aber weder sehen, noch hören. Diese „Werkzeuge sollen von allen Gegenständen leer seyn, „dieses ist der Stand ihrer Vollkommenheit. Wir „haben einen Mund, Hände und Füsse. Diese „Glieder sollen ohne alle Bewegung seyn." Seine „grosse Forderung besteht darinnen, daß seine vor„trefliche Dreyfaltigkeit des **Tsing**, des **Ki**, des „**Chin**, das ist, des feinen, des dummen, des geisti„schen zu ihrer grösten Vollkommenheit gelangen, „und durch die Vereinigung nur ein einziges aus„machen soll. Was die Seele anbetrift, so sagt er, „ihre Dauer habe keine Gränzen. Sie verkehre sich „in kein Nichts."

„Wer siehet nicht, daß diese schöne Lehre von der „Vernichtung seiner selbst, von der allgemeinen Aus„leerung endlich auf das Verlangen nach einer ein„gebildeten Unsterblichkeit, und nach etwas, das „man nicht erlangen kann, abzielt? Diese belebende „Kraft des Himmels will man rauben, und sich zu„eignen. Man weigert sich, dieselbe einmal dem „Himmel, und der Erde wieder zu geben, und giebt „vor, man gelange dadurch zu dem reinen Leeren."

„Aber vielleicht, fährt er fort, ist die Geschichte „dieses Träumers unbekannt. Seine Mutter sah „im Traume einen grossen weissen Elephanten, und „in demselben Augenblicke merkte sie, daß sie schwan„ger war. Ihre Leibesfrucht wurde von Tage zu „Tage um ein ansehnliches grösser. Endlich kam er „aus dem Leibe seiner Mutter, indem er ihre Ein-

„geweide zerriß, heraus, und raubte derjenigen das „Leben, von welcher er es empfangen hatte. So „kam dieses Ungeheuer an das Tagelicht; Er, der „alles unter dem Volke umkehren sollte. Ist es nun „nicht billig, ihn unter die Verwüster des mensch„lichen Geschlechtes zu zählen? Fastet das abgöttische „Volk deßwegen, weil er seine Mutter bey seiner „Geburt getödtet hat? Macht es deßwegen Processio„nen, und hundert andre dergleichen Dinge, um „für seine Mutter alle Gattungen von Wohlergehen „zu erhalten? Bildet man sich etwan ein, daß die„ser Fo, der seine eigne Mutter nicht hat beym Le„ben erhalten können, das Vermögen haben werde, „die Mutter eines andern zu schützen?"

„Wir wollen weiter gehen. Er lebte in einem von „denjenigen Königreichen, die diesem Reiche gegen „Abend liegen. Daselbst war er auf einmal Be„herrscher sowohl im Zeitlichen als im Geistlichen, „König, und Oberhaupt der Religion. Er hatte „eine Königinn, und eine Beyschläferinn von aus„nehmender Schönheit, und machte daraus zwo „Göttinnen. Sein Reich hatte Gold, Silber, „Waaren, und sonderlich kostbare Steine im Ueber„flusse. Reich und fruchtbar war es wohl, aber „nicht von grossem Umfange, und die Einwohner „waren weder stark, noch tapfer. Die Völker hin„gegen von den verschiednen Reichen, die um dassel„be herum lagen, waren stark von Leibe, munter „und nach Blute und Morde begierig. Auf solche „Weise musten sich die Staaten des Fo immerfort „Einfälle gefallen lassen."

„Da

„Da er so viele Drangsale überdrüßig worden „war, und sich nicht dagegen wehren konnte, so „verließ er sein Reich, und erwählte das einsame Le„ben. Er fing nach diesem an, die Leute zur Tu„gend zu ermuntern, und trug die von ihm erfunde„ne Lehre von der Wanderung der Seelen aus einem „Körper in den andern vor. Doch ließ er es noch „bey einer gewissen Ordnung, nach welcher die Tu„gend belohnt, und das Laster bestraft wurde. Er „machte die benachbarten Völker durch diese thörich„ten Einbildungen verwirrt. Seine Absicht war, „seine Verfolger furchtsam zu machen, und zu bere„den, daß sie nach ihrem Tode in Hunde, Katzen, „Pferde, ja sogar in wilde Thiere verwandelt wür„den, wenn sie so fortführen, und seine Länder ver„heerten."

„In einer Zeit von zwölf Jahren, da er an der „Ausbreitung seiner Lehre gearbeitet hatte, zog er „eine entsetzliche Menge unwissender Leute an sich, „die er verwirrt machte. Mit dieser Hülfe gewann „er sein Reich wieder, und wurde sehr mächtig. „Hierauf vermählte er sich nochmals, und hatte eine „zahlreiche Nachkommenschaft. Das war sein Nu„tzen von seinen Kunstgriffen. Eben damals, wie er „seine Schüler von nichts, als von der Entsagung „der irrdischen Güter unterhielt, suchte er sie mit „allem Eifer, und versorgte sich damit soviel, als „ihm möglich war."

„Im übrigen darf niemand denken, die Lehre des „Fo sey deßwegen vortreflich, weil sie sich in diesem „Reiche so sehr ausgebreitet hat. Sie bekam soviel

„Ansehen bloß daher, weil die Lehre unserer alten „Weisen fast verloschen war. Unwissenheit und ein „verderbtes Herz hat den allergröbsten Irrthümern „Eingang verschaft. Man achtete nicht auf die schö„nen Lehren des Yao, Chun, und Confucius, man „bezeigte bloß Lust zu der Religion des Fo. Diese „Sekte schreibt weiter nichts, als einige elende Ge„bete vor, um glücklich zu werden. Dieses ist eben „nichts schweres. Unsere Weisen hingegen ermah„nen, man soll seine Leidenschaften überwinden, sei„ne Begierden in Ordnung halten, und alle seine „Pflichten erfüllen. Dieses ist schon eine ungleich „grössere Verrichtung."

Sekten, mein lieber Yn-Che-Chan, welche die Leidenschaften nicht antasten, und den Menschen erlauben, vermittelst gewisser frommer äusserlicher Handlungen, welche die grösten Missethaten tilgen sollen, die allerstrafbarsten Begierden zu befriedigen, werden allemal begierig von dem Pöbel angenommen werden, wie dieser Weltweise sehr verständig anmerkt. Für Leute, welche die Tugend nicht lieben, ist nichts so bequem, als eine Religion, die durch die gegebne Hofnung von der Verzeihung der allerhäßlichsten Verbrechen die Gewissensbisse benimmt. Anfangs scheint es zwar, daß die Bonzen, als Schüler, und Priester des Foe, den Verbrechern Strafen nach dem Tode auflegen. Sie drohen ihnen mit einer lang fortdauernden Seelenwanderung, nach welcher sie aus einer Ratte in einen Maulesel, aus einem Maulesel in ein Postpferd und so weiter wandern müssen. Alle diese verschiednen Verwandelungen aber sind nicht mehr zu befürchten, wenn man den Bonzen

Al-

Allmosen giebt, ihnen Klöster, und Tempel bauet. Es giebt Wallfahrten, wodurch man alle Sünden los wird, Bilder, welche eine ewige Glückseligkeit in der andern Welt gewähren. Freylich wohl haben alle diese Sachen dergleichen Wirkung nicht umsonst, und man muß allezeit etwas Geld daran wenden. Doch wem wird wohl eine kleine Summe Geldes eben sehr zu Herzen gehen, wenn er dafür das Recht, alle seine Leidenschaften ungestraft zu befriedigen, erlangen kann?

Die Bonzen haben, in Absicht auf ihren Nutzen, bey Errichtung der lächerlichen Lehre von der Seelenwanderung sich angelegen seyn lassen, sie also einzurichten, daß sie so, wie sie etwan ihren Vortheil dabey finden könnten, mehr oder weniger beschwerlich seyn möchte. Sie sind nach Golde und Silber so heißhungrig, daß sie alle Rollen in der Welt spielen, um nur dessen habhaft zu werden. Sie nehmen allerhand Gestalten an; Fast möchte man sprechen, es habe die Seelenwanderung eigentlich bey ihnen recht Statt. Da sie fast durchgängig von dem schlechtsten Herkommen sind, so stellen sie sich gegen vornehme Herren so freundlich, so gefällig, so demüthig, daß ihnen ohngeachtet der Verachtung wegen ihrer Herkunft in den vornehmsten Häusern der Eingang offen steht. Sie trösten Leute, denen wegen ihres Zustandes nach dem Tode bange wird; Sie versprechen ihnen den Schutz ihres Gottes Foe; Sie beschenken die andächtigen Frauenspersonen mit seinem Bildnisse, und ermahnen sie, dasselbe, als ein Verwahrungsmittel wider die Gefährlichkeiten in diesem Leben, und wider die Pein in jenem, am Halse zu tragen.

Es

Es giebt noch andre Mittel, wodurch sie sich bey dem Volke in Ansehen zu bringen suchen. Sie thun sich selbst allerhand harte Pein an, und lassen sich damit vor den Leuten sehen, immassen sie sich darauf verlassen können, daß sie ihnen reichlich bezahlt wird. Manchen hangen grosse Ketten am Halse, die sie auf den Gassen herumschleppen, von Haus zu Haus um ein Allmosen bitten, und allemal versichern, daß derjenige, der es ihnen giebt, sich damit von seinen Sünden loskaufe. Manchmal rennen sie mit dem Kopfe wider einen grossen Stein. Besonders thun sie, als ob sie sehr stark fasteten. Durch dergleichen äuserliches Bezeigen haben die Bonzen es so weit gebracht, daß sie von den Lettreen, und Weltweisen für gefährliche Betrüger angesehen werden. Bey dem gemeinen Volke aber, und sogar bey den aberglaubischen Mandarinen hat es die gewünschte Wirkung. Denn der Aberglauben erstreckt sich durch alle Stände, und sogar Könige sind dagegen nicht sicher. Daher sehen wir auch, daß die Sekte des Foe, ohngeachtet sie so gar lächerlich ist, immer Anhänger am Hofe gefunden hat. Der Kayser Kao-Tsong überließ das Reich seinem Sohne, damit er sich derselben völlig widmen konnte. Er wurde ein Freund, ein Gefährde, sogar ein Sklave der Bonzen. In meinem nächsten Briefe solst du, mein lieber Yn-Che-Chan, sehen, daß die Franzosen eben nicht viel klüger, als die Chineser sind, und daß die Sekte der Molinisten bey ihnen fast eben die Wirkung gehabt hat, als des Foe Sekte bey unsern Landsleuten. Lebe wohl.

Paris. —

Der

Der zwölfte Brief.

Sioeu-Tcheou, an Yn-Che-Chan.

Den Anfang will ich, mein werther Yn-Che-Chan, damit machen, daß ich dir den Stifter der Molinistischen Sekte schildere, so, wie ich in meinen vorigen mit der Beschreibung des Foe, als des Oberhaupts der Bonzen, anfing.

Von dem Ignatius hast du die Jesuiten oft reden hören, und dessen Leben, wie es einer von seinen Schülern geschrieben hat, gelesen. Es ist aber nicht nach der Wahrheit abgefaßt, und was man von dem Ignatius hier hört, dasselbe klingt ganz anders. Dieses ist der grosse Erzvater der Molinisten. Den leztern Namen giebt man in Frankreich den Jesuiten, und allen übrigen Mönchen sowohl, als weltlichen Leuten, die es eifrig mit ihnen halten. Dieser Mann war gebürtig aus Spanien, und ging die ersten Jahre seines Lebens in Kriegsdienste. Bey der Belagerung von Pampelona wurde ihm mit einem Flintenschusse das Schienbein zerschossen, und seine Wunde übel verbunden; Ein Buckel, den ein zu weit heraus stehendes Bein verursachte, machte sein Schienbein ungestalt. Ignatius, der in sich selbst verliebt war, konnte diesen Fehler nicht leiden. Die Aerzte und Wundärzte mochten es ihm noch so sehr widerrathen, so ließ er doch sich dieses Bein biß aufs Leben heraus schneiden. Dieses hieß allerdings, das Vergnügen, einen knappen Stiefel zu tragen, recht theuer erkaufen.

Ignatius ließ es bey dem Bestreben, nicht ungestalt zu bleiben, keinesweges bewenden. Sein rechter Fuß war seit seiner Wunde etwas kürzer worden. Aus Furcht, er möchte hinken, ließ er sich eine eiserne Maschine machen, wodurch er es verlängern wollte. Er mochte aber noch soviel ausstehen, und diese Gattung von Marter mochte ihm noch so wehe thun, so half es doch nicht das geringste; Sein Fuß blieb immer kürzer, als der andre.

Damit nun Ignatius seine Traurigkeit, und seinen Verdruß, weil er hinkend blieb, aus dem Kopfe bringen möchte, so verlangte er einige Bücher. Von ohngefähr gab man ihm eines, welches die Geschichte der vornehmsten Europäischen Heiligen in sich hielt. Dieses Buch, das mit lauter Abentheuern, und erdichteten Erzählungen angefüllt war, machte seine Einbildungskraft auf die heftigste Weise rege. Diese war von Natur sehr lebhaft, und befand sich in solcher Verfassung, daß sie die Gegenstände, die ihr vorgelegt wurden, sehr leicht annahm, sie mochten auch noch so seltsam und abgeschmackt seyn. Auf einmal dachte Ignatius nicht mehr an sein Schienbein. Das Andenken von seiner Wunde verlohr sich gänzlich, so zu sagen, aus seinen Gedanken. Er machte sich ganz und gar mit den fabelhaften Erzählungen von den Europäischen Heiligen zu schaffen. Bald suchte er nach dem Beyspiele des heiligen Policronius die Wurzel von irgend einer grossen Eiche, um dieselbe, wenn er betete, auf seine Achseln zu legen. Einen Augenblick darnach verlangte er Stricke, um es dem gepanzerten Dominikus nachzuthun, der sich jede Woche dreymal hundert tausend Ruthenschläge

schläge gab. Da Ignatius in seinem Herzen den völligen Eifer dieser Nazaräischen Heiligen hatte, so dünkte ihm auch, seine Schultern, und Hinterbacken müsten schon so hart, als an jenen seyn.

Doch alle diese Thorheiten gingen nur noch in seinen Gedanken vor, ohne wirklich zum Ausbruch zu kommen. Ignatius hatte es dabey bewenden lassen, daß er in der Stille ausschweifte. Plötzlich überließ er sich offenbar seiner verstörten Einbildungskraft, und fing an im freyen Felde herum zu streifen. Er setzte sich, aller Vorstellungen seines Bruders ungeachtet, auf ein Maulthier, stahl sich von ihm weg, und begab sich auf den Weg nach einem Kloster. Unterweges begegnete er einem Mahometanischen Mohren, den er zwingen wollte, sich mit ihm zu schlagen, oder zu bekennen, daß er nicht die rechte Religion habe. Der Mohr wollte keines von beyden thun, und lief, was er konnte, um von einem dergleichen Narren sich los zu machen.

Es war fast, als sey diese erste Handlung des Ignatius eine Vorbedeutung, von dem, was er mit der Zeit vornehmen würde, und von den Grundsätzen, auf welche er diejenigen Meynungen bauen würde, welche seine Anhänger von ihm empfangen sollten. Gewaltthätigkeit und Zwang sind die zween ersten Grundsätze der Jesuiten. O wie groß, mein lieber Yn-Che-Chan, ist der Unterschied in Europa, gegen das, was sie in China zu seyn scheinen!

Ignatius war nun in ganz Spanien herumgereist, und hatte den einen Fuß bloß, den andern bekleidet gehabt. Er hatte von Zeit zu Zeit allerhand ver-

wirrte Sachen vorgenommen. Zuweilen war er, seiner Thorheiten wegen, in gewissen Städten angehalten, und vor die Richter geführt worden. Endlich kam er nach Paris, und wollte daselbst die ersten Anfangsgründe der Lateinischen Sprache lernen. Damals war er drey und dreyßig Jahre alt. Er gab vor, seine Absicht sey, jungen Leuten die Liebe zu einem Christlichen Wandel beyzubringen, und verleitete sie, daß sie alles, was sie hatten, weggaben, und wie Bettler lebten; Darüber sollte er auf Anstiften der Lehrer der Schule mit Ruthen gepeitschet werden. Indessen entging er noch dieser Züchtigung. Er entschuldigte sich so gut, als er konnte. Vielleicht wollte man mit einem Mann, wie Ignatius war, nicht gern, als mit einem Kinde umgehen. Vielleicht war man mit den Ursachen, die er vorbrachte, zufrieden. Kurtz, er wurde nicht gepeitscht, und ließ eine Gelegenheit vorbey gehen, da er etliche von den Ruthenschlägen hätte bekommen können, worüber er den gepanzerten Dominikus so sehr beneidete.

Du kannst dir, lieber Yn-Che-Chan, gar nicht vorstellen, was für grosse Lust der Ignatius hatte, gepeitscht zu werden. Alle seine Schüler, * die in diesen leztern Zeiten geschrieben haben, sagen einstimmig, er habe seine Vorgesetzten recht eifrig gebeten,

* Ab eo etiam atque etiam petit, ut se pro puero habeat, verberibus graviter accipiat, sicubi minus attentum aut deligentem deprehenderit. *Ribadeneira in Vit. Ignat.* L. I. C. XIII. Petere & rogare, ut ab se quotidie non minus, quam a ceteris, pensum exigat; cessantem quasi quemlibet unum e grege puerorum arbitratu suo & verbis & plagis accipiat. *Maffei Ignat. Vit. I.* C. 16.

ten, in diesem Stücke mit ihm, ohngeachtet seiner schon zahlreichen Jahre, so, wie mit dem kleinsten Schüler umzugehen. Endlich hatte Ignatius mit Mühe und Noth etwas weniges von der Lateinischen Sprache gelernt, und einiges Allmosen zusammen gebettelt; Nun wanderte er wieder in der Welt herum. Er kam sogar, biß nach Egypten, und begab sich von da weiter, um Jerusalem zu besuchen. In dieser Stadt beging er so viele Thorheiten, daß die daselbst befindlichen Oberhäupter der Christen ihm den Befehl ertheilen musten, sich aus der Stadt zu begeben.

Die Ausschweifungen des Ignatius waren mehr gezwungen, als natürlich. Unter seinem übertriebnen Eifer zur Andacht verheelte er einen übermäsigen Ehrgeitz. Ohngeachtet die Kräfte seines Verstandes theils durch den geänderten Lebenswandel, theils durch das, was er in seiner Krankheit gelitten hatte, ein wenig Abbruch erdultet zu haben schienen, so waren doch nach der Zeit Stolz und das Verlangen, ein Oberhaupt einer angesehenen Sekte zu seyn, die Mittel, deren er sich zu Einrichtung seines Lebens bediente. Er blieb beständig bey einerley Verhalten, weil er wahrgenommen hatte, daß seine scheinheiligen Thorheiten ihm die Hochachtung und Bewunderung des Pöbels erworben. Seit dem er nach Paris gereist war, hatte er schon einen kleinen Anhang von Schülern bekommen; Dieser vergrösserte sich nach diesem sehr ansehnlich. Das erste Gesetz, das er ihnen vorlegte, war dieses, daß sie dem Pabste einen blinden Gehorsam widmen, * und sich völlig

 den

* Hier ist eine Stelle, die dieses beweiset, aus dem Buche

den Befehlen ihres Oberhaupts, das ist, den seinigen, oder derer, die ihm weiterhin in dieser Würde nachfolgeten, unterwerfen sollten. Diese beyden Sätze waren eben so wesentlich, als der Staatskunst gemäß. Durch den ersten gewährte er auf ewig seinen Schülern den Schutz des Römischen Hofes. Durch den zweyten führte er die gute Ordnung in der Gesellschaft ein. Diesen Namen gab er einem Haufen von Leuten, die man heut zu Tage die Gesellschaft der Jesuiten nennt. Er erinnerte sich noch, wie er

als

des Pasquier sur les recherches de France. „In Rom „macht dieses besonders die Jesuiten so beliebt, daß sie gegen „den Päbstlichen Stuhl einen blinden Gehorsam bezeigen, wel„cher von ihnen obedientia cœca genennet wird. Davon „wuste ich noch nichts, da ich vor Gerichte wider sie stritte. „Diese Lateinischen Worte sind viel schwerer zu verdauen, als „die Französischen, welche eben dasselbe bedeuten. Dieses ist „die Ursache, warum ihr weiser Richeome es in seiner Schutz„schrifft obeissance aveugle, einen blinden Gehorsam nennt, „das ist, einen solchen, der gar kein Gesicht hat, womit er „sehen könnte, ob das, was ihnen befohlen würde, wohl oder „übel gethan sey. Ihr Glaubensvater Ignatius nennt den „Gehorsam eine weise Thorheit, den sie Seiner Heiligkeit „bey dem Eintritte in diese Gesellschaft auf den ersten Winck „ohne Widerrede eben so zu leisten versprechen, als man un„serm HErrn JEsu Christ schuldig ist, ja sie sollen so gehorsam „seyn, daß sie sich nicht einmal die Zeit nehmen, einen „angefangenen Buchstaben zu vollenden, sondern alles stehen, „und liegen lassen, um nur zu gehorchen. Sie sollen ihrem „eigenen Urtheile entsagen, um das Urtheil unseres heiligen „Vaters des Pabstes anzunehmen, und sich in Ansehung des „Gehorsams eben so verhalten, als ein todter Körper, oder „ein Stab, der sich ohne Bewegung und Widerstand herum„tragen läßt. Ich sage nichts, was nicht in ihrer Lateinischen „Vorschrift noch mit nachdrücklichern Worten verordnet wor-

als ein Soldat gesehen hätte, daß die Unterwerfung eines unter den andern die Seele von einem Kriegsheere sey, und daß in allen Ständen nichts Bestand habe, wenn die Oberhäupter nicht die Gewalt hätten, von andern Gehorsam zu fordern. Dieses war es, was ihn dazu brachte, daß er jene gänzliche Abhängigkeit von den Vorgesetzten einführte, wovon der Orden in der Folge der Zeit so vielen Nutzen gehabt hat.

„den wäre. Und bey dem Eintritte in diesen Orden ist es „eine von den vornehmsten Gelübden, wozu sich ein Ordens„bruder verbindlich macht: worüber er nach dem Willen des „Ignatius Lojola, wie ich in meinem gerichtlichen Einbrin„gen gesagt habe, mit solcher Standhaftigkeit handeln muß, „daß er sich ohne allen Widerspruch der Gefahr des Lebens „aussetzen würde, wenn ihm der Pabst befehlen sollte, sich „mitten in einem Sturme auf ein Fahrzeug ohne Steuerru„der zu setzen. Gleichwie Lojola dieses selbst thun würde, al„so verlangete er, daß es eben so von den seinigen geschehen „sollte." S. des Pasquier angezeigte Schrifft im 3ten Buche, und 44sten Hauptstücke. S. 392. Wenn man die angeführte Stelle betrachtet, so läßt sich leicht abnehmen, was für vortrefliche Vertheidiger seiner Rechte der Römische Hof in Portugall, Frankreich und Spanien verlohren hat. Daß die Jesuiten aus diesen Reichen vertrieben worden sind, dieses ist für den Pabst ein eben so grosser Verlust, als wenn ein Heerführer alle Grenadierer seines Kriegsheeres einbüsset, und die guten Soldaten weiter durch nichts, als durch Landtruppen ersetzen kann. Der Verlust, den der Römische Stuhl in Frankreich Spanien Portugall und in einigen andern Ländern erlitten hat, wird in nicht gar langer Zeit eben dergleichen in andern Reichen mehr nach sich ziehen. Der Herr von Montesquiou sagte, man streue dem Pabst nur noch aus blosser Gewohnheit Weyhrauch. In den letztern Zeiten ist die Wahrheit dieser Worte mehr als zu sehr bestätiget worden.

Nachdem sich nun Ignatius um die Errichtung seiner Sekte viele Mühe gegeben hatte, so starb er. Seine Schüler waren sogleich darauf bedacht, wie sie ihn zu einem Heiligen machten, so wie es die Chineser mit ihrem Oberhaupte, dem Foe, gemacht hatten. Aber es waren alle Handlungen des Ignatius noch im frischen Andenken, und viele Leute achteten ihn für einen Narren, andere für einen listigen Betrüger. Also durften die Jesuiten noch nicht sagen, daß er Wunder gethan hätte. Sie gestunden es sogar, er habe noch kein Wunderwerk verrichtet. Doch behaupteten sie dabey, er sey derhalben es gleichwohl werth, daß er unter die niedern Gottheiten der Christen gerechnet werde. Etliche Jahre darnach nahmen sie die Larve weg; Manche behaupteten, er habe durch einen himmlischen Geist ein Buch erhalten, das er verfertiget hätte*; Andre versicherten, ** er habe durch

* *Balthas. Alvarez.* C. XLIII. Deum hæc exercitia sancto patri nostro revelasse; imo per Gabrielem Archangelum non nemini fuisse a deipara virgine significatum, se patronam eorum, fundatricem atque adjutricem fuisse docuisseque Ignatium, ut ea sic conciperet. *Sotw. l. Biblioth. Soc. Jes.* p. 1.

** Refert, quod aliquando Romæ femina quædam a Diabolo obsessa Ignatium Lojolam secuta sit, & clamarit: *Tu solus me liberare & juvare potes.* Tunc Ignatium recitasse versum Virgilii: *Speluncam Dido, dux & Trojanus eandem.* Qua voce audita Dæmonem mulierem prostravisse, ac egredientem clamavisse; *O fili Lojola! Tu ceu leo me ad speluncam inferni abire cogis, sed rogo te, ne me æternæ speluncæ injicias.* Postea Ignatium illi dixisse: *Vade quocunque volueris, modo nullum amplius hominem obsideas:* ac statim dæmonium magno cum strepitu egressum esse. *Jo. Christ. Frommann* de Fascinat. L. III. P. 9. C. 4. N. 15. p. m. 949.

durch Wiederholung gewisser verliebter Verse aus einem Heydnischen Dichter die unsaubern Geister vertrieben, und eine beseßne Frau gesund gemacht, indem er diese Worte ausgesprochen:

Karthagos Königinn versteckte mit ihrem Liebsten ganz allein,
Dem schweren Sturme zu entgehen, in eine Höhle sich hinein.

Etliche Schriftsteller haben behauptet*, der einzige Na-

* Hier sind vier Sätze, die der Sorbonne von einem gewissen Filesac vorgelegt wurden. Sie stehen in einem Buche, welches von den Gelehrten sehr gut aufgenommen worden ist. Es wird auch bald verboten werden. Der erste Satz enthielt: Ignatius thäte, wenn man seinen Namen auf ein Papier schriebe, mehr Wunder, als Moses, und eben soviel, als die Apostel.

Der zweyte war: Das Leben des Ignatius wäre, sogar nach der Meynung des Himmels, so heilig, und so erhaben, daß niemand, als die Päbste, wie etwan der H. Petrus, die Kayserinnen, wie die Mutter GOttes, die höchsten Beherrscher, als etwan GOtt der Vater und sein Sohn das Glück hätten ihn zu sehen.

Der dritte hieß: Es wären zwar freylich die Stifter der Mönchs-Orden zum Besten der Kirche gesendet worden; Doch in diesen letztern Zeiten habe GOtt geredet durch seinen Sohn Ignatius, den er zum Erben aller Dinge eingesetzt habe, und dem weiter kein Lob als dieses fehlte, durch welchen er auch die Welt gemacht hätte.

Der vierte war: Der Blutzeuge Ignatius sey dem Heil. Vater Pabst zu Rom ganz besonders gewogen, als dem rechtmäßigen Nachfolger von JEsu Christo, und seinem Statthalter auf Erden.

Andreas du Val, ein berühmter Lehrer der Sorbonne, der es völlig mit den Jnigisten hielt, wollte sich der Ahndung dieser Säze widersetzen; Er glaubte, man könne sie auf einer guten Seite, und in einem Katholischen Verstande erklären.

Namen Ignatius thäte, wenn er auf das Papier geschrieben würde mehr Wunder, als der Gesetzgeber der Juden verrichtet hätte; Andre gaben vor, es habe niemand das Glück, den Ignatius zu sehen, ausgenommen der allerhöchste GOtt, und die Mutter Maria, die Königinn des Himmels.

Nicht wahr, mein werther Yn-Che-Chan, dergleichen Mährgen sind gewiß eben so ungereimt, als das, was die Bonzen von ihrem Gott Foe erzählen? Daher auch die Französischen Lettreen es wie die Lettreen in Indien machten, und sich den Schelmereyen und Betrügereyen der Jesuiten widersetzen wollten, so, wie die letztern die Streiche der Bonzen heftig angegriffen hatten. Die Universität verwarf die fabelhaften Ausdrücke und Erzählungen dieser Schriftsteller, als Lästerungen wider die Religion, die eben so falsch, als verabscheuungswürdig wären. Man glaubte, da die Schüler des Ignatius so sehr beschimpft wären, so würden sie den gefaßten Entschluß, ihn zu vergöttern, wohl fahren lassen. Allein sie gingen von ihrem Vorhaben nicht ab, und kamen endlich damit zu Stande. Nunmehr betrachtete das, immerfort leichtglaubige, und zu Neuerungen sehr geneigte, Volk den Ignatius, als einen von den allermächtigsten Untergöttern. Seine Bilder wurden angebetet, von andächtigen Leuten gekauft, und von seinen Schülern theuer verkauft. Die letztern thaten so freundlich, bescheiden, und demüthig, als die

Allein man achtete auf seinen Widerstand nicht. Die drey ersten verwarf man, als anstößig, irrig, gotteslästerlich, gewissenlos, entsetzlich, abscheulich, falsch, und offenbar ketzerisch. Leben des Inigo, B. II. S. 152.

die Bonzen, und schlichen sich so gut, als jene, in die vornehmsten Häuser. Sie liebkosten die Grossen, sie beruhigten das Gewissen derer, welche die Furcht, wegen des zukünftigen Lebens, erschreckte. Sie gaben ihnen die Versicherung, daß ihr Oberhaupt Ignatius ihnen die Vergebung ihrer Sünden durch seine Vorbitte verschaffen werde, woferne sie seinen Schülern beystünden, und sie schützten. Kurz, sie hatten in Europa eben soviel Anhänger, als die Bonzen in China haben. Vergebens bemühten sich verschiedne berühmte Lettreen, den Lauf ihres Glücks zu hemmen. Diese geschickten Heuchler bedienten sich des erlangten Ansehens so vortheilhaft, daß sie ihre Widersacher zu Schanden machten. Sie brachten sie ins Gerede, als gefährliche Ketzer, gaben ihnen den Namen Jansenisten, und machten sie damit bey dem Landesherrn verhaßt. Das vornehmste Haus dieser Jansenisten liessen sie einreissen, und gänzlich über den Hauffen werfen *. Sie mißbrauchten die

 Freund-

* Niemals hat man grausamere Merkmale von dem Hasse der Gottesgelehrten gegen einander wahrgenommen, als bey der Zerstörung der Abtey von Port-Royal, welche der Aufenthalt so vieler gelehrter Leute gewesen war. Erst machte man die Kirche dem Erdboden gleich, alsdenn öfnete man die Gräber, und nahm alle daselbst begrabenen Leichen aus der Erde. Ehe diese wiederum an andere Orte verscharret wurden, so musten sie etliche Tage liegen bleiben, und wurden zum Theil von Wölfen und Hunden zerfleischet. In Frankreich giebt es viele vernünftige Leute, die weder Jansenisten, noch Molinisten sind, und sich also mit den unanständigen, und lächerlichen Streitigkeiten dieser Gottesgelehrten wenig zu schaffen machen. Zweyerley Dinge aber können diese unpartheyischen Leute den Jesuiten unmöglich vergeben. Eines ist die barbarische Zerstörung der Abtey Port-Royal; Das andere sind die Grausam-

Freundschaft, und das Vertrauen des verstorbenen Königes. Sie redten ihm von allerhand strafbaren und der Wohlfahrt seines Landes nachtheiligen Handlungen vor. Sie vermochten bey ihm eben soviel, als die Bonzen bey dem Kayser Kao-tsong. Freylich verließ der Französische Beherrscher nicht sein Reich, wie der Chinesische. Er sperrte sich nicht mit den Schülern des Ignatius in ein Kloster. Doch in den leztern Jahren seines Lebens gab er ihnen die Regierung seiner Staaten völlig in die Hände.

Das Ansehen, welches die Jesuiten eine Zeitlang hatten, erwarb ihnen verschiedne Freunde. Sonderlich suchten die Geistlichen sich bey ihnen beliebt zu machen, damit sie zu grossen Aemtern gelangen möchten. Nach dem Tode des Königes, der sie geschützt hatte, glaubte man, es würde ihr Fall vor der Thüre seyn. Denn der König, welcher auf ihn folgte, war sehr jung, und der Prinz, den man zum Regenten ernannte, glaubte den Erzählungen, und Versprechungen der Jesuiten wenig. Im Grunde des Herzens dachte er, wie man sagt, eben so, wie die neuen Chinesischen Ausleger. Diese Leute heissen hier zu Lande Spinozisten. Ich will dir es einmal erzählen, warum dieser Herr, wie es schien, anfänglich es mit den Jansenisten hielt. Allein endlich behielt die Staatslist der Jesuiten die Oberhand. Vielleicht wusten sie es besser, als die Jansenisten, sich

bey

keiten, welche die Protestanten nach der Widerruffung des Edikts von Nantes, wovon die Jesuiten die Hauptursache waren, auszustehen hatten. Seit einiger Zeit haben sie gar gute Gelegenheit gehabt, über jenen vernünftigen Grundsatz nachzudenken, daß man niemanden thun soll, was man sich selbst nicht will gethan haben: Quod tibi non vis fieri, alteri ne feceris.

bey ihm beliebt zu machen. Gegen das Ende seines Lebens hatte er angefangen, sie zu schützen*. Seit dem haben sie sich immer in Ansehen erhalten, und dieses ist gegenwärtig bey dem gemeinen Volke eben so groß, als das Ansehen der Bonzen in China bey den Handwerksleuten. Es ist Zeit, daß ich meinen Brief schliesse. Lebe wohl, lieber Yn-Che-Chan, und schreibe mir, wie du dich befindest.

Paris. —

Der dreyzehende Brief.

Choang, an Yn-Che-Chan.

Ich zweifle nicht, mein werther Yn-Che-Chan, du werdest sehr unruhig seyn, daß du seit meiner Abreise nach Persien keine Nachricht von mir erhalten hast. Ich habe, ehe ich in Ispahan anlangte, so viel Noth auszustehen, und so viele Schwierigkeiten zu übersteigen gehabt, daß du mir es verzeihen must, da ich dir nicht eher, als aus dieser Hauptstadt von Persien schreibe. Von unserm Freunde, Sioeu-Tcheou, wirst du ohne Zweifel schon Briefe bekommen haben; Melde mir doch ohnschwer, ob er Ur-sache

* Die Chinesischen Briefe sind fünf und zwanzig Jahre vor der Vertreibung der Jesuiten aus Frankreich geschrieben worden. Da nun in allen Französischen Ausgaben eben das stehet, was hier in der deutschen Uebersetzung gefunden wird, so hat man nicht für dienlich erachtet, dasjenige, was zu andern Zeiten geschrieben worden, und denselbigen Zeiten gemäß war, hier in der Uebersetzung zu ändern.

sache hat, mit seiner Reise nach Europa zufrieden zu seyn. Ich meines Orts bin, biß auf die Beschwerlichkeiten bey meiner Reise, sehr vergnügt, daß ich den Schluß gefaßt habe, in Persien, Armenien, und Mingrelien herum zu reisen.

Ispahan * ist eine grosse Stadt, voll prächtiger Palläste, und öffentlicher Gebäude, welche von der Grösse der Fürsten, die sie haben erbauen lassen, zeugen. Die Moscheen sind viel schöner, als alle Tempel, die man in China antrift. Man kann fast sagen, daß diese letztern Gebäude mit jenen gar nicht in Vergleichung kommen dürfen. Die Bazare, oder öffentlichen Märkte sind es ebenfalls sehr werth, daß ein Fremder sie besieht, und haben vor jenen in Pecking vieles voraus. Nach meinen Gedanken kann man diese Stadt weiter nicht, als ihrer Grösse wegen, mit Ispahan vergleichen. In allem übrigen ist sie viel schlechter als jene. In der ganzen Welt würde Ispahan nicht seines gleichen haben, wenn die Strassen nicht meistentheils krumm, enge, ungleich, und fast allemal ohne Pflaster wären. Dieses benimmt der Schönheit der öffentlichen Gebäude, und sogar aller Palläste gar viel, immassen sie so zu sagen mitten in einem unermeßlichen Schlamme erbauet sind. Der Fluß Zenderou läuft an der Stadt hin so lang, als sie ist. Ueber diesen Fluß sind drey prächtige Brücken gebauet, wovon die eine sich gerade nach dem Mittel der Stadt, und die übrigen beyden nach den zwey Enden richten.

An

* Diese ehemals so prächtige und herrliche Stadt ist gegenwärtig durch die Kriege, welche Persien seit zwanzig Jahren verwüstet haben, beynahe gänzlich zerstöret worden.

An den Mauern von Ispahan ist nichts sonderbares, als ihr Umfang. Man rechnet ihn ordentlicher Weise auf zwölf Französische Meilen. Sie sind aus Leimen, werden nicht sonderlich im baulichen Wesen erhalten, und sind auswendig sowohl, als innwendig mit einer grossen Menge von Gärten und Häusern umgeben, die es von Zeit zu Zeit hindern, daß man sie nicht sehen kann. So daß es scheint, als sey manchmal ein Stück davon eingefallen.

Es hat fast das Ansehen, als ob Zwietracht und Uneinigkeit in Ispahan ihren Sitz und Wohnung hätten. Diese Stadt ist in zween Haupttheile abgetheilt. Die Einwohner davon liegen einander beständig in den Haaren. Sie können einander gar nicht ausstehen, ohngeachtet sie einerley Landesherrn, einerley Religion, und einerley Stadt zu ihrem Aufenthalte haben. Wenn sie einander begegnen, so geschicht es gar oft, daß sie einander zu Krüpeln schlagen, ohne etwas anders als ihren Haß, und Widerwillen zur Ursache zu haben. Diese Tollheit, oder vielmehr diese Wuth erstreckt sich freylich nicht weiter, als biß auf das gemeine Volk, das man meinen Gedanken nach wohl nirgends närrischer, und toller antreffen wird. Die Vornehmen haben hier, wie in allen andern Ländern, mit ihren Vortheilen, und mit der Beförderung zu Ehrenämtern zu thun. Daher mischen sie sich nicht in den Haß des Pöbels, wovon sie nicht den geringsten Nutzen haben, und sich dagegen bey dem Hofe viele scheele Gesichter zuziehen würden.

Ich

Ich habe einen Persianer, einen verständigen und ehrlichen Mann, gefragt, wovon doch diese ganz besondere Mißhelligkeit herrühre. Darauf hat er mir dieses geantwortet: „Man spricht, die Namen „Heider, und Neamet-Olachi, welche die beyden „Hälften von Ispahan haben, wären die Namen „von zween Fürsten, die ehemals ganz Persien in „Partheyen theilten. Die Abkömmlinge der Leute, „welche es mit diesen Fürsten hielten, haben den „Haß ihrer Vorfahren beybehalten, und diesen so, „wie ihr Vermögen geerbt. Sie sollten lieber die „Vorfahren wegen ihrer Verirrungen bedauern, die „ihre Ruhe, und ihr Vermögen einem Fürsten zu „gefallen aufopferten, der sich ihrer, als nützlicher „Werkzeuge, zu Beförderung seiner ehrgeitzigen Ab„sichten bediente; Allein sie sind so thöricht, als jene, „ja gar noch thörichter, weil sie einander hassen, „ohne zu wissen, warum, und ohne daß sie das ge„ringste mit einander zu thun haben. Dieses beweist, „wie weit die Verblendung des Pöbels gehen kann, „und wie schwer es ist, ihn von den alten Vorur„theilen abzubringen, sie mögen auch noch so schäd„lich seyn.

„Gewisse Schriftsteller von unserer Nation, fuhr „der kluge Perser fort, reden von dem Ursprunge der „beyden Partheyen, welche die Stadt trennen, an„ders, als ich itzt gesagt habe. Sie leiten ihn von „der Religion her, und mich dünkt, dieses sey wahr„scheinlicher, als jenes. Denn nichts ist schrecklicher, „nichts dauert länger, als Religionshaß, der durch „Zänkereyen entstanden ist. Die beyden Partheyen „mögen sich auch gleich wiederum mit einander ver-

„tra-

„tragen, oder es mag eine von beyden noch so sehr „entkräftet werden, so bleibt doch immer ein Saa- „men der Uneinigkeit zurück, der sich niemals ver- „tilgen läßt. Von verschiednen Französischen Kauf- „leuten, die hier in dieser Stadt sich gesetzet haben, „ist mir gesagt worden, die Trennungen, die vor „ohngefähr zwey hundert Jahren unter ihnen der „Religion wegen gewesen wären, hätten Anlaß zu „einem Hasse gegeben, der ewig dauern würde, ohn- „geachtet es heut zu Tage scheinet, als ob in ganz „Frankreich einerley Religion zu finden sey. Die „Persianischen Schriftsteller, wovon ich rede, spre- „chen also, daß Ispahan im Anfange weiter aus „nichts, als aus zwey Dörfern, die einander gegen „über lagen, bestanden habe; Die Einwohner davon „waren Todfeinde gegen einander, weil sie auf der „einen Seite es mit des Omars, auf der andern „mit des Haly Meynungen hielten. Endlich wur- „den diese zwey Dörfer immer grösser, stiessen zu- „sammen, und machten eine einzige Stadt aus. Die „Einwohner darinnen vereinigten sich zwar, was die „Religion anlangt, doch behielten sie den Haß bey, „und konnten es einander nicht vergeben, daß sie es „mit verschiednen Meynungen gehalten hatten. Noch „heut zu Tage schlägt sich das gemeine Volk von „beyden Seiten bey allen Feyerlichkeiten und öffent- „lichen Festen fast allemal mit einander. Unter dem „Vorwande des Ranges und Vorsitzes greifen sie „zu Prügeln, zu den Steinen, und zu allen Waffen, „welche von ohngefähr einem aufgebrachten Pöbel „in die Hände fallen. Bey solchen Schlägereyen „bleibt immer einer todt auf dem Platze liegen, wenn

„be-

„besonders der Kayser nicht in Jspahan ist. Denn „der Statthalter hat seine Freude, wenn es dazu „kommt, weil er alsdenn die reichsten von denen, „die dabey gewesen sind, vors Gericht fordern, und „ihnen den Beutel fegen kann. Solchergestalt be„fördert der Geitz desjenigen, der auf Ruhe und „Frieden halten sollte, zum Theil solche Unruhen „und Meutereyen. Alle vernünftigen Leute haben „sich Mühe gegeben, diesen schädlichen Haß auszu„rotten. Allein Sie wissen ja, wie der Pöbel ist. „Je mehr man sich bemüht, ihm vernünftige Vor„stellungen zu machen, desto halsstarriger wird er, „desto mehr hat er an seinen Thorheiten Gefallen. „Den Tag nach einem öffentlichen Feste erzählt jeder „gemeine Mann in seinem Hause, was er den Tag „zuvor gegen die feindliche Parthey für Thaten ge„than hat. Er bringt seine Gesinnungen seinen Kin„dern von Jugend auf bey, welche sie gleichsam mit „der Muttermilch einsaugen. Eben so dauern alle „Gewohnheiten, sie mögen gut, oder böse seyn, un„ter dem gemeinen Volke fort. Die Väter sind die „Hauptursachen von den Irrthümern ihrer Kinder. „Wenn man gewisse Irrthümer in einem Lande gänz„lich ausrotten wollte, so müßte man die Einwoh„ner davon gänz und gar umkehren.

„Leute, die Verstand, und Wissenschaft besitzen, „lassen sich noch eher auf gute Wege bringen, wenn „sie gleich noch so sehr in die Irre gerathen sind. „Denn der Verstand hört doch endlich einmal, über „lang oder kurtz, auf, sich von seinen Vorurtheilen „blenden zu lassen. Von Leuten aber, die sich fast „wie Maschinen verhalten, die heute dieses, oder

„je-

„ jenes aus keiner andern Ursache thun, als weil sie „ es gestern ebenfalls gethan haben, kann man sich „ keine Hofnung machen, daß sie wieder zur Ver- „ nunft kommen, da sie dieselbe niemals zu gebrau- „ chen gelernt haben. Demnach werden, allem An- „ sehen nach, die künftigen Einwohner von Ispahan „ eben solche Thoren seyn, als itzt ihre Väter, und „ als ehemals ihre Vorfahren gewesen sind.“

Die Reden dieses Persers, lieber Yn-Che-Chan, kamen mir sehr vernünftig vor. Ich bat ihn, er sollte mir doch manchmal, über das, was mir bedenklich vorkommen möchte, einige Erläuterungen geben, und er hat mir alles, was auf ihn ankommen würde, sehr höflich versprochen. Ueberhaupt zu reden sind die Persianer höflich, freundlich, und klüger, als die übrigen Mahometaner. Sie haben viel Lebhaftigkeit und Feuer. Daher haben sie auch die Araber, ihre ersten Lehrmeister, in den Wissenschaften übertroffen. Den leztern ist es eben so ergangen, wie den Griechen, die eine lange Zeit, so zu sagen, die Lehrmeister des menschlichen Geschlechts waren, und nach der Zeit immer von sachtem in Verfall geriethen, und ihren Ruhm einbüßten. Eben also waren die Araber sonst sehr gelehrt, und hatten grosse Leute unter sich. Heut zu Tage sind sie erz-unwissend. Es ist fast, als hätten sie mit der Freyheit zugleich ihre Geschicklichkeit eingebüßt. Daher nennt auch das gemeine Volk diejenigen Schulen, wo lauter Araber sind, zum Spott nur Esels-Schulen.

Es giebt zwar wohl noch itzt Araber, die die Freyheit nicht verlohren haben. Allein um sie zu erhal-

ten müssen sie in Wüsteneyen leben, und allen Umgang anderer Menschen entbehren. Dergleichen Lebensart aber verträgt sich nicht wohl mit den Wissenschaften, welche unumgänglich eine genaue, und fortgesezte Gesellschaft, und Umgang nicht nur mit Gelehrten im Lande, sondern auch ausser Landes erfordern. Die Chineser haben allemal sehr viel auf die Wissenschaften gehalten. Und wie viel Entdeckungen haben sie nicht bey dem allen den Europäischen Mißionarien zu danken?

Uebrigens ist die Arabische Sprache in Persien so, wie die Lateinische in Europa, die Sprache der Gelehrten. Alle die vornehmsten Bücher von der Weltweisheit, Gottesgelahrheit, und Arzeneykunst sind in dieser Mundart geschrieben. Dieses ist noch ein Trost für die Araber, daß sie sehen, wie sich ihre Sprache noch bey den Vorrechten erhält, die sie in den blühendsten Zeiten ihrer Nation hatte.

Gleichwie die Persianer die Wissenschaften lieben, also halten sie auch nicht weniger auf die Ruhe. Man möchte sogar sagen, daß sie sehr wollüstig sind, und daß sie nur einen einzigen Gesichtspunkt vor sich haben, nemlich das, was ihnen einen angenehmen Zeitvertreib verschaffen kann. Sie treiben die Wissenschaften bloß, weil sie dieselben für eine angenehme Beschäftigung halten, womit sie den Tag über einige Stunden vergnügt zubringen können. Sie verthun gern viel Geld, und dieses ist eine nothwendige Folge von ihrer Neigung zu Ergözlichkeiten. Selten verweigern sie sich das, was ihnen gut schmeckt, wenn sie anders im Stande sind, sich dasselbe zu schaffen. Wie es scheint, so sind ihre Häuser aus-

drücklich dazu gebauet, daß sie alles zur Wollust beytragen. Sogar Leute, die sonst als Liebhaber des schändlichen Truncks alles, was niedlich ist, zu vergessen scheinen, haben zu Ispahan einen sehr feinen, und vortreflichen Geschmack. Eine Hure, die das Zwölf-tomans- oder Hundert- und funfzig-Thaler-Mädgen hieß, weil sie sich für den ersten Besuch, den ein Liebhaber bey ihr abstattete, so viel zahlen ließ, hatte ein sehr angenehmes Haus bauen lassen, das so schön als ein Tempel der Venus war. Es war zwar klein, die Zimmer aber waren prächtig ausgeziert, die Decken mit Gold und Himmelblau gemalt, und alles, was man darinnen sahe, waren lauter Reitzungen zur Liebe. Mitten in gewissen Zimmern waren Springwasser mit marmornen Kesseln. Diese Zimmer waren in der Absicht angelegt, daß man sich in heissen Sommertagen daselbst aufhalten konnte. Andere, wo sie den Winter zubrachte, waren so künstlich gebauet, daß es schien, als habe man um sich herum einen beständigen Frühling. Nun kannst du, mein lieber Yn-Che-Chan, leicht urtheilen, wie bequem die Häuser grosser Herren, und reicher Leute gebauet seyn müssen, da das Haus einer Buhlschwester so geschickt angelegt war.

Einen Fehler finde ich an den Persianern: Sie machen nemlich gar zu viele Komplimente; Hierinnen treiben sie es viel weiter, als unsere Landsleute, ohngeachtet es diese eben auch zu arg machen, und den Franzosen gleich sind. Wenn ich hier einem mir bekannten Persianer begegne, so ist es, als hörte ich einen Parisischen Mißionar. Er überhäuft mich mit Versicherungen seiner Freundschaft, und mit Aner-

bietung seiner Dienste. Das schlimmste ist, daß die Persianer in diesem Stücke eben nicht mehr wahr reden, als die Franzosen, und man würde sich sehr betrügen, wenn man beyden auf ihr Wort sogleich glauben wollte. Lebe wohl, werther Yn-Che-Chan.

Ispahan. ——

Der vierzehende Brief.*

Sioeu-Tcheou, an Yn-Che-Chan.

Hier antworte ich dir, mein lieber Yn-Che-Chan, auf den Brief, den du mir in der Absicht geschrieben hast, daß du mich bereden möchtest, von den Meynungen der neuen Ausleger abzugehen. Wie

* Dieser Brief ist die Antwort, auf jenen, welchen Yn-Che-Chan an den Sioeu-Tcheou geschrieben hat, und ihn zu bereden sucht, daß er den Meynungen der neuen Ausleger über die Erklärungen des Tchu-tse und des Tching-tse entsagen möge. Ich habe es für nöthig erachtet, alle schlechten Schlüsse, welche die Gelehrten zum Beweise ihrer abentheuerlichen Meynungen vorbringen, einzurücken. In dem Briefe des Yn-Che-Chan steht bereits eine weitläuftige Widerlegung solcher Schlüsse, und in dem, welcher unmittelbar auf den gegenwärtigen folgt, wird ihre völlige Vernichtung zu lesen seyn. Ich hielt es für meine Schuldigkeit, diese Anmerkung hierher zu sezen, und dadurch den Reden gewisser Leute zuvorzukommen, die sich eine Freude daraus machen, wenn sie Gelegenheit finden können, einem Schriftsteller etwas übels nachzusagen, und die folglich nicht ermangeln würden zu sprechen, ich habe der Lästerung Waffen wider die Religion in die Hände gegeben. Die Meynungen und Schlüsse der Chineser seze ich bloß darum hieher, damit ich sie meinen Lesern bekannt mache, und Gelegenheit

Wie du sagst, so kommen sie allen Europäern abscheulich vor, und sie können nicht begreifen, wie die Menschen so blind seyn können, daß sie kein anderes erstes Wesen erkennen wollen, als eine gewisse himmlische, blinde, und materialische Kraft, die das Weltgebäude regiere, alle Wesen belebe, und allezeit regelmäsig handle, ohne zu wissen, daß sie also handelt. Du legst mir zu Bestreitung dieser Meynungen allerhand Gründe vor, die ich dir gleich itzt beantworten will. Vorher aber muß ich dir den Irrthum benehmen, den du wegen des Glaubens der Europäer hast. Es giebt ihrer genug, die ein Lehrgebäude angenommen haben, welches mit dem Lehrgebäude der neuen Chinesischen Ausleger sehr viele Aehnlichkeit hat. Spinoza, ein gelehrter Holländer, ist davon der Erfinder gewesen, wiewohl er es nur wieder aufs neue aus der Vergessenheit hervor gezogen hat. Denn man behauptet, seine Meynungen wären, wenigstens in den meisten Stücken, mit den Lehren vieler alten Weltweisen einerley. Er giebt, wie die Chineser, vor, es sey nur ein einziges und einzelnes Wesen, das er GOtt nennt *, wovon die übri-

habe, sie zu widerlegen. Niemand, als Leute von einem falschen Gemüthe, und von einem tölpischen, tummen Verstande, werden mir eine Sache zu einem Verbrechen machen, die für einen Geschichtschreiber nicht nur erlaubt, sondern auch nöthig ist. Man kan mich nicht tadeln, ohne zugleich alle Katholischen und Protestantischen Schriftsteller, die von den Chinesern geschrieben haben, zu tadeln.

* Quicquid est, in Deo est, & nihil sine Deo esse neque concipi potest. Propos. XV. Bened. Spinoza opera posthuma, Ethice ordine geometrico demonstrata, &c. p. 3.

gen nichts weiter, als Modificationen wären. *. „Ein Wesen, spricht er, ist nothwendiger Weise un„endlich. Also ist es unmöglich, daß deren mehre„re sind, immassen nicht zwey unendliche Wesen seyn „können, und die Unendlichkeit schlechterdings das „Daseyn eines jeden andern Wesens, das darunter „nicht begriffen ist, ausschließt. Demnach muß al„les das, was vorhanden ist, GOtt seyn **, und „alles, was da ist, in ihm da seyn." Menschen, Gewächse, Gestirne, u. s. w. kurz alle Wesen ***, sie mögen seyn, welche sie wollen, sind weiter nichts, als modi, Veränderungen von dem einzigen und allgemeinen Wesen, welchem Spinoza nach seinem Belieben den Namen GOtt gegeben hat. Man darf an die Stelle dieses Namens nur das Wort Li sezen, so werden alle Europäischen Spinozisten gerade, wie die Anhänger der neuen Chinesischen Ausleger denken. Was sagen diese Lehrer? Daß Himmel und Erde, kurz, das ganze Weltgebäude zusammen ein einziges We-

* Omnis substantia est necessario infinita. Propos. VIII. Id. ibid. p. 5.

** Præter Deum nulla dari, neque concipi potest substantia. Propos. XIV. Id. ib. p. 13.

*** Hic, antequam ulterius pergamus, revocandum nobis in memoriam est id, quod supra ostendimus; nempe quod, quicquid ab infinito intellectu percipi potest, tanquam substantiæ essentiam constituens, id omne ad unicam tantum substantiam pertinet, & consequenter, quod substantia cogitans, & substantia extensa una eademque substantia est, quæ jam sub hoc, jam sub illo attributo comprehenditur; sic etiam modus extensionis & idea illius modi, una eademque est res, sed duobus modis expressa. Bened. Spinos. Opera posthuma, Ethices P. II. de mente, p. 46.

Wesen ausmacht. Das Li ist in Ansehung aller der verschiednen Wesen das, was an einem Gebäude der Försten ist. Es vereiniget, und hält alle Theile des Ganzen beysammen; Es giebt ihnen ihre verschiedenen Gestalten; Wenn nun diese Wesen ihre Gestalt, und Umstände verändern, so geschicht dieses mit dessen Hülfe. Alles kommt von dem allgemeinen Wesen, und alles kehrt wieder dahin zurück. Alles wird durch das Li, als durch eine mit diesem Wesen innerlich und unzertrennlich vereinigte Kraft, belebt.

Eben diejenigen Gründe, womit die Spinozisten die Nothwendigkeit von dem Daseyn dieses einzigen ausgedehnten Wesens beweisen, dienen auch den Chinesern zum Beweise dessen, was sie das Li nennen. Denn hat es seine Richtigkeit, daß ein Wesen, oder Substanz, etwas ist, das vor sich selbst besteht, und unendlich ist, und das von keinem andern hervorgebracht werden kann, so muß nothwendig das, was die Europäischen Spinozisten GOtt, und die neuern Chinesischen Ausleger Li nennen, ewig und unendlich seyn: Immassen man unter diesen Namen die Ursache versteht, welche alle einzelnen Wesen hervorbringt und unterhält, welche sie aus ihrem Schoose herausstößt, wenn ich mich anders dieses Ausdrucks bedienen darf, welche sie wiederum in denselben einnimmt, damit sie dieselben auf eine andere Art wieder hervorbringen, und daraus neue Veränderungen machen möge.

Du siehest, werther Yn-Che-Chan, daß das Lehrgebäude der neuen Ausleger den Europäern nicht so ungereimt vorkommt, als du denkst. Die Mißionarien hintergingen uns, wenn sie sagten, die Chinesischen Mey-

Meynungen kämen ihren Landsleuten abentheuerlich vor. Sie sagten uns mit gutem Bedachte nichts von diesem Spinoza, und noch weniger von den vielen Anhängern, die er in Frankreich, in Deutschland, in Engelland, in Holland, und vorzüglich in Italien hat. Freylich ist zwischen dem Lehrgebäude dieses Holländischen Weltweisen, und der neuen Ausleger ein gewisser Unterschied. Spinoza hat dem Ansehen nach behauptet, die Ordnung, die sich heut zu Tage in dem Weltgebäude befindet, sey zu allen Zeiten beynahe einerley gewesen, und GOtt, oder das ausgedehnte, und unendliche selbstständige Wesen habe von aller Ewigkeit eine unendliche Anzahl von Veränderungen, oder Modificationen hervorgebracht, und sie in seinen Schoos zurückgenommen, um sie von neuem wiederum hervorzubringen. Diese Folgerungen fliessen ganz natürlich aus den Grundsätzen des Spinoza. Denn er behauptet, das ausgedehnte, und unermeßliche selbstständige Wesen sey von allen Zeiten her so, wie es itzt ist, und mit eben den Kräften und Eigenschaften begabt gewesen. Demnach müssen diese Kräfte und Eigenschaften, die nicht unwirksam gewesen sind, nothwendig einerley Wirkungen hervorgebracht haben; Also hat die abwechselnde Folge der Veränderungen auf einander allemal Statt gefunden.

Die neuen Ausleger behaupten die ewige Ordnung und Einrichtung des Weltgebäudes nicht. Ihrer Meynung nach ist die Entwickelung, welche es hervorgebracht hat, nach und nach unvermerkt vor sich gegangen: „Himmel und Erde, spricht der weise

Tchin

„Tchin in seinem Gespräche * von dem Ursprunge
„und Zustande der Welt, waren noch nicht, da mit-
„ten in einem unermeßlichen leeren Raume ein ausser-
„ordentlich durch einander verwirrtes selbstständiges
„Wesen war. Dieses Wesen ist, als ein ungestalter
„Klumpen, oder Chaos, unumschränkt, und ohne
„Gränzen; Das dünne und geistische in diesem grän-
„zenlosen Klumpen ist gleichsam die Gestalt, oder
„Form. Li-ki, und die Seele vom Tac-ki, dem
„ersten, und höchsten Zustande des Weltgebäudes,
„oder Ganzen, ist gerade der Ursprung des Himmels
„und der Erden, der Keim, aus welchem sie hervor-
„gekommen sind, gewesen. Auf eben diese Weise
„sind unendlich viele Wesen herausgekommen; Im
„übrigen muß diese ganze Entwickelung unter dieje-
„nigen Wirkungen gerechnet werden, deren Grund-
„ursachen wunderbar sind. Da die Welt einmal
„diese Theile hat, so sind diese Gattungen von Wir-
„kungen, die in Ansehung der Art unsern Sinnen
„entgehen, sehr selten gewesen. Denn wir sehen
„ordentlicher Weise, daß die Gattungen durch sinn-
„liche und gewöhnliche Wege fortdauern."

Ich gestehe es dir, mein werther Yn-Che-Chan, ich wünschte, wenn es möglich wäre, daß die neuen Ausleger gänzlich mit den Spinozisten einerley Begriffe gehabt hätten. Denn es kommt mir schwer zu begreifen vor, wie es hat zugehen können, daß dasjenige, was das allerdünnste, und das belebende in dem Tac-ki, in dem höchsten Unumschränkten, war, welches unmittelbar vor allen eingeschränkten Wesen vorher ging, und gleichsam der Keim war, aus wel-

 chem

* Nach der Uebersetzung des Paters du Halde.

chem Himmel und Erde hervorgebracht worden sind, in derjenigen Ewigkeit, die vor der Bildung der Welt war, in der Unwirksamkeit hat bleiben können. Es ist beständig entweder in Bewegung, oder in Ruhe gewesen. War es beständig in Bewegung, so muste es zu allen Zeiten die Wirkungen hervorbringen, die wir von ihm sehen. Ist es in Ruhe gewesen, so hat es niemals hervorkommen können, ausgenommen mit Hülfe eines andern Wesens, welches ihm die Bewegung mitgetheilt hat; Welches folglich vor ihm war, und vollkommnere Eigenschaften hatte, welche bequemer waren, die Entwickelung des Ganzen hervorzubringen. Doch wir wollen die Sache noch weiter treiben. Wer hat denn diesem Wesen die Bewegung gegeben? Hat es dieselbe zu allen Zeiten gehabt, oder empfangen? Wenn es sie gehabt hat, so sollte es doch wohl eben das thun, was der Tac-ki hätte thun sollen; Hat es sie nicht gehabt, so muste es dieselbe von einem andern, und dieses wieder von einem andern erhalten. Daraus wird hernach ein tadelhafter Zirkel, oder wenigstens eine Reihe ins Unendliche hinaus.

Man muß also, wie mich dünkt, natürlicher Weise mit den Spinozisten festsezen, daß das einige, unermeßliche selbstständige Wesen zu allen Zeiten alle Eigenschaften gehabt hat, die es gegenwärtig hat. Es hat nach und nach alle die Veränderungen hervorgebracht, und in seinen Schoos zurückgenommen, die es noch heut zu Tage nach und nach vorbringt, und zurücknimmt. Wer diese Meynung behauptet, die mir ganz natürlich vorkommt, derselbe darf sich nicht mehr mit den Einwürfen plagen, die man ihm wegen

gen der Unwirksamkeit des selbstständigen Wesens in der Ewigkeit vor der Bildung der Welt macht. Indessen giebt es hier viele Franzosen, die sich an die Meynung eines alten Griechischen Weltweisen halten, und sprechen, die Bildung der Welt sey beynahe eben so vor sich gegangen, wie es die neuen Ausleger vorgeben. Man nennt diese Franzosen, von ihrem Oberhaupte **Epikur**, **Epikuräer**.

Von der Gleichheit zwischen den Meynungen dieses Weltweisen, und des weisen Tchin will ich ein andermal mit dir reden. Das Ende meines Briefes soll eine Antwort auf die Gründe in sich halten, womit du zu beweisen gedenkest, es sey unmöglich, daß die Ordnung des Weltgebäudes durch eine mit unendlichem Vermögen begabte, und doch blinde und materialische Kraft hervorgebracht, und erhalten werde. Von diesen zwo Wahrheiten sehe ich sehr deutliche Beweise. Die ersten werde ich gewahr in der täglichen Hervorbringung von so vielen verschiednen Veränderungen, die vor meinen Augen geschicht. Ich sehe, so zu sagen, daß die ganze Materie durch diese allgemeine Kraft, welche sie belebt, beseelt wird. Die Bäume wachsen, die Menschen werden gebildet, auch sogar die Steine werden grösser, und beweisen, daß in ihnen eine Kraft ist, die sie beseelt. Diese untergegangenen Veränderungen, (Modifikationen) bringen andere von anderer Gattung hervor, und die Kraft, die in den allerdünnsten Theilgen der Materie ausgebreitet ist, bleibt niemals in der Unwirksamkeit. Aus einer so augenscheinlichen Sache muß ich also den Schluß machen, daß eine unendlich mächtige Kraft sey, welche die Ursache der Ordnung

und Hervorbringung des Weltgebäudes ist. Nun wollen wir doch sehen, ob ich sie mir als vernünftig, und als eine solche vorstellen kann, die mit gründlicher Känntniß wirket. Mich dünket, alles sage mir, daß sie blind ist, so, wie es die neuen Ausleger, die du mit so vieler Verachtung verwirfst, behaupten.

Ist das erste Wesen, die erste Grundursache, welche das Weltgebäude erhält, und regiert, vernünftig, erkennt es alles, hat es endlich alle die Vollkommenheiten, welche ihm die alten Ausleger der Canonischen Bücher beylegen, welche davon unter dem Namen Tien so prächtig reden, so fragt es sich: Woher kommt denn das in der Welt herumgehende Uebel, und warum sind denn fast alle Menschen so unglücklich? Gebührte es sich nicht, daß ein vernünftiges und allmächtiges Wesen sich seiner Macht bediente, alle Wesen so glücklich zu machen, als sie nur seyn konnten? Dieses ist der natürliche Begrif, den wir von der Weisheit und Güte eines obersten vernünftigen Wesens haben. Nun wollen wir uns nur an das halten, was die Menschen anlangt, ohne weiter eine Menge von sichtbaren und wesentlichen Fehlern in dem Baue der Welt aufzusuchen. Mit was für Ungemache werden diese nicht geplagt? Ihr Leben ist fast immer eine an einander hangende Reihe von Unglücksfällen. Sind sie am Leibe gesund, so leben sie sonst etwan in Elend, und Armuth. Fehlt es ihnen nicht an Glücksgütern, so werden sie vielleicht von Gicht, Stein, und dergleichen geplagt. Zuweilen ist beydes, Noth am Leibe, und Mangel an Glücksgütern beysammen, und drückt arme Leute ganz darnieder, die doch oft sehr tugendhaft sind.

Hin=

Hingegen giebt es ruchlose, welche die grösten Schandthaten begangen haben, und doch immer vollkommne Gesundheit geniessen, und viele Reichthümer besitzen. Dieses ist ein starker Beweis, daß die Macht, welche Gutes und Böses austheilt, und über die Schicksale der Menschen gebietet, blind sey. Doch, mein lieber Yn-Che-Chan, wenn auch lauter strafwürdige Leute unglücklich wären, so würde man gleichwohl immer noch nicht sattsamen Grund haben, ein oberes vernünftiges Wesen zu glauben. Denn, handelt es mit Verstande, regiert es alles, nach der Klugheit, warum hindert es nicht lieber die Bösen, daß sie nichts Uebels thun können, anstatt sie zu strafen?*

Nach

* Die alten Weltweisen haben bemerket, daß wir von der Weisheit GOttes weiter keinen Begrif haben können, als nach Maßgebung desjenigen Begriffes, den wir von der Weisheit eines sehr gerechten Wesens haben. „GOtt, sagt Plato, kann „nimmermehr ungerecht seyn. Er ist vielmehr die höchste Ge„rechtigkeit, und nichts ist ihm mehr ähnlich, als ein sehr „gerechter Mensch.“ Θεὸς οὐδαμῇ οὐδαμῶς ἄδικος, ἀλλ' ὡς οἷόντε δικαιότατος. Καὶ οὐκ ἔστιν αὐτῷ ὁμοιότερον οὐδὲν, ἢ ὃς ἂν ἡμῶν αὖ γένηται ὅτι δικαιότατος. Plat. in Theag. Ferner behauptet Plato an einem andern Orte, „daß ein weiser und rechtschaffener Mann seine Unter„thanen also regieren soll, daß er allemal auf dasjenige siehet, „was ihnen nützlich seyn kann, gleich einem Steuermanne, „welcher allezeit auf dasjenige, was seinem Schiffe nachtheilig „seyn möchte, Achtung giebt.“ Ὁ σοφὸς καὶ ἀγαθὸς ἀνὴρ διοικήσει, τὸ τῶν ἀρχομένων, ὥσπερ ὁ κυβερνήτης τὸ τῆς νεὼς καὶ ναυτῶν, ἀεὶ συμβέρον παραφυλάττων. Diese zwo verschiedenen Meynungen, da man von der göttlichen Weisheit nach dem Begriffe urtheilet, den wir von der menschlichen Weisheit haben, und daß man glau-

Nach dem Urtheile der Vernunft sollte es also handeln; Und da es die höchste Vernunft ist, so möchte man fragen, woher es komme, daß es sich ganz dem Gegentheile gemäß verhält? Wenn es gewollt hätte, so würden alle Menschen tugendhaft seyn. Da es aber so voll Einsicht seyn soll, warum hat es denn dieses nicht gewollt, welches gleichwohl eine Folge von seiner Klugheit zu seyn scheinet?

Hier hast du, werther Yn-Che-Chan, die Gründe der neuen Ausleger; Wir haben hiervon schon etlichemale in Pecking mit einander geredt. Du warest damals heftig darwider, und aus deinem Briefe erhellet, daß du sie noch itzt nicht mehr deines Beyfalls würdigest. Es wundert mich auch gar nicht; Denn es denkt immer ein jeder, er habe Recht. Lebe wohl, und schreibe mir, wie du dich befindest.

Paris. —

Der funfzehende Brief.

Choang, an Yn-Che-Chan.

Die Persianer treiben die Eifersucht weiter, als alle übrigen Orientalischen Völker. Gegen die Persianischen Frauenzimmerbehältnisse, mein werther

Yn-

bet, GOtt verfahre in seiner Regierung gleich einem gütigen und gerechten Landesherrn, der beständig mit aller Sorgfalt darauf bedacht ist, daß er dasjenige abwendet, was seinen Unterthanen schaden kann, diese, sage ich, sind es eben, welche so viele Weltweisen zu Gottesleugnern gemacht haben, immassen sie die Gerechtigkeit, und die Gütigkeit GOttes nicht mit dem Elende und Ungemache der Geschöpfe vergleichen konnten.

Yn-Che-Chan, ist ein Serail bey den Türken und Tartarn für ein öffentliches Haus anzusehen. Es ist ihnen nicht genug, das Zimmer ihrer Weiber mit einer einzelnen, überaus hohen Mauer einzufassen; Ordentlicher Weise bauen sie um dasselbe zwo oder drey Ringmauern. Den Eingang dazu bewachen die Verschnittenen, und der Wachsamkeit dieser Wächter kann nichts entgehen.

Weil die Eifersucht der Persianer durch alle diese Anstalten sich noch nicht für gesichert genug achtet, so haben sie auch noch die Religion ihren Absichten gemäß eingerichtet, und den Aberglauben zu Hülfe genommen. Dieser Kunstgrif kommt einem im Anfange wohl etwas sonderbar vor. Allein man merkt sogleich, was darhinter steckt, so bald man ihn genau betrachtet. Die Furcht vor der Strafe hat in den Gemüthern der Orientalischen Weiber mehr Eindruck, als die Liebe zur Tugend. Die Besorgniß den Propheten zu beleidigen richtet mehr aus, als die Furcht, einem Ehemanne etwas zuwider zu thun. Die Persianer bereden daher ihre Weiber, Mahomet, ihr Gesezgeber, habe in seinen lezten Augenblicken noch zulezt gesagt: **Hütet eure Religion, und eure Weiber.** Diese Vorschrift giebt ihnen das Recht zu behaupten, eine Frau, die sich nach einer Mannsperson umsiehet, begehe ein Verbrechen, das nicht vergeben werden könne. Sie sagen ferner, es leide darunter die Ehre GOttes, und die Seligkeit derer, die es vertragen, daß man auch nur auf das Behältniß, wo ihre Weiber eingesperrt sind, seine Augen wende. Sie sprechen, sogar im Himmel sey es verboten, nach den Weibern anderer Männer zu sehen,

und

und haben unter ihren Lehren auch diese, daß im Paradiese die Augen den Mannspersonen auf dem Kopfe stehen werden, damit sie nicht die Weiber sehen, die andern Seligen gehören. Ich möchte aber doch, lieber Yn-Che-Chan, wissen, wie diese Seligen ihre eignen Weiber werden sehen können. Sollten sie wohl etwan über ihren Köpfen schweben? In solchem Falle werden sie auch andere Weiber sehen, da allem Ansehen nach eine so gut, wie die andre sich in der Luft befinden wird. Oder stehen sie ihnen an der Seite? So nach werden sie weder ihre, noch anderer Leute Weiber sehen. In diesem Falle wäre es besser gewesen, ihnen ganz und gar die Augen zu nehmen, als ihnen ihren Platz oben auf dem Kopfe zu geben.

Ich kann mich, werther Yn-Che-Chan, des Lachens nicht enthalten, wenn ich den Mährgen nachdenke, welche die Menschen aussinnen, damit sie ihren Leidenschaften das Wort reden, und wobey sie auch noch die Religion auf geschickte Weise zum Vorwande gebrauchen. Wer ist wohl derjenige Weltweise, er mag auch noch so ernsthaft seyn, der nicht eben so gut als Demokrit lachen muß, wenn ihm ein ganzes Volk in die Gedanken kommt, welches den Seligen die Augen oben auf dem Kopfe anweist, und dadurch beweisen will, es sey weder in dieser noch in jener Welt erlaubt, die Frau eines andern anzusehen?

Die Eifersucht der Persianer läßt es noch nicht dabey bewenden, daß sie alle Vorsicht anwenden, damit niemand ihre Weiber in ihrem Leben zu sehen bekommt. Sie stehen sogar in Sorgen, man möchte sie nach ihrem Tode ansehen. Wenn sie nun dieselben

den begraben, so überbauen sie das Grab, damit niemand die Leiche, die sie einscharren, sehen kann. Ich hielte es noch, lieber Yn-Che-Chan, den Persianern zu gute, wenn sie ihre Weiber keinem sehen liessen, der sie gern sehen will, woferne sie etwan zu besorgen haben, es möchten dergleichen Blicke ihnen das Herz ihrer Geliebten rauben, und in demselben die Lust zu irgend einer Untreue rege machen. Allein denken sie denn auch noch, daß eine Leiche fremde Leute lieb haben werde, trauen sie den Weibern ein flatterhaftes Gemüth zu, wenn sie auch nicht mehr leben? Wahrhaftig, die Persianer verrathen dadurch mehr Thorheit, als Eifersucht.

So gut man die Europäer tadelt, daß sie ihren Weibern zuviel Freyheit verstatten, eben so sehr muß man das eifersüchtige Herz der Persianer schelten. Mich dünkt, die Chineser beobachten zwischen den Christen und Mahometanern die rechte Mittelstrasse. Sie lassen ihren Weibern nicht, wie die ersten, eine unumschränkte Freyheit; Sie halten sie aber auch nicht in einer harten Sklaverey, und verurtheilen sie nicht zu einer unaufhörlichen Gefangenschaft, wie es die leztern machen. Sie können die Anverwandte, und Freunde ihrer Männer sehen. Sie zeigen sich Leuten, mit welchen sie etwas zu verrichten haben. Kurz, sie geniessen alle Rechte, und Vortheile, die mit der Menschlichkeit verbunden sind, und ihre Männer gehen mit ihnen um, wie es sich gebührt.

Die Persianischen Weiber möchte man fast wie ausländische Thiere ansehen, die man bloß zum Vergnü-

gen ihres Herrn füttert. Einen Bürger von Ispahan, der sieben bis acht Weiber in einem engen Behältnisse eingesperrt hält, vergleiche ich mit einem Menschen, der vier bis fünf unglückliche Nachtigallen in einen Bauer gesteckt, und geblendet hat, damit sie desto besser singen. Die Persianischen Weiber sind eben so wie diese Vögel des Anblicks der ganzen Welt beraubt, und Gefangene, damit die Unmöglichkeit, andere Mannsbilder ausser dem, welchem sie angehören, zu sehen, ihre Liebe gegen ihn vermehre. Gewiß, ein sehr betrübtes Hülfsmittel, mein werther Yn-Che-Chan, für ein wirklich zärtliches Herz, wenn es sich genöthiget siehet, einen solchen Entschluß zu fassen, daß es eine Person lebendig begräbt, die es liebt, und dadurch Gegenliebe erhalten will!

Fast möchte ich sagen, in Persien wären kaum ein paar Eheleute, die es wahrhaftig gut mit einander meynten. Zwang und Einschränkung erregen, wenn sie aufs äusserste getrieben werden, nothwendiger Weise auch in den allertugendhaftesten Herzen ein Verlangen, sich davon loß zu machen. Es ist gar gut, daß man sagt, die Weiber hier zu Lande wären in dem Innersten eines Serails gebohren, und in den daselbst üblichen Gebräuchen, und Gewohnheiten erzogen, daher sie ihnen nicht fremde vorkämen. Ohngeachtet sie nur ein einziges Mannsbild sehen, so merken sie es doch ganz gewiß, daß es ihrer noch mehr giebt, welche liebenswürdiger und höflicher sind. Solche Wahrheiten lehret ihnen die Vernunft. Und da sie den Unterschied der Schönheit an dem Frauenzimmer sehen, ist wohl noch zu zweifeln, daß sie auf die Gedanken kommen, es müste un-

unter den Mannspersonen eben so seyn? Die Unmöglichkeit, worinnen sie sich befinden, andere Mannspersonen zu sehen ausser dem, welchem sie zugehören, bringt es gewiß nicht dahin, daß er in ihren Augen schön ist. Ich glaube vielmehr, sie verleite sie zuweilen dazu, daß sie ihn nicht für so schön achten, als er wirklich ist. Ueber dieses darf nicht erst die Neugier, nebst andern Leidenschaften, denen das Frauenzimmer so sehr ergeben ist, das Verlangen Fremde zu sehen in ihnen erregen. Die Verfassung des Gemüths, die in diesem Lande sehr nach der Wärme der Himmelsgegend eingerichtet ist, würde ihnen genug lernen, wenn es auf den Punkt der Mannspersonen ankommt, die man ihnen so sorgfältig aus den Augen entfernt. Man erzählt hier allerhand Geschichten von Weibspersonen, die, aller Vorsicht ohngeachtet, dennoch die Wachsamkeit ihrer Huter zu hintergehen gewußt haben. Diese sind Beweise genug, daß die Vorurtheile für das in den Frauenzimmer-Behältnissen gewöhnliche Leben, die man sich von ihnen verspricht, sogleich verschwinden, wenn sich ihnen Gelegenheit zur Untreue darbietet.

Die Eifersucht der Persianer veranlaßt den Einwohnern dieser Länder tausenderley Ungemächlichkeiten, und zuweilen erschreckliche Unbilligkeiten. Sonderlich stehen Fremde, die nicht genugsamen Unterricht von der Lebensart in Persien wissen, bißweilen in Gefahr, entsetzlich geprügelt, und wohl gar getödtet zu werden. Wer mit Caravanen reist, und entweder im Felde, oder in Caravanserien, (wie die Gasthöfe im Morgenlande heissen) unter Weibern herum herberget, derselbe muß allemal um die

Zelter, oder Kammern herum, worinnen sich die Weiber befinden, einen weiten Umschweif nehmen. Vergißt er diese Vorschrift, und kömmt ihnen aus Versehen ein wenig zu nahe, so erhebt sich alsbald ein Geschrey der Verschnittenen, oder Ehemänner, zu seiner Nachricht, daß er sich in aller Geschwindigkeit wegbegeben soll. Wehe denen, die nicht den Augenblick gehorchen! Denn man würde sie, wie wilde Thiere anfallen; Sogar diejenigen, denen es nicht das geringste anginge, würden sich doch des Mannes eifrig annehmen. Kaum würden die Schäfer aus einer ganzen Revier mit vereinigten Kräften mit mehr Wuth auf einen Löwen, der ihre Heerde verschlingen wollte, loßgehen, als alle Reisende auf einen Menschen, der sich verdächtig machte, daß er gern Frauenzimmer sehen wollte. Wenn man sie auf den Strassen antrift, wo sie doch in lauter bedeckten Wagen sitzen, so muß man weit davon gehen. In Persien ist es viel übler, einer Frau zu begegnen, als in Paris auf einer engen Gasse dreyßig Wagen, wenn jemand zu Fusse geht. Freylich wohl befinden sich die Weiber so wenig, als möglich, auf den Landstrassen, weil sie immer auf der Reise sehr viel Hudeley machen; Und wenn Frauenzimmer von gewissem Stande einen Besuch abstatten will, so geschicht es immer gern in der Nacht. Hundert Schritte vor ihnen sowohl, als hinter ihnen, befinden sich Leute zu Pferde. Zwischen die vornehmen Herren und Damen stellen sich Verschnittene mit langen Stecken. Jedermann schreyet: Courouc, courouc; Dieses Wort, welches im Persianischen soviel als: Auf die Seite bedeutet, erschreckt die Leute so arg, als

das: Schlag todt in einer Stadt, die mit Sturm erobert, und der Wuth des gemeinen Soldatens preiß gegeben wird. Jeder läuft, jeder entfernt sich. Wehe denen, die nicht so hurtig sind, daß sie sich bey Zeiten fortmachen. Die Verschnittenen schmieren ihnen den Buckel mit ihren entsetzlichen Prügeln auf das nachdrücklichste.

Das courouc, welches wegen der Frauenspersonen des Kaysers gemacht wird, ist noch mehr zu befürchten. Bloß der Tod ist vermögend für das Verbrechen, daß man ihnen auf dem Wege begegnet, zu büssen. Nehmen sie ihren Weg durch eine Stadt, so sind die Gassen, wo sie durchziehen, nebst den in dieselben führenden Quergässen gesperrt. Wandern sie auf dem Lande herum, so macht man alle Dörfer leer. Alle Mannspersonen werden herausgejagt, und müssen schon den Tag zuvor sich eine Stunde weit davon entfernen. Wenn am folgenden Tage die Weiber durchziehen, so laufen die Verschnittenen überall im Felde herum. Treffen sie unglücklicher Weise jemanden an, so schlagen sie ihn auf der Stelle todt. Es gilt keine Ursache, keine Entschuldigung. Man weiß allerhand Beyspiele von dieser unmenschlichen Grausamkeit.

Solltest du wohl, werther Yn-Che-Chan, glauben, daß die Persianer, ohngeachtet dieser grossen Eifersucht, sich doch aus Ehrgeiz und Geldbegierde den allerärgsten Schimpf gefallen lassen, der nur irgend einem Ehemanne wiederfahren kann? Diese so eifersüchtigen Leute werden mit der grösten Gedult Hanreye, wenn sie ihr Landesfürst dazu macht. Sie achten es sich für eine grosse Ehre, wenn der Kayser

ihre Weiber nicht allein seines Anblicks, sondern auch seiner Gunst würdigen will. In Persien hat man ein Gesez, daß der König nach seinem Gefallen in das Serail seiner Unterthanen gehen darf, sie mögen noch so grosse und vornehme Herren seyn. Zwar bedient er sich dieses Vorrechts gar selten, da er in seinem Pallaste schon genug zu thun hat, und anderwärts nicht nach Frauenzimmer gehen darf. Es geschicht aber doch wohl manchmal, daß Kayser entweder aus Neugier, oder aus Geilheit bey den Weibern grosser Herren solche für Ehemänner gefährliche Besuche abstatten. Abas dem Grossen begegnete bey einer solchen Gelegenheit etwas ganz besonders. Dieser Herr hatte bey einem seiner Lieblinge, dem Iman-Culi-Can, stark getrunken, und wollte zum Frauenzimmer gehen. Derjenige, der an der Thüre die Wache hielt, wollte ihn nicht hinein lassen. „So „lange ich, sagte er, dieses Amt haben werde, soll „kein anderer Knebelbart, ausser dem Knebelbart „meines Herrn hinein kommen." Wie! sagte der Kayser, weist du nicht, wer ich bin? „Ich weiß, „antwortete der Hüter, daß ihr der König über die „Männer seyd, aber nicht über die Weiber." Diese unvermuthete Antwort gefiel dem Abas so sehr, daß er nach Hause ging. Da Iman-Culi Can diesen Vorfall erfuhr, that er dem Kayser einen Fußfall, und sagte: Gnädigster Herr, ich bitte unterthänigst, mir den Fehler meines unglückseligen Bedienten nicht anzurechnen. Ich habe ihn bereits aus dem Hause gejagt. Abas antwortete seinem Lieblinge: „Dieser Hüter hat es nicht unrecht ge„macht; Und weil ihr ihn fortgejagt habt, so will

„ich ihn in meine Dienste nehmen." Er gab ihm ein kleines Gebiete zur Aufsicht.

Aus dieser Geschichte, mein werther Yn-Che-Chan, sehe ich, wie weit sich in den Hofleuten die Begierde groß zu werden erstreckt. Ein Persianer, der doch sonst äusserst eifersüchtig ist, entrüstet sich, daß man sein Serail dem Fürsten nicht geöfnet hat. In andern Ländern gehet es unter den Hofleuten eben so zu. In Europa ist es für grosse Herren ein Vergnügen, wenn ihre Weiber solche Stellen bekleiden, wobey sie sich die Liebe des Fürsten erwerben können.* In Persien sind sie es zufrieden, und wünschen es sogar, daß ihr Kayser in das Serail zu ihnen kommt. Was thut nicht der Ehrgeiz, und was opfern ihm die Menschen nicht auf? Lebe wohl, werther Yn-Che-Chan.

Ispahan.

* Dieser Satz ist freylich nicht so allgemein, daß sich nicht allerhand Ausnahmen darwider finden sollten. Es ist bekannt, mit was für einer Beharrlichkeit der Herr von Montespan alle diejenigen Gnadenbezeigungen, womit Ludwig der Vierzehende ihn zu überhäufen suchte, von sich wegwies. Endlich sahe sich dieser König genöthiget, ihn aus der Stadt zu verweisen. Allein er ertrug diese Ungnade mit grosser Standhaftigkeit. Und sein Bezeigen ließ Ludwigen weiter kein Mittel, ihm seine Gemahlinn zu entführen, übrig, als was die willkührliche Gewalt allen Fürsten in die Hände giebt, wenn sie sich derselben bedienen wollen.

Der sechzehende Brief.

Yn-Che-Chan, an Sioeu-Tcheou.*

Deine Briefe, lieber Sioeu-Tcheou, habe ich mit Vergnügen durchgelesen. Doch ich habe es gar nicht gern gesehen, daß du immer noch in den einmal angenommenen gefährlichen Meynungen beharrest.

Du denkst wohl, du hast rechte triftige Gründe zu Unterstützung deiner Meynungen vorgebracht, indem du dich auf das Ungemach berufest, welches das menschliche Geschlecht ausstehen muß. Ich räume es dir gern ein, daß es in der Welt Ungemach giebt. Ja noch mehr: Ich gestehe, es sey unmöglich, daß es durch ein allmächtiges, gütiges, und weises Wesen verursachet werden könne; Dem allen ohngeachtet sehe ich immer noch eine unumgängliche Nothwendigkeit von dem Daseyn eines solchen Wesens, das Verstand besitzt. Es mögen sich nun noch so viele Schwierigkeiten meinem Verstande darstellen, so schliesse ich doch daher, daß es vorhanden ist, und ich schreibe Sachen, deren Auflösung mir schwer fällt, der Schwachheit meiner Verstandskräfte, keineswegs aber dem Fehler der Gottheit zu. Sobald als ich deutlich erwiesen habe, daß ein erstes verständiges Wesen seyn muß, dürfen die Schwierigkeiten, welche nur bloß zufällig sind, deutliche Beweise, die auf die allerrichtigsten und natürlichsten Grundsätze gegründet sind, gar nicht entkräften. Meine Vernunft leitet mich

* Hier ist die versprochene Antwort auf den vierzehenden Brief.

mich auf die unumgängliche Nothwendigkeit eines ersten verständigen Wesens. Entweder ich muß mit gutem Willen die Augen gegen das Licht der Natur verschliessen, oder annehmen, was mir diese Vernunft vorhält. Es ist wahr, daß sie in der Folge gewisse Sachen antrift, die sie nicht einsehen kann. Ich muß mich gegen mich selbst über ihre Einschränkung beschweren. Deßwegen darf ich aber das, was sie mir deutlich erweist, nicht widerlegen. Ausserdem würde ich eben so thöricht handeln, als einer, der sehen kann, und wenn er das, was fünfhundert Schritte weit von ihm ist, nicht erkennen könnte, sprechen wollte, das, was er vier Schritte weit von sich siehet, sey nicht wirklich vorhanden.

Gesetzt also, lieber Sioeu-Tcheou, ich finde in dem Ursprunge des Bösen Schwierigkeiten, so kann ich doch behaupten, das Daseyn eines unendlich mächtigen, gütigen und weisen Wesens sey derhalben nicht weniger nöthig. Zu dem Ende will ich hier die Beweise nicht noch einmal wiederholen, die ich dir in meinem ersten Briefe von dem Daseyn eines solchen ersten Wesens vorgelegt habe, und wie nothwendig es theils zur Einrichtung der Ordnung, theils zu deren Erhaltung nöthig sey. Auch sogar nach den Schlüssen, auf welche du den Vorzug gründest, welchen, nach deinen Gedanken, die Meynung der Spinozisten vor der Meynung der neuern Lehrer hat, (ohngeachtet sie beyderseits, wie mich dünket, falsch sind,) muß ein solches ewiges und mit Verstande begabtes Wesen seyn. Dieses will ich dir beweisen.

Du tadelst an deinen Mitbrüdern, daß sie denken, ein materialisches und in Ruhe befindliches Wesen

habe sich in Bewegung sezen können. Du sprichst, wie konnte die Bewegung in der Materie Statt finden? Denn die Bewegung sezt etwas bewegliches und dieses wiederum ein erstes bewegendes Wesen voraus. Es muß daher etwas der Materie die Bewegung gegeben haben, das vor ihr schon in Bewegung, und mächtiger, als sie, war. Folglich gab es von allen Zeiten her ein von ihr unterschiednes Wesen, ohne welches sie immerfort in Ruhe geblieben seyn würde.

Wenn du sagst, das, was wir sehen, sey allemal so gewesen, so frage ich, was du dieserhalb weiter zum Beweise angeben kannst, als einen gebieterischen Ausspruch, der aber keine Kraft hat, Leute zu überzeugen, die sich weiter mit nichts, als mit triftigen Gründen abweisen lassen. Würden wir wohl die Erde, wenn sie allezeit so gewesen wäre, wie sie izt ist, alle Tage eingehen, ihre Gestalt verändern, und sich offenbar ihrem Untergange nähern sehen? Ich berufe mich auf die alte Geschichte, der wir doch nicht allen Glauben versagen können, woferne wir nicht unsere Zweifel übertreiben wollen. Wissen wir nicht, daß sie ehemals mit weniger Mühe hervorbrachte, was izt viele Mühe kostet, wenn es wachsen soll? Hatten die Menschen nicht sonst ein viel längeres Leben, als izt? Merkten sie nicht auch an sich die Kraft und Jugend der Welt? Wir sehen nicht etwan nur auf der Erde Veränderungen, die uns von dem Verfalle des Weltgebäudes Merkmale geben; Es sind deren bereits viele am Himmel vorgegangen. Die Alten haben Sterne daran gesehen, die wir izt nicht mehr wahrnehmen. Wer darf wohl zweifeln, daß diese Ster-

Sterne ihr Ende erreicht haben, und verlohren gegangen sind? Wären sie nur auf eine Weile verschwunden, und hätten ihren Lauf anderswohin genommen, so würden sie doch seit so vielen Jahrhunderten wieder zum Vorscheine gekommen seyn, und in so langer Zeit würde ihr bestimmter Lauf doch wohl sein Ende gehabt haben.

Solchergestalt, werther Sioeu-Tcheou, ist es ungereimt, zu behaupten, daß das, was wir heut zu Tage sehen, immerfort also gewesen sey. In einer Ordnung, welche ewig seyn soll, darf gar keine Veränderung, sie mag Namen haben, wie sie wolle, vor sich gehen, weil zu dem Wesentlichen einer Sache, die keinen Anfang gehabt hat, dieses gehört, daß sie kein Ende hat, und ein Wesen, das in der bereits verfloßnen Ewigkeit vorhanden gewesen ist, auch eben so in der künftigen Ewigkeit da seyn muß.

Ich gehe noch weiter, mein lieber Sioeu-Tcheou, und behaupte, daß nach dem Lehrgebäude, welches die Ewigkeit der Einrichtung und Ordnung in dem Weltgebäude annimmt, alles, was heut zu Tage ist, auch von allen Zeiten her also gewesen seyn muß, und die Menschen alle, sogut als die Sterne, von Ewigkeit gewesen seyn müssen. Denn welcher ist der erste Mensch gewesen, der gestorben ist? Man wird darauf antworten, sie sind zu allen Zeiten gestorben. Ich aber behaupte, daß, wenn die Welt von Ewigkeit her gewesen ist, nichts von dem, was zu allen Zeiten gewesen ist, hat zu Grunde gehen können; Eben so, wie von ewigen Zeiten her einerley Sonne gewesen ist, müssen auch alle übrigen Dinge, die

eine gleiche Ewigkeit mit diesem Gestirne haben, keiner Veränderung unterworfen gewesen seyn.

Die neuen Lehrer, deine Vorgänger, die du tadelst, haben alle diese Schwierigkeiten wohl eingesehen; Daher haben sie sich nicht getrauet zu behaupten, daß die Ordnung und Einrichtung des Weltgebäudes ewig sey. Sie haben vorgegeben, die Materie sey vor der Zeit, da sich die Welt entwickelte, in einer Unwirksamkeit geblieben, und sind dadurch in den Irrthum gerathen, den du so wohl widerlegest. Den alten Epikuräern, wovon du mir sagst, ist es eben also gegangen. Einem Steine des Anstosses wollten sie ausweichen, und sind darüber an einen andern angelaufen. Doch haben sie sich lieber alle ungereimte Sätze, die aus der Lehre von der Bildung der Welt durch ein blindes Grundwesen fliessen, gefallen lassen, als die Ewigkeit der Welt behaupten wollen, weil sie die damit verbundenen Schwierigkeiten merkten. Da die Theile der Welt * dem

* Haud igitur lethi præclusa est janua cœlo
Nec soli, terræque nec artis æquoris undis,
Sed patet immani & vasto respectat hiatu.
Quare etiam nativa necessum est confiteare
Hæc eadem, neque enim mortali corpore quæ sunt
Ex infinito jam tempore adhuc potuissent
Immensi validas ævi contemnere vires.
Daher ist Himmel, Erd und Sonne, und das Meer
Vom Untergang nicht frey, es wird nebst allen Dingen
Der Abgrund sie dereinst ohn allen Streit verschlingen;
Die ganze Welt vergeht, und ist dereinst nicht mehr.
Sie muß dahero auch einmal entstanden seyn,
Sonst wär sie ganz gewiß der Zeit, und ihrem Wüten,
Wenn sie unsterblich wär, vermögend Trutz zu bieten.
Lucret. de Rer. Nat. L. V. v. 374. & seqq.

dem Untergange unterworfen sind, so sahen sie daraus, daß das ganze Weltgebäude nicht ewig seyn konnte, immassen das Ganze natürlicher Weise eben so, wie seine Theile beschaffen ist. Nächst diesem sahen sie, daß die Zeit die allerfestesten Gebäude vernichtete, änderte, wandelbar machte *; Daß die Steine verzehret, und in Staub verwandelt wurden; Daß die Luft die allerhärtsten Felsen verzehrte; Daß die Berge zersprangen, mit Krachen herabfielen, und sich in die Thäler stürtzten; Daß Feuer, Brand, Sturm

* Denique non lapides quoque vinci cernis ab ævo,
Non altas turres ruere, & putrescere saxa?
Non delubra deûm, simulacraque fessa fatisci?
Nec sanctum Numen fati protollere fines
Posse, neque adversus naturæ fœdera niti?
Denique monumenta virûm dilapsa videmus
Quærere proporro sibi cumque senescere credas?
Non ruere avulsos silices a montibus altis?
Nec validas ævis vires perferre patique
Finiti? neque enim caderent avolsa repente,
Ex infinito quæ tempore pertolerassent
Omnia tormenta ætatis privata fragore.

Siehst du nicht auch die Zeit die Steine überwinden?
Die Thürme fallen ein, die harten Felsen schwinden.
Und müssen Tempel nicht nebst Bildern untergehn?
Selbst Götter können nicht dem Schicksal widerstehn.
Manch Denkmal, das der Mensch sich stiftet, muß zerfallen.
Und der Natur Gesez beweiset sich in allen.
Die Felsen trennen sich von hohen Bergen los,
Nichts trotzt der langen Zeit, es sey gleich noch so groß;
Es muß der stärkste Stein vergehen und veralten.
Hätt' er von Ewigkeit den Anfall ausgehalten,
So müßt er itzt, wie sonst, noch unverändert seyn,
So stürtzten itzo noch nicht gähling Felsen ein.

Id. ibid. v. 307. seqq.

Sturm einen Körper nach dem andern hinraften. Wie sollten sie die Gedanken gehabt haben, daß die Welt von Ewigkeit also habe seyn können, wie sie itzt ist, da sich sogar merkliche Spuren von ihrer künftigen Zernichtung zeigten?

Laß demnach, lieber Sioeu-Tcheou, deinen Irrthum fahren. Du räumest ja selbst ein, es sey unmöglich, daß die Materie sich selbst habe die Bewegung geben, und aus der Ruhe, worinnen sie war, kommen können, ohne daß ein mächtigeres Wesen, als sie, dieselbe in Bewegung gesetzt habe; Du wirst also doch nicht, allen deutlichen Beweisen zuwider, behaupten, daß die Ordnung und Einrichtung in der Welt ewig sey. Gestehe lieber offenherzig, daß sie dieselbe von einem vernünftigen Wesen erhalten habe. Sobald du diese Wahrheit eingeräumt haben wirst, so wirst du einsehen, wie unmöglich es sey, daß Materie, die nicht denkt, ein denkendes Wesen, wie der Mensch ist, hervorbringen könne, und daß also nothwendig ein erstes vernünftiges, und von der Materie unabhängiges Wesen seyn müsse, von welchem die Menschen ihre Vernunft erhalten haben. Denn wer mit dem Holländischen Weltweisen, und seinen Schülern, wovon du mir sagest, behauptet, die Materie sey das erste ewige und denkende Wesen, wovon die übrigen nur blose Veränderungen, oder Modificationen sind, derselbe bringt unter allen Ungereimtheiten die allergröste auf die Bahn. Ist dieses, so muß jedes Sonnenstäubgen, jedes Sandkorn ein denkendes Wesen, oder wenn du es so haben willst, eine denkende Modification seyn. Denn es ist eben so gut unmöglich, daß ein denkendes Wesen

aus

aus Theilen, die nicht denken, zusammengesetzt sey, als, daß ein ausgedehntes Wesen aus Theilen besteht, die nicht ausgedehnt sind. Wenn nun also das Weltgebäude ein denkendes Wesen ist, so muß nothwendig die Kraft zu denken auch in den kleinsten Theilen, und folglich in allen desselben sogenannten Modificationen, sie mögen so klein seyn, als sie wollen, und aussehen, wie sie wollen, befindlich seyn. Vergeblich sagt man, die Kraft zu denken wirke, und erweise sich nur in gewissen Modificationen. Ein Sandkorn ist ja eben so gut ein Theil von dem denkenden Wesen, als ein Mensch; Diese zwo Modificationen müssen also eine so gut, als die andre mit der denkenden und bewegenden Kraft versehen seyn. Denn es ist unmöglich, daß ein denkendes Wesen aus irgend einem nicht denkenden Theile zusammengesetzt sey. Es würde dieses seinem Wesen eben so sehr zuwider seyn, als es wider die Natur eines ausgedehnten Wesens wäre, wenn unter seinen Theilen etwas ohne Ausdehnung seyn sollte. Beydes widerspricht einander, und ist den deutlichsten Begriffen gerade entgegen gesetzt.

Bedenke also, werther Sioeu-Tcheou, was für Ungereimtheiten aus dem Lehrbegriffe der Spinozisten fliessen. Sinne nach, daß ihrem Grundsaze zufolge alle Sandkörner im Meere kleine denkende und vernünftige Gottheiten, und Theilgen des grossen GOttes seyn müsten. Elende Begriffe! Erbärmliche Schlüsse! Die Verblendung der Spinozisten, welche behaupten, die Welt sey selbst GOtt, kommt mir eben so groß vor, als die Blindheit der Chinesischen Lehrer, welche glauben, es regiere eine blinde Macht

die

die Welt, und mache, ohne es zu wissen, was der vollkommensten Vernunft gemäß ist. Ich weiß nicht, lieber Sioeu-Tcheou, welcher von beyden am meisten blind ist, der, welcher denkt, die Ordnung und regelmässge Einrichtung sey von der Verwirrung hervorgebracht, und werde durch sie noch fortgesetzt, oder der, welcher alle Sonnenstäubgen in Götter verwandelt, und es mit einem Lehrgebäude hält, nach welchem er genöthiget ist, allen Sandkörnern des Meers die Kraft zu denken beyzulegen.

Hier hast du, mein lieber Sioeu-Tcheou, die Gründe, die mir das Daseyn eines Grundwesens deutlich erweisen, welches vernünftig, und mächtiger, als die Materie ist, welches dem Weltgebäude seine Gestalt gegeben hat, welches dieselbe nach seiner Macht erhält, und nach seiner Weisheit alle Begebenheiten veranstaltet. Ich bemerke zwar freylich unter manchen Begebenheiten etliche, die dem Ansehen nach nicht am rechten Orte, und den Begriffen, die ich mir von der Ordnung mache, zuwider sind. Indessen muß ich denken, wenn meine Erkänntniß nicht so sehr eingeschränkt wäre, so würde ich wahrnehmen, daß das, was ich für etwas Böses ansehe, in der That etwas Gutes sey, da es ausgemacht ist, daß ein allweises Wesen nicht der Ursprung des Bösen seyn kann. Laßt uns glauben, daß alles, was nur ist, gut, und was an diesem oder jenem Menschen ein Uebel scheint, im Gantzen ein wahrhaftes Gut sey. Unglücksfälle, Todesfälle, Schmertzen, kurz, alles, was uns hier in der Welt plagt, macht eine gewisse Uebereinstimmung, deren vollkommne Schönheit wir schwache Sterbliche nicht einsehen können.

Was

Was wir für eine Unordnung halten, ist eine vortrefliche Ordnung, und was wir einzeln ein Böses nennen, ist im Ganzen etwas Gutes. Daran dürfen wir, werther Sioeu-Tcheou, nicht zweifeln, weil wir versichert sind, daß ein vernünftiges, allweises Wesen vorhanden ist, und alles, was vorgeht, bloß nach seinen Befehlen, und seinem Willen geschicht.

Lebe wohl, und lasse, wo möglich, deinen Irrthum fahren. Uebrigens will ich dich mit meinen Ermahnungen nicht mehr belästigen, und dieses soll das leztemal seyn, daß ich dir davon schreibe.

Pecking. —

Der siebenzehende Brief.

Sioeu-Tcheou, an Yn-Che-Chan.

Die Lehrbegriffe der Weltweisheit, werther Yn-Che-Chan, wechseln hier zu Lande eben so schnell ab, als die verschiednen Moden und Kopfputze des Frauenzimmers, und kommen auch eben sobald ins Abnehmen. Ein Kopfzeug von dünnem Flore wird eben sobald altväterisch, als dieser oder jener Lehrsaz aus der Weltweisheit.

Es ist nicht so gar lange, daß die Franzosen die Meynungen des Aristoteles blindlings, und ohne Einschränckung annahmen. Gähling traten sie davon ab, und auf die Seite eines ihrer Landsleute, mit Namen Des-Cartes, von welchem die Mißionarien dir verschiedne Schriften geliehen haben. Dieser

Des-Cartes machte aus allen Thieren Kunstwerke; Ein Elephant war seiner Meynung nach nichts weiter, als eine aus Fleisch und Beinen verfertigte Uhr; Da hingegen eine andre, welche die Stunde zeigt, von Kupfer und Eisen gemacht ist. Alle Franzosen waren von einer so widersinnigen Meynung überzeugt, weil sie neu war, oder wenigstens so aussah, als ob sie neu wäre*. Nichts war so posierlich, als einen Menschen zu sehen, der sein Pferd mit den Spornen unzählichemale in die Seite stieß, es tummelte, und damit hin und wieder sprengte, dabey mit ernsthafter Mine versicherte, dieses Thier habe von dem Sporne eben so wenig Empfindung, als wenn man auf einen Stein schlüge.

Die Schüler des Des-Cartes gingen noch weiter, als er selbst. Sie ersannen in der Weltweisheit neue Moden. Denn was für einen Namen kann man wohl lächerlichen Meynungen geben, die sich eine Zeit lang bloß durch die Liebe zu dem Neuen erhalten? Des-Cartes hatte den Thieren die Seele versagt, und Mallebranche nahm den Menschen den Körper. Er sagte, es sey unmöglich zu beweisen, daß sie einen hätten.

Da die Franzosen allesamt glaubten, sie wären bloß geistisch, und bey starkem Essen und Trinken behaupteten, sie wüsten nicht, daß es Körper gäbe, so kam ein Engelländer, mit Namen Locke. Dieser brachte den Saz, daß die Thiere Kunstwerke, und die Menschen unkörperlich wären, wieder aus der Mode. Er hat noch mehr gethan. Anstatt daß

Mal-

* Einige alte Weltweisen haben ebenfalls die Seelen der Thiere geleugnet.

Mallebranche vorgab, die Menschen wären völlig geistisch, so machte er sie ganz und gar körperlich. Sogleich wurden alle Pariser auf einmal doppelt körperlich.

Mit dieser Meynung haben sie es nicht lange gehalten. Ein Deutscher, mit Namen Leibnitz, hat sie in kleine Thiergen verwandelt, die niemals sterben; Die nach und nach vermittelst einer von aussen dazu kommenden Materie grösser werden; Wenn diese auch aufgelöst, in Unordnung gebracht, und getrennt wird, so zieht sie doch den Untergang des kleinen Thiergens nicht nach sich, immassen dieses unsterblich, und unveränderlich ist. Du kannst nicht glauben, werther Yn-Che-Chan, wie viel es itzt Franzosen giebt, die sich für viel dünner und zärter, als die kleinste Milbe halten, und die mit einer zuversichtlichen Mine hintreten, und sprechen: Wir werden niemals sterben, denn das Thier, das allemal lebendig, und mit Werkzeugen der Empfindung versehen gewesen ist, wird es auch allemal bleiben. Wer, mein lieber Yn-Che-Chan, alle diese unsterblichen Franzosen tödten will, derselbe darf nur einen neumodischen Lehrbegrif auf die Bahn bringen. Die Dauer ihres kleinen Ichs kommt auf den Einfall des ersten Metaphysikers an, der seine Meynungen der Welt bekannt machen wird. Das ewige Thiergen wird entweder in Nichts verwandelt, oder vielleicht in ein geistisches Wesen verkehrt werden.

Der Lauf der Säze aus der Naturlehre verhält sich nicht langsamer, noch einförmiger, als der Lauf Metaphysischer Lehrgebäude. Seit zwanzig Jahren

hat sich die Ordnung und Einrichtung des Weltgebäudes zwey bis dreymal verändert. Des-Cartes ließ eine unzähliche Menge von Welten in einer dünnen Materie schwimmen. Alle diese Welten waren so, wie die unsrige, reichlich mit Sonne, Mond, und Sternen versehen; Sie waren in einem Wirbel ausserordentlich-geschmeidiger und leichter Materie eingewickelt, und alle Wirbel liefen, wie sie konnten, in einem unermeßlichen und unendlichen Flüßigen.

Heut zu Tage hat sich dieses alles geändert; Ein Engelländer hat durch seine Allmacht diese Wirbel zerstört; Er hat das Flüßige, worinnen sie schwebten, in Nichts verwandelt, und einen unermeßlichen leeren Raum festgesezt, in welchem er die Gestirne mit ihrer grösten Bequemlichkeit, und ohne, daß sie das mindste in ihrem Laufe stört, hin und wieder wandern läßt. Die Irrsterne haben um einerley Mittelpunkt herum ihre Stellung in verschiedenen Kreisen; Die Schwanz-Sterne laufen in länglichtrunden Kreisen, haben einen ganz verschiednen Mittelpunkt, und ganz besondern Lauf; Beyde vollenden ihren Lauf in guter Ruhe.

Diesem neuen Schöpfer des Weltgebäudes machten einige Naturlehrer den Einwurf, es sey unmöglich, daß ein Körper, ohne eine ganz besondere Ursache, seine runde Bewegung allezeit beybehalten könne; Immassen ein jeder Körper, so bald er frey ist, oder nicht durch eine äusserliche Materie zurückgehalten wird, in einer geraden Linie sich von dem Mittelpunkte seiner Bewegung entfernt. Es ist dieses eines von den allerrichtigsten Gesezen der Natur, das von den Naturlehrern am meisten bestätiget wird.

Es hat also das Ansehen, als ob die Irrsterne seit langer Zeit ihre in einem runden Kreis herumgehende Bewegung eingestellt, eine gerade Linie gemacht, und also bey den feststehenden Sternen einen Besuch abgestattet haben müsten.

Dieser Einwurf machte den Engelländer gar nicht irre. Zuerst legte er der Materie eine neue Eigenschaft bey, welche er die Attraction, oder anziehende Kraft nennte. Vermöge dieser haben die Gestirne einen immerwährenden Hang nach dem Mittelpunkte ihrer Bewegung. Er gab allen Körpern die Verordnung, einander aus dem Grunde ihrer Schwere, oder, wenn ich mich seiner Worte bedienen darf,* **aus dem umgekehrten Grunde ihres Entfernungs-Vierecks**, anzuziehen. Von nun an drückten alle Körper auf einander los, und zogen einander, nach den unveränderlichen, und unverbrüchlichen Gesezen der anziehenden Kraft, an sich. Sie zogen den gemeinschaftlichen Mittelpunkt, um welchen sie sich drehten, auf sich zu, und wurden ihrer Seits wieder von dem Mittelpunkte angezogen. Eben diese Regeln galten auch, wenn alle Körper, die sich um einen Mittelpunkt bewegen, sich wiederum, mit diesem gemeinschaftlichen Mittelpunkte, um einen andern Mittelpunkt herum bewegen, der ihnen mit andern Körpern gemein ist. In diesem Falle ziehet der gemeinschaftliche Mittelpunkt alle Körper, nebst ihren besondern Mittelpunkten, einen wie den andern an sich, und wird wieder von ihnen angezogen. Kraft dieses allgemeinen Gesezes ist nun die Uebereinstimmung des Weltgebäudes entwickelt.

* En raison inverse de leur quarré de distance.

Die Irrsterne, und alle Himmels-Körper drücken gegen einander, indem sie einander aus dem umgekehrten Grunde des Vierecks ihrer Entfernung wechselsweise anziehen. Jeder von den fünf Trabanten des Saturns drückt auf die übrigen viere, und die übrigen viere auf ihn loß; Alle fünfe drücken nach dem Saturn, als ihrem gemeinschaftlichen Mittelpunkte, zu. Saturn drückt nach ihnen, und alle diese Sterne zusammen drücken nach der Sonne, ihrem gemeinschaftlichen Mittelpunkte, welches auch der Mittelpunkt der übrigen Irrsterne ist. Die Sonne drückt durch ihre Schwere wiederum nach jenen Körpern, welche allerseits nach ihr zu drücken. Diese Schwere, oder wechselsweise anziehende Kraft ist die einzige Ursache von der regelmäsigen Bewegung der Körper am Himmel, und von allen wunderbaren Veränderungen, welche bis auf den heutigen Tag nach der gemeinen Meynung unbegreifliche Geheimnisse waren.

Ohngeachtet dieser anziehenden Kraft, welche zu dem Lehrgebäude des Engelländers so unentbehrlich war, und die er auf so kluge Art ersonnen hatte, wendeten seine Gegner doch ein, wenn man auch einräumte, daß sich in den Körpern dieses Vermögen, einander anzuziehen, befände, so wäre es doch unmöglich, daß dieses die Ursache von der regelmäsigen Bewegung der Gestirne seyn könne. Denn die Schwere gäbe den Gestirnen eine Wucht oder Trieb, der sie immerfort nach dem Mittelpunkte ihres Umlaufs lenkte. Folglich müsten sie wohl schon längst in demselben zusammengekommen, und durch die Sonne, in welche sie hineingestürzt wären, verzehret worden seyn.

Diese Einwendung schiene dem Engelländer einigermasen wichtig. Allein er bediente sich nochmals seiner schöpferischen Gewalt. Er gab den Sternen noch eine andere Richtung. Eine war senkrecht, vermöge der anziehenden Kraft, die sie nach dem Mittelpunkte ihres Umlaufs trieb; Die andere war wagerecht, und entfernte sie davon. Da nun die Gestirne gezwungen wurden, sich beyde verschiedne Richtungen gefallen zu lassen, und weder dieser, noch jener allein sich gemäß verhalten konnten, so musten sie die Mittelstrasse erwählen, und faßten also den Entschluß, einen Kreis zu beschreiben. Hätte man dem Engelländer noch mehr Einwürfe gemacht, so würde er den Himmelskörpern noch die dritte Richtung, auch wohl gar die vierte, wenn es sein Lehrbegrif vonnöthen gehabt hätte, gegeben haben.

Die Europäischen Weltweisen lassen sich durch nichts irre machen. **Des-Cartes** erschuf grosse, kleine, mittelmäsige Wirbel; Er machte deren von allerhand Gattung. Der Engelländer, wovon ich dir sage, hat immerfort unbekannte Eigenschaften in Bereitschaft. Da ihm die anziehende Kraft noch nicht zureichte, so fügte er dieser ersten geheimen Kraft noch eine andere bey, welche die Körper von einander entfernt, und die er die **zurücktreibende Kraft*** nennte. Also ist nichts, das er nicht durch diese beyden Eigenschaften erklärt. Alle verborgnen Geheimnisse der Scheidekunst werden damit aufgekläret. Z. B. das Scheidewasser löst das Silber auf, ohne dem Golde etwas zu thun, weil eine **anziehende Kraft** al-

* Ubi attractio desinit, ibi vis repellens succedere debet. *Newt.* Optic. p. 338.

alle Gewalt des Scheidewassers in die Zwischenräume und an die Theile dieses Metalls ziehet. Eine andere geheime, nemlich die zurücktreibende Kraft hingegen macht, daß die Wirkung eben dieses Scheidewassers in das andere Metall entkräftet wird.

Diese verborgenen, und, von den Griechen her, wieder aufgewärmten Eigenschaften haben nicht bey jedermann Beyfall gefunden. Doch das Neue hat für sie bey den Europäern eben dasjenige gethan, was es zum Besten aller neuen Lehrgebäude thut. Die Anhänger des Englischen Weltweisen halten die, welche ihrem Lehrmeister widersprechen, für blödsinnige Köpfe. Ihren Gedanken nach ist nichts so gewiß, so deutlich, und sichtbar, als diese Meynungen. Dieselben zu beweisen legen sie den Leuten zwölf Buch Papier mit Ziffern beschrieben vor. „Hiermit, sagen sie, kann man die Ungläubigen überzeugen, und „die Unwissenden unterrichten. Diese Berechnungen aus der Algebra darf man nur aufmerksam machen, und mit Fleisse die Richtigkeit der Anmerkungen, die von der anziehenden Kraft abgefaßt sind, „in Betrachtung ziehen, so wird sich zeigen, entweder daß Newton vergebens, und ohne den geringsten Nutzen gerechnet hat, oder daß es mit der „Welt also ist, wie er saget. Nun aber müssen da, „wo die Berechnung angenommen wird, die deutlichen und klaren Begriffe nothwendig verschwinden. „Aus dem, was Newton gemacht hat, folgt, daß „ein unermeßlicher leerer Raum seyn muß. Man „muß also den deutlichen Begriffen entsagen, die uns „klar zu erkennen geben, daß ein Fuß breit seine Stelle verändern könne, und daß es unmöglich sey,

„daß

„daß er an eben dem Orte sey, wo ein anderer Fuß „breit ist."

Diese Meynungen mögen noch so hart scheinen, so muß man dennoch entweder sie annehmen, oder sich entschliessen, von den Newtonianern Verachtung, oder wohl gar Schimpfreden zu erdulden. Denn sie machen es noch ärger, als die Cartesianer. Diese begegneten den Anhängern des Aristoteles, ihren Vorgängern, auf eine unerträgliche Art hoffärtig. Heut zu Tage bezahlen die Newtonianer sie mit gleicher Münze.

Vor einigen Tagen befand ich mich bey einem heftigen Wortstreite zwischen einem Cartesianer, und einem Newtonianer zugegen. Nachdem sie eine Zeitlang überaus hitzig mit einander geredt hatten, so ging es an ein Schimpfen; Und von Schimpfreden kam es gar zu Schlägen. Der Newtonianer hatte gesagt, Des-Cartes wäre ein Ignorante. Dieses nahm der Schüler des Weltweisen übel, und sagte: Ihr seyd ein Lügner. „Ich, ein Lügner, versetzte „jener. Ihr Lumpenhund!" Auf dieses Wort sprang der Cartesianer seinem Gegner auf den Hals, und schlug ihn mit der Faust ins Gesicht. Dieser Auftritt begab sich auf einem Kaffeehause. Man lief herzu, und brachte sie aus einander. Da die erste Hitze vorüber war, so gab man sich Mühe sie wieder zu versöhnen. Der Newtonianer klagte sehr über den Schlag, den er empfangen hatte. Dieses müssen Sie ihrem Widersacher verzeihen, sagte ein lustiger Herr, der dieses Lustspiel mit angesehen hatte. Er ist durch eine höhere Macht dazu angetrieben worden. Die anziehende Kraft hat in ihm und Ihnen, vermöge

des gegentheiligen oder umgekehrten Grundes Ihrer beyderseitigen Entfernungsvierecke, gewirket. Zum Unglücke fehlte es bey Ihnen an der zurücktreibenden Kraft, und so haben Sie ihn mit solcher Heftigkeit an sich gezogen, daß er Sie gestossen, und eine gerade Linie gegen den Mittelpunkt zu gemacht hat, anstatt auf geschickte Weise einen Kreis zu beschreiben, wie er es hätte thun müssen, wenn es ihm nicht unglücklicher Weise an der zweyten Richtung gefehlt hätte. Dieser Scherz brachte den Newtonianer aufs neue in die Hitze. Das Geschrey erhub sich noch einmal. Erst hatten sich nur zwo Personen mit einander gezankt; Nun kam der dritte Mann dazu. Endlich brachte man es doch mit Mühe und Noth so weit, daß die Sache wieder in den Stand gesetzt wurde, in welchem sie sich befand, ehe der Scherz sie nochmals uneins gemacht hatte. Man that noch einmal Vorschläge zum Frieden, und er wurde unter der Bedingung geschlossen, daß die Partheyen ihre völlige Freyheit haben sollten, bey ihren Meynungen zu verharren.

Du kannst leicht denken, mein lieber Yn-Che-Chan, daß ich mich über den Auftritt, wovon ich ein Zuschauer gewesen war, gar entsezlich wunderte. Ich konnte gar nicht begreifen, wie Leute, welche vernünftig heissen wollten, es doch so wenig waren, daß sie sich um etliche angenommene Säze aus der Weltweisheit zankten. Meine Verwunderung wurde noch einmal so groß, da ein verständiger Mann sich mir näherte, und sagte: „Sie sehen, Mein Herr, „diese zween Menschen, die sich gleich itzt so heftig „mit einander gezankt haben. Morgen werden sie

„viel-

„vielleicht alle beyde die zwo Meynungen verwerfen,
„die sie in einander gehezt haben. Es darf nur, um
„es dahin zu bringen, irgend ein neues Lehrgebäude
„bekannt gemacht werden. Kaum sind es drey Mo-
„nate, daß dieser eifrige Newtonianer sich würde
„für die Ehre des Des-Cartes haben todtschlagen
„lassen. Izt ist er von seinem vorigen Lehrer abge-
„gangen, weil er glaubte, er wäre nicht so sehr
„mode, als jener, den er sich nunmehr gewählt hat."

Lehrgebäude, mein werther Yn-Che-Chan, die alt werden, haben es bey den Europäern an einem schlimmen Orte. Man legt ihnen eben dasjenige zur Last, was man in den neuen rühmt. Man treibt alle Tage mit den verborgnen Eigenschaften des *Aristoteles* in Europa Spott, und von den verborgnen Eigenschaften des *Newton* redet man mit gröster Ehrerbietung. Denn was ist die anziehende Kraft anders? Ist sie nicht eine viel verborgnere Eigenschaft, als alle dergleichen Eigenschaften der Aristotelischen Weltweisen? Lebe wohl.

Paris. ——

Der achtzehende Brief.

Choang, an Yn-Che-Chan.

In meinem lezten Briefe sagte ich dir, lieber Yn-Che-Chan, von der Eifersucht der Persianer, und von der Vorsicht, die sie wider die Untreue ihrer Weiber brauchen. Heute will ich dir melden, was

für

für eine Lebensart sie dieselben in ihren Serailen beobachten lassen, und wie vielerley Gattungen sie davon haben.

Die Gebräuche der Persianer bey ihren Heyrathen sind in vielen Stücken von den Chinesischen Gebräuchen unterschieden. In Pecking kann nach den Gesezen niemand mehr, als eine rechtmäsige Frau haben. Freylich wohl ist es ihm erlaubt, sich etliche Beyschläferinnen zu halten. Sie stehen aber unter den Befehlen der Frau, und sogar die Kinder von diesen Beyschläferinnen werden als ein Eigenthum der rechtmäsigen Ehefrau betrachtet. Dieses sind, werther Yn-Che-Chan, nach meinen Gedanken sehr weise Geseze, und viel vernünftiger, als bey den Europäern, die nicht mehr, als eine Frau haben, und öfters für die Fehler und Schwachheiten ihrer Weiber büssen müssen. Sind sie unfruchtbar, so werden sie auf immer des süssen Vaters-Namen beraubet. Haben sie sonst etwan einen wesentlichen Mangel, so müssen alle ihre Kinder darunter leiden.

Allen diesen Ungemächlichkeiten hat man dadurch vorgebeugt, daß es erlaubt ist, neben der rechtmäsigen Frau noch Beyschläferinnen sich zuzulegen. Ihr Zustand gereicht ihnen nicht, wie in Europa, zur Schande. Man betrachtet sie als die zweyte Gattung von Weibern, welche die Mängel der erstern ersezen. Hierinnen haben es die Persianer den weisen Gesezen der Chineser nachgethan; Nur daß sie das Hauptgesez hintansezten. Nächst den Beyschläferinnen erlauben sie einem Manne, vier rechtmäsige Weiber zu nehmen, welche eine, soviel Macht und Recht, als die andere, haben. Dergleichen Gewohnheit

heit muß nothwendig zu vielen schlimmen Haushaltungen Anlaß geben. Es ist ganz unvermeidlich, daß nicht eine jede Frau befehlen, und besser als die übrigen seyn will. Meines Erachtens muß es in dem Serail eines jeden einzelnen Mannes wie in einem Monarchischen Staate aussehen; Es muß nur ein einziges Oberhaupt seyn, welchem alles übrige gehorcht. Ohne diese kluge Vorschrift herrschen Verwirrung und Unordnung statt des Friedens und der Einigkeit.

Was für Verdruß muß nicht ein Mensch ausstehen, wenn er genöthiget ist, unter vier Weibern zu leben, deren wechselsweise Eifersucht jeden Augenblick zu diesem oder jenem Streite Gelegenheit giebt? Die Europäer haben, wie sie sprechen, Noth genug mit dem Eigensinne einer einzigen rechtmäsigen Frau. Was würden sie sagen, wenn sie deren viere hätten?

Die Persianer wissen es selbst sehr gut, wie übel diejenigen dran sind, die sich der Freyheit, vier Weiber zu heyrathen, bedienen. Daher machen sie sich diese gar selten zu Nutzen. Es ist aber ausser der Ruhe im Hause noch eine andere Ursache, warum sie ordentlicher Weise nicht mehr, als eine rechtmäsige Frau nehmen. Dieses sind die entsezlichen Geldausgaben, welche mit einer Heyrath verbunden sind, und worüber oft die reichsten Leute zu Grunde gehen. Daher giebt es viel Leute, sogar wohlhabende Kaufleute, die sich lauter Beyschläferinnen, oder Sklavinnen halten. Da alle Kinder, die sie auf die Welt bringen, eben so, wie in China, rechtmäsig sind, so ist es einem Persianer sehr gleichgültig, ob er von einer ehrlichen Frau einen Sohn hat, oder nicht.

Man hat in Ispahan noch einen Gebrauch, der in Pecking nicht eben sonderlich üblich ist. Es ist dir bekannt, daß es unter unsern Landsleuten wenige giebt, welche Miethweiber nehmen. Sogar das Wort kommt uns ganz unbekannt vor, ohngeachtet man diesen Namen mit gutem Grunde Beyschläferinnen geben kann, die sich Leute der Kinder wegen nehmen, und ihnen, wenn sie ihren Endzweck erreicht haben, den Abschied geben. Wenigstens wird dieses bey uns nicht durch einen Vergleich bedungen. In Persien aber miethet man eine Frau eben so, wie ein Haus. Man nimmt sie auf ein ganzes, oder halbes Jahr, auf einen Tag, ja wohl gar auf eine Stunde. Das Miethgeld für solche Weiber trägt so gar viel eben nicht aus; Um anderthalb hundert Thaler kann man ein sehr artiges und junges Weib auf ein ganzes Jahr bekommen. Nächst dem Miethlohne muß sie freylich auch gekleidet und beköstiget werden. Allein es kommt dieses gar nicht hoch, und es kostet fast eben soviel, wenn sich jemand ein schönes Pferd hält. Der Vergleich mit dergleichen Weibern muß in Gegenwart eines Richters geschlossen werden. Wenn nach Verlauf der gesezten Zeit beyde Theile mit einander zufrieden sind, so können sie einen neuen Vergleich mit einander machen. Vertragen sie sich aber nicht gut mit einander, so geht ein jedes seinen Weg. Die Frau darf sich nach der Scheidung nicht eher, als in vierzig Tagen wieder vermiethen. Diese Zeit ist vorgeschrieben, um einem Lande, welches man für entkräftet achtet, Zeit zu geben, daß es sich wiederum erholen, und neue Früchte tragen kann. Vielleicht hat auch diese Gewohnheit ihren Ursprung von

der

der Eifersucht der Persianer, die es allemal ungern sehen, wenn eine Weibsperson, die sie in ihren Armen gehabt haben, einem andern zu Theil wird. Daß diese vierzig Tage mehr der Eifersucht, als der Reinigung zu Gefallen verordnet sind, dürfte ich beynahe deßwegen glauben, weil ein Mann von vornehmen Stande eine Miethfrau, die er zu sich nimmt, auf achtzig Jahre miethet. Die Perser räumen es ein, daß dergleichen Miethvergleich deßwegen so lang hinaus sich erstreckt, damit niemand weiter eine Frau, die ihnen gedienet hat, geniessen soll. Vielleicht fragest du, werther Yn-Che-Chan, warum ein Mann, der ein Weib auf eine so lange, und weit über die Dauer des gewöhnlichen Menschen-Lebens sich erstreckende Zeit zu sich nimmt, sie nicht lieber gar ordentlich heyrathet? Zweyerley Ursachen sind der Grund zu einem dem Ansehen nach so wunderbaren Verfahren. Erstlich, wenn sie eine Frau aus einem vornehmen Hause zur Gemahlinn haben, so würden die Anverwandten es als einen Schimpf erachten, daß man ihr ein Weib von so schlechtem Herkommen an die Seite sezt. Nächst diesem macht eine vollkommne Heyrath, wie ich dir bereits gesagt habe, entsetzliche Kosten, und diese erstrecken sich bey grossen Herren noch viel höher, als bey Leuten von mittelmäsigem Stande.

Da die Persianer, mein werther Yn-Che-Chan, berechtiget sind, Beyschläferinnen, und Sklavinnen zu halten, so dächte ich, sie hätten eben nicht nöthig gehabt, nebst dem Gebrauche solcher Weiber, und auch rechtmäsiger Ehegattinnen, über dieses noch eine dritte Gewohnheit einzuführen, die unnütze wird,

man

man mag sie von einer Seite ansehen, von welcher man will. Ist jemand reich, so kann er zweyhundert Beyschläferinnen haben; Was hat er denn nun davon, wenn er ein oder zwey Weiber auf fünf oder sechs Monate heyrathet? Dabey ist noch zu merken, daß er sie in seinem Leben nicht gesehen hat, und die Liebe folglich an dieser Wahl nicht den geringsten Antheil haben kann. In Pecking nehmen wir neben unsern rechtmäsigen Weibern Beyschläferinnen. Allein dabey lassen wir es auch bewenden, und sinnen nicht weiter auf eine Gattung von unnöthiger Heyrath.

Diese Persianische Gewohnheit kommt mir ausserordentlich seltsam vor, und zwar um soviel mehr, da sich niemand Hofnung machen darf, an solchen Miethweibern eben diejenige Gefälligkeit zu finden, die er von einer beständigen Ehefrau, oder Beyschläferinn erwarten kann. Wenn eine Frau sieht, daß sie mit einem Manne ihr ganzes Leben zubringen muß, so sucht sie sich in ihn zu schicken. Sie bemühet sich, durch emsiges Bezeigen seine Liebe zu gewinnen; Sie weiß, daß ihr Glück auf der Gefälligkeit und Liebe beruht, die sie gegen ihren Ehemann beweist, mit welchem sie leben und sterben muß. Eine Weibsperson hingegen, welche weiß, daß sie nach Verlauf eines Jahres, wenn es ihr so gefällt, mit einem Manne nichts weiter zu thun haben wird, hat nicht nöthig, sich so gar sehr in Acht zu nehmen. Sie giebt sich wenig Mühe, gegen eine Person, die sie in kurzem zu verlassen gedenkt, sich sogar sehr angenehm zu bezeigen. Sie führt sich eben so stolz, eben so eigensinnig auf, als ordentliche Eheweiber, ohne ein so angenehmes, und sorgfältiges Verhalten, als jene,

zu beobachten. In einer Haushaltung sehe ich ein Miethweib als einen Dienstboten an, der es weiß, daß sein Herr ihn nach einer zurückgelegten Reise seiner Dienste entlassen wird. Er nimmt sich der Haabseeligkeiten seines Herrn auf der Reise nicht sonderlich an. Er richtet seine Gedanken vielmehr darauf, wie er bey seiner Ankunft in der Stadt zu einem neuen Herrn kommen möge. Ich bin versichert, eine Miethfrau beschäftiget sich in den lezten drey bis vier Monaten ihrer Miethzeit weiter mit nichts, als wie sie etwan einen neuen Mann bekommen könne.

Die Beyschläferinnen müssen sich eben so gut um die Freundschaft ihrer Herren, als die rechtmäsigen Eheweiber um die Liebe ihres Mannes bemühen, immassen die gröste Ehre, die sie geniessen können, darinnen besteht, daß sie ihren Herrn umarmen dürfen. Sobald ihnen dieses Glück wiederfährt, so treten sie aus dem Sklavenstande, worinnen sie seufzen, heraus. Statt ehemaliger Sklavinnen werden sie nunmehr Mütter eines rechtmäsigen Erbens vom Hause. Sie haben Bedienung, Zimmer, Kleider so gut, als ordentliche Ehefrauen. Sind diese Vortheile nicht ansehnlich genug, daß sich eine Frau bemüht, dafür gefällig zu seyn, und alles zu thun, was ihr zu einem solchen Stande verhelfen kann?

Je mehr ich, lieber Yn-Che-Chan, der Gewohnheit mit den Miethweibern nachdenke, desto mehr achte ich sie für unnütze, verwerflich, und sogar der Gemüthsruhe der Menschen nachtheilig. Die Geseze der Chineser sind in diesem Falle viel weiser, daß sie dergleichen kurze Vergleiche nicht gestatten, nach wel-

welchen eine Frau eine Zeitlang alle Vorrechte einer Gemahlinn hat, und doch nicht die zur Glückseligkeit eines Gemahls erforderlichen Eigenschaften haben darf.

Für dem Eigensinne, und der Gemüthsart einer solchen Frau, die durch nichts genöthiget wird, sich Zwang anzuthun, haben die Perser desto mehr Ursache sich zu fürchten, da die Lebensart des weiblichen Geschlechts in dem Serail ohnedem zu einer Nachläßigkeit verleitet, die nach und nach alle Empfindungen der Tugend und Edelmüthigkeit erstickt. Man darf nicht etwan sich vorstellen, die Weiber in Ispahan sind von eben der Denkungsart, wie die Weiber in Pecking, und eben so sehr der Liebe zur Ehre fähig. Ihr Dichten und Trachten geht bloß auf das, was ihre Sinnen kützeln kann. Den ganzen Tag strecken sie sich auf den Sopha, und lassen sich Schenkel und Rücken von einer jungen Sklavinn reiben und krazen. Dieses ist eine von den grossen Persianischen Ergözlichkeiten. Uebrigens nehmen sie selten etwas zu arbeiten in die Hände. An dieser wollüstigen Unthätigkeit sind die Mannspersonen selbst Schuld. Wenn man nach der Ursache eines so seltsamen Verfahrens fragt, so heißt es, GOtt habe das weibliche Geschlecht dem männlichen zum Vergnügen gemacht, und es sey der Billigkeit gemäß, daß die Mannspersonen darauf bedacht sind, wie sie jenem Ruhe schaffen; Daher wird beynahe alle gestickte Arbeit, Leinwand, Teppiche, kurz alles, was bey uns in China die Weiber verfertigen, in Persien von den Mannspersonen gemacht.

In Pecking betrachten wir unsere Weiber als getreue Gesellschafterinnen, die uns die Last der häuslichen Geschäfte tragen helfen, die uns die mühsame Wirthschaft erleichtern, die uns in der Erziehung der Kinder hülfliche Hand leisten. Daher finden wir auch in ihnen Gesinnungen, die sich mit unserer Denkungsart vertragen. In Ispahan aber, wo man sie weiter zu nichts, als zu Befriedigung seiner Leidenschaft braucht, wo man sich aus ihrem Verstande, aus ihrer Geschicklichkeit, und Wissenschaft nichts macht, verhalten sie sich vollkommen dem Begriffe gemäß, den man von ihnen hat. Durch das verächtliche Bezeigen gegen sie, gewöhnt man sie endlich, daß sie sich wirklich der äusersten Verachtung würdig machen. Die Unempfindlichkeit, worinnen sie leben, der Müßiggang worinnen man sie läßt, giebt ihnen Zeit und Raum, in ihren Zimmern auf die allerstrafbarsten Ränke zu sinnen, wodurch sie ihren Haß, Eifersucht, Rache, und Liebe befriedigen können. Sie nehmen ihre Zuflucht zu Gifte, wenn sie sich Nebenbuhlerinnen vom Halse schaffen wollen; zu Liebestränken, wenn sie sich bey ihren Männern oder Herren beliebt zu machen suchen; zu schädlichen Quacksalbereyen, wenn sie die andern Weiber unfruchtbar zu machen trachten. Jüdische Weiber bringen in die Seraile Kleider, Edelgesteine, wohlriechende Sachen zum Verkauf, und unter diesem Vorwande stecken sie ihnen solche vergiftete Tränke zu, und lassen sich dieselben theuer bezahlen. Diese nichtswürdigen Vetteln bieten die Hand zu den Verbrechen aller jungen Weibsbilder, bey welchen sie sich einschmeicheln können. Nun bedenke einmal, lieber Yn-Che-Chan, ob

ob wohl ein Mensch für glücklich zu achten sey, der sein Leben mitten unter einem Haufen von Medeen zubringt, deren Zauberkünste er fast unmöglich verhindern kann. Denn da hilft alle Vorsicht nichts. Sie können sich so verstellen, und sind so listig, da sie weiter nichts zu thun, und für nichts zu sorgen haben, als, wie etwan ihre Schelmereyen gelingen mögen, daß es etwas sehr seltsames ist, wenn sie einmal ihren Zweck nicht erreichen. Drey Viertheile von den Persianern, sonderlich solchen, die viele Weiber haben, beschäftigen sich weiter mit nichts, als mit Züchtigungen derer, die bereits ein Verbrechen begangen haben, oder darüber ertappet worden sind, und es noch haben begehen wollen. Manche werden in finstre Gefängnisse eingesperrt, andere mit Ruthen gepeitscht, und zuweilen wohl gar mit Stockschlägen abgestraft. Dergleichen Strafen müssen die Verschnittenen vollstrecken. Diese unbarmherzigen Menschen, wenn man anders Leute Menschen nennen kann, welche weder die wesentlichsten Theile, noch die vorzüglichsten Eigenschaften dazu haben, machen sich ein Vergnügen daraus, wenn sie sich an dem weiblichen Geschlechte wegen der Schmach rächen können, die man ihnen in ihrer Jugend aus der Absicht angethan hat, damit man ihnen die Aufsicht über das Frauenzimmer ohne Bedenken anvertrauen könnte.

Wenn ich, werther Yn-Che-Chan, zwischen den Persianischen und Europäischen Gebräuchen wählen müste, so würde ich mich nicht lange besinnen, sondern es mit den leztern halten. Wenigstens ist die gar zu grosse Freyheit, die sie ihren Weibern gestatten, für sie keine immerwährende Quelle von Verdruß.

druß. Hingegen die Sklaverey, worinnen die Persianer ihre Weiber halten, verursacht ihnen alle Tage tausenderley Mißvergnügen. Zwischen diesen beyderseitigen Ausschweifungen haben die Chineser, unsere Landsleute, die rechte Mittelstrasse gewählt. Wer unsere Gebräuche in Ansehung der Ehe, und der Weiber ohne Vorurtheil prüft, derselbe wird, er sey, von was für einem Volke er wolle, nicht in Abrede seyn können, daß sie die allerklügsten in der ganzen Welt sind. Lebe wohl.

Ispahan. —

Der neunzehende Brief.

Kieou-Che, an Sioeu-Tcheou.

Seit zween Tagen, werther Sioeu-Tcheou, bin ich in Nagasaki angelangt. Es ist dieses die einzige Stadt in Japan, wo es Fremden erlaubt ist, das Land zu betreten. Sogar die Chineser, die doch alte Bundsgenossen und Freunde der Japaner sind, werden von dieser Verordnung nicht ausgenommen, und seit dem Japan versperrt ist, so gilt dieses durchgängig für alle Nationen. Zwar haben die Holländer und Chineser aus besondern Gnaden die Freyheit in Nagasaki zu handeln. Allein die Zeit über, da sie daselbst sind, wird ihnen nicht, wie freyen Menschen, die das Recht der Gastfreyheit, und das Völkerrecht geniessen sollten, sondern mehr wie Sklaven begegnet.

Vielleicht willst du gern die wahre Ursache wissen, warum die Japaner sich entschlossen haben, allen Fremden ihr Reich zu verbieten. Ich kann dich gar leicht befriedigen, denn seit dem ich hier bin, habe ich davon einen vollständigen Unterricht erhalten. Zum voraus will ich dir sagen, daß unter den Ursachen, welche die Mißionarien in China wegen ihrer Verweisung aus dem hiesigen Lande bekannt machen, kaum der vierte Theil wahr ist. Die richtigen verheelen sie mit Fleiß, weil sie befürchten, man möchte von ihrer Aufführung einen schlimmen Verdacht schöpfen und sie auch aus China vertreiben, so wie es schon in Japan geschehen ist. Mit der Zeit kann es leicht dazu kommen. Der itzige Kayser hat schon angefangen, viel von ihren Freyheiten abzuziehen; Es scheinet sogar, als habe er den Willen, sie völlig aus seinen Staaten zu verjagen. *

Doch ich komme wieder zu der Ursache, warum durchgängig alle Europäische, Indianische, und Asiatische Nationen aus Japan verbannt sind. Die Japaner beklagten sich schon eine Zeitlang über den Stolz und Geiz der Portugiesen. Diese Fremden hatten sich in diesem Königreiche seit verschiedenen Jahren festgesezt, und waren daselbst mit aller möglichen

* Wie ich es hier voraus gesagt habe, also ist es auch nach der Zeit geschehen. Es haben alle Jesuiten die Staaten des Kaysers von China räumen müssen. Nur dreyen hat man unter dem Namen der Mathematiker, und Sternkünstler des Kaysers darinnen zu bleiben erlaubet. Diesen aber ist es unter Bedrohung der Landesverweisung verboten worden, nicht das geringste zu unternehmen, das in die Religion einen Einfluß haben könnte. Die übrigen Mißionarien sind eben so gut, als die Jesuiten, aus dem Lande gewiesen worden.

lichen Höflichkeit aufgenommen worden. Sie sagten, sie wären nach Japan gekommen, um den Einwohnern die Einfalt, und Armuth zu lernen. Wie sie sich eine Zeitlang Gewalt angethan, und in einem solchen Zustande gelebt hatten, so wurden sie es endlich überdrüßig, nahmen die Larve ab, und liessen ihren Begierden völlig den Zügel. Seit dem du in Frankreich bist, wirst du es schon an den Geistlichen gemerkt haben, daß sie eitel und stolz sind. Diese glaubten, sie wären schon unumschränkte Herren im Lande, und bezeigten gegen die grösten Herren nicht die geringste Achtung. Ein Portugiesischer Priester, der bey den Europäern ein Bischof heist, begegnete einmal einem von den vornehmsten Mandarinen des Reichs auf der Strasse. Er stieg nicht allein nicht aus seiner Sänfte heraus, wie dieses doch der durch die Geseze verordneten und bestätigten Gewohnheit gemäß ist, sondern ließ sich auch neben diesem Herrn hoffärtig vorbey tragen, ohne ihm die geringste Höflichkeit zu beweisen. Einen so empfindlichen Schimpf nahm der Mandarin sehr übel, und beklagte sich deßwegen bey dem Kayser in den heftigsten Ausdrücken. Dieser Herr war ohnedem schon wider die Portugiesen erbittert, und nicht damit zufrieden, daß ihre Mißionarien eine neue Religion predigten, die sich mit den bereits eingeführten nicht vertrug, die zu Feindschaft, und Eifersucht Anlaß gab, die über lang oder kurz nothwendig der öffentlichen Ruhe in Japan nachtheilig seyn müste. Er ließ also einen Befehl ergehen, worinnen er den fernern Vortrag Christlicher Lehren untersagte, und den Portugiesen verordnete, ihre Mißionarien nach Hause zu rufen und keine neuen weiter zu schicken.

Dieser Befehl wurde nicht nach der Strenge vollstreckt. Die Portugiesen liessen immerfort neue Priester kommen. Die alten hatten sich bey den bekehrten Japanern versteckt. Kurz, es würde alles mit der Zeit haben in den vorigen Zustand gebracht werden können, und die Portugiesen würden die Freundschaft der Japaner wiederum erlangt haben. Allein sie verhielten sich nicht klug genug. Sie richteten ihre Seegel nicht nach dem Winde; Sondern bewiesen sich immerfort eben so stolz und hochmüthig. Der Statthalter von Manhila hatte einige Priester als Abgesandte an den Kayser von Japan geschickt. Diese predigten zu Miaco öffentlich, ohngeachtet sie der Kayser hatte bitten lassen, es nicht zu thun. Der Japaner, von welchem ich diese Erzählung habe, hat mir gesagt, es hätten sogar die Jesuiten diesen Priestern befohlen, dem Befehle des Kaysers nicht zuwider zu handeln. Hierinnen finde ich Spuren von ihrer Staatsklugheit, und will also gar wohl glauben, daß sie an der leztern ungebührlichen Aufführung der Portugiesen keinen Antheil hatten. Doch dem sey, wie ihm wolle, die Priester waren geradesweges dem Befehle zuwider. Dergleichen Verachtung der Befehle des Landesherrn machte nicht nur den Kayser unwillig, sondern auch das ganze Reich aufrührisch. Der Haß, den man wider die Portugiesen faßte, erstreckte sich auf alle, die sich zu ihrer Religion bekannten.

Noch mehr Abscheu bekamen die Japaner gegen die Christen, da sie eine Zusammenverschwörung der Portugiesen, und derer, die von den Landeseinwohnern ihren Glauben angenommen hatten, wider das Leben

des

des Kaysers entdeckten. Sie suchten ihr Verbrechen noch zu rechtfertigen, indem sie vorwendeten, es sey zur Beförderung ihrer Religion erlaubt, einen Monarchen zu tödten, den sie einen Abgötter nennen. Denke einmal nach, lieber Sioeu-Tcheou, wie es den Mißionarien in China gehen wird, wenn es daselbst bekannt werden sollte, daß sie das Herz haben, eine solche entsezliche Meynung zu behaupten. Ich glaube ganz gewiß, daß sie bey gegebener günstiger Gelegenheit bey uns thun würden, was sie in Japan haben thun wollen. Ich gestehe es dir, daß ich ihrer verstellten Freundlichkeit niemals etwas gutes zugetrauet habe, und ich kann gar nicht begreifen, wie unser Freund Yn-Che-Chan so sehr, als es das Ansehen hat, auf ihrer Seite ist. Hat er weiter keine Ursache, als die Wissenschaften, die ihm an den Mißionarien gefallen, so hätte er eben dieselben Vortheile bey vielen andern Europäern finden können, die eine viel aufrichtigere Denkungsart haben. Gegen die Bekanntschaft mit den Mißionarien ist mir der Umgang mit dem Kaufmann von Nantes noch viel lieber, durch dessen Vermittelung wir etliche Französische Bücher gelesen haben, die viel besser sind, als alle die, welche uns die Mißionarien geliehen haben, worunter uns der meiste Theil so läppisch, und langweilig vorkommt. Wir würden von Europa keine richtige Erkänntniß haben, wenn wir sie weiter nirgendsher hätten, als aus dem Munde, oder aus den Büchern der Mißionarien. Davon must du nunmehr völlig überzeugt seyn. Mir meines Orts hat der hiesige Umgang mit Holländern, und meine ehemalige Bekanntschaft mit Engel-

ländern in Pecking die Augen recht gut geöfnet.

Doch ich wende mich wieder, mein lieber Sioeu-Tcheou, zu der Zusammenverschwörung, welche der Grund zu der gänzlichen Verbannung der Portugiesen gewesen ist. Sie wurde durch die Holländer entdeckt. Ohngeachtet diese leztern durch die Verläumdungen der erstern sehr schwarz gemacht worden waren, so hatten sie sich doch in Japan festgesetzt. Sie sollten, wie man ihnen nachsagte, Seeräuber und Spitzbuben seyn. Diese falschen Beschuldigungen, und die neuen Versuche, welche die Portugiesen alle Tage machten, um ihren Handel zu hemmen, veranlaßten jene, daß sie alle Mittel aufsuchten, wodurch sie den Untergang ihrer so gefährlichen Feinde befördern möchten. Ein glücklicher Zufall bot ihnen eines dar, dessen sie sich mit gutem Erfolg bedienten. Bey dem Vorgebürge der guten Hofnung bemächtigten sie sich eines Portugiesischen Schiffes, das nach Lisabon zurückkehrte. Auf diesem Schiffe fanden sie Briefe von einem Japaner, mit Namen Moro, einem eifrigen Christen, und Oberhaupt der in Japan befindlichen Portugiesen, an den König von Portugall. Er meldete darinnen, wie es mit der Zusammenverschwörung stünde, die man wider das Leben des Kaysers angestiftet hatte. Und bat zugleich um Absendung der versprochnen Schiffe, damit er das angefangene Werk zu Stande bringen könnte. In diesem Briefe stunden die Namen der vornehmsten Zusammenverschwornen. Ferner befand sich darinnen eine weitläuftige Bitte um den Seegen des Römischen Bischofs bey dem Morde des Kaysers und seiner Hofleute.

Die

Die Holländer waren viel zu sehr wider die Portugiesen aufgebracht, als daß sie sich diesen Brief nicht hätten zu Nuzen machen sollen. Zu dem achteten sie es sich für eine Ehre, das Leben eines Fürsten zu retten, der ihnen unzähliche Proben von seiner Gütigkeit und Freundschaft gegeben hatte. Sie schickten den Brief an den Prinzen Sirando, welcher ihn bey Hofe übergab. Du kannst dir, lieber Sioeu-Tcheou, leicht vorstellen, wie groß die Erstaunung, und der Unwillen des Kaysers war. Alle Portugiesen, die sich in Nagasaki befanden, ließ er ins Gefängniß sezen, und das Oberhaupt davon, den Moro, lebendig verbrennen. In der Zeit, da man mit der Untersuchung dieser Verbrecher beschäftiget war, fing ein Japanisches Schiff noch einen Brief von eben diesem Moro auf, worinnen alles, was man in dem ersten gelesen hatte, nochmals bestätiget wurde.

Die Entschliessung, die damals in Japan vollstreckt wurde, würde man ohnstreitig überall in der ganzen Welt gefaßt haben. Man verbannte auf immer alle Fremden aus dem Königreiche. Bloß die Holländer wurden wegen der gegebenen Nachricht, und die Chineser, wegen ihrer alten Freundschaft, und der Künste, und Wissenschaften, wovon sie den Japanern Unterricht ertheilt hatten, davon ausgenommen. Desgleichen wollte man die Einwohner des Landes nicht in fremde Länder gehen lassen. Man befürchtete, es möchte der geringste Umgang mit Leuten, die sich kein Gewissen machen, die grösten Verbrechen zu begehen, und bey dem vorhabenden Morde eines Landesherrn mitten in seinen Staaten, den Seegen von dem Oberhaupte ihrer Religion zu verlangen, die

die Sitten verderben, und die Regungen der Tugend ersticken. Man versperrte also das Reich sowohl für die Einwohner, als für die Fremden. Jenen wurde es bey Lebensstrafe verboten aus demselben zu gehen, und diesen, es zu betreten.

Dieses Gesez wird heut zu Tage sehr streng beobachtet. Der Haß der Japaner gegen die Portugiesen fiel, nach ihrer allgemeinen Verbannung, auf die Landskinder, die zu ihrer Religion getreten waren. Man verfolgte sie sehr heftig, man ließ sie die grausamsten Strafen empfinden, kurz, diese unglücklichen Opfer des Stolzes, des Geizes, und der Treulosigkeit der Portugiesen musten alle möglichen Grausamkeiten ausstehen. Nunmehro wurden ihre Landsleute eben so strafbar, als die Fremden, die sie verjagt hatten, und badeten sich mit gröster Begierde und Wuth in ihrem Blute.

Dergleichen unmenschliches Bezeigen machte endlich diese Unglücklichen aufrührisch. Beynahe vierzig tausend, welche sahen, daß man sie verbrennen, erhenken, und sonst auf die entsezlichste Weise umbringen wollte, und die ohngeachtet aller ihrer Unterwerfung es doch nicht dahin bringen konnten, daß man ihnen an irgend einem Orte in der Stille zu leben erlaubte, faßten den Entschluß, ihr Leben an ihre Henkersknechte theuer zu verkaufen. Ich weiß nicht, werther Sioeu-Tcheou, ob man ihr Vorhaben tadeln darf. Sobald man alle Geseze der Menschlichkeit hintansezt, spricht man die Menschen von den gewöhnlichen Vorschriften, und von den abgelegten Eydschwüren loß. Ein Tyrann ist nicht mehr ein König. Wenn ich mein Leben gegen einen Wüterich,

der

der es mir rauben will, vertheidige, so handele ich nicht weiter wider die Pflicht eines Unterthanen, sondern ich thue das, wozu mich das Naturgesez berechtiget. Dieses ist immerfort gewesen, jene aber hat alsdenn erst ihren Anfang genommen, da die Menschen anfingen, Verbrecher zu werden, und es nöthig war, die Ruhe des Staats durch ihre Bestrafung auf einen festen Fuß zu sezen.

Die vierzig tausend Christen begaben sich zusammen in eine alte Festung, mit Namen Arima, in der Absicht, sich bis aufs äusserste zu wehren. Der Kayser belagerte sie, und sein Vorsaz war, sie völlig auszurotten. Er erreichte seinen Endzweck, und zwar zum Theil unter dem Beystande der Holländer. Bis hieher hatten diese Europäer, wie du gesehen hast, in allen den verschiednen Begebenheiten, welche unter diesen gefährlichen Unruhen vorfielen, ein untadelhaftes Verhalten beobachtet. Bey der leztern Begebenheit aber machten sie sich vor den Augen der ganzen Welt eben so strafbar, als die Portugiesen, die sie mit so gutem Grunde hatten verjagen helfen. Ein gewisser Kockebecker, ein Befehlshaber der Holländer, legte sich mit einem Kriegsschiffe bey der belagerten Stadt vor Anker. Um sich auf eine niederträchtige Art bey dem Kayser beliebt zu machen, ließ er mehr, als fünfhundert Kanonenschüsse an diese Stadt thun. Er gab sogar sechs Stücken her, womit man die Stadt zu Lande beschiessen konnte. Endlich musten durch die traurige Beyhülfe der Holländer vierzig tausend Menschen ihr Leben einbüssen, die an einerley GOtt mit ihnen glaubten, und bloß dieses Glaubens wegen verfolgt wurden.

Der Himmel, welcher allezeit gerecht, und ein Vergelter der Missethaten ist, ließ es nicht so weit kommen, daß die niedrige, und schlechte Gefälligkeit der Holländer die gehofte Wirkung hatte. Die Räthe in Japan liebten sie derhalben nicht mehr, sondern fingen an sie zu verachten. Das, was man nach der Absicht der Holländer für eine Folge der Ehrerbietung gegen die Befehle des Landesherrn, und der Hochachtung seiner Person ansehen sollte, schrieben sie einer gefährlichen Staatsklugheit, und einem unersättlichen Geize nach Reichthümern zu. Man ging darüber zu Rathe, ob man sie nicht ebenfalls, so gut, als die Portugiesen, sich vom Halse schaffen sollte. Eine vortrefliche Warnung für diejenigen, die, in der Hofnung einer ungewissen Belohnung, sich den allerverhaßtesten Ausschweifungen ergeben! Sie möchten doch bedenken, daß man zwar das Verbrechen um des davon zu erwartenden Vortheils willen liebt, hingegen deßwegen den Verbrecher nicht weniger haßt. Die Japanischen Räthe stunden in Sorgen, da die Holländer aus Eigennutz die Waffen wider elende Menschen ergriffen hatten, die mit ihnen einerley Religion bekannten, und zu eben der Thür in den Himmel eingingen, sie möchten vielleicht eben dieses Eigennutzes wegen mit der Zeit Feinde von eben demjenigen Fürsten werden, dem sie gedient hatten. Endlich behielt ohngeachtet aller dieser Bedenklichkeiten die Erkänntlichkeit über die Furcht die Oberhand. Man erlaubte den Holländern, ihren Handel fortzusezen. Allein man schränkte sie in eine kleine Insel bey Nagasaki ein. Dieses ist der einzige Ort, wo sie bleiben können, und ihre

Frey=

Freyheit hat sich nicht etwan vermehrt, sondern sie vermindert sich vielmehr täglich. Ihr gehorsames Bezeigen dient bloß, die Japaner eifersüchtiger, und mißtrauischer zu machen. Die Insel, worauf sie sich befinden, ist mit Bretern von Tannenholtz, dergleichen viel um ihr herum wächst, eingefaßt. Dieses Gefängniß, denn wie kann man einen solchen Aufenthalt anders nennen? ist nicht mehr, als 600 Fuß lang, und 200 Fuß breit. Den Kähnen von der Stadt ist es verboten, dahin anzufahren, und kaum kann man zu Bewachung solcher Gefangnen, welche die allerhäßlichsten Schandthaten begangen haben, mehr Vorsicht brauchen.

Die Chineser, werther Sioen-Tcheou, sind heut zu Tage eben so sehr, als die Holländer eingeschränkt. Sie haben ebenfalls alle ihre alten Freyheiten eingebüßt. Die Ursachen davon will ich dir in meinem künftigen Briefe melden. Bey solchen Umständen würde es mir unmöglich seyn, deine Neugier zu befriedigen, und der meinigen Gnüge zu leisten, woferne nicht die Geschäfte, die ich mit den Staatsräthen zu thun habe, mir den Vortheil verschaften, daß ich nach Jedo, der Hauptstadt dieses Reichs, gebracht werden könnte. Doch weiß ich die Zeit nicht, da ich meine Reise an den Hof antreten werde. Denn ich muß mir noch eine unzähliche Menge von Umständen gefallen lassen, ehe ich das Mißtrauen der Japaner befriedigen kann. Lebe wohl.

Nagasaki. ——

Der zwanzigste Brief.

Kieou-Che, an Sioeu-Tcheou.

Ich will dir, lieber Sioeu-Tcheou, meinem Versprechen in dem vorigen Briefe gemäß, die Ursachen erzählen, warum die Japaner, unsere alten Freunde und Bundsgenossen, sich genöthiget gesehen haben, mit uns eben so scharf, als mit den Holländern zu verfahren.

Nachdem die bereits erwähnte Zusammenverschwörung entdeckt, die Spanier und Portugiesen gänzlich verbannt, und die Holländer auf die kleine Insel, wo sie sich noch befinden, verwiesen waren, so genossen wir noch die Freyheit zu handeln. Wir hatten die völlige Erlaubniß, alle Waaren herbeyzuschaffen, und zu verkaufen, an wen wir wollten. Freylich war bloß Nagasaki der Ort, wo wir uns festsezen durften. Dieses war genug, unsern Handel auf einen festen, und bequemen Fuß zu sezen; Und es würde ein grosses Glück für uns gewesen seyn, wenn es beständig dabey geblieben wäre. Allein die Chineser waren so, wie alle andere Nationen dazu versehen, daß ihnen die Portugiesen an ihrem Glücke hinderlich seyn sollten. Sie kamen, und liessen sich bey uns nieder. Wir nahmen sie auf. Sie ermangelten nicht, sogleich von neuem verschiedne Mißionarien kommen zu lassen. Es kommt mir fast vor, als wären diese Leute dazu gebohren, daß sie in Indien Unruhen, und Trennungen stiften sollten. Kaum sahen sie, daß sie wieder in der Nähe von

Ja-

Japan waren, so beredeten sie etliche Chinesische Kaufleute, und Schifleute daß sie Bücher, die von ihrer Religion handelten, mit sich in dieses Königreich nahmen. Ihre Absicht war, dadurch ein Feuer wiederum anzuzünden, dessen Erstickung so viele Mühe gemacht, und nicht anders, als durch ganze Ströme von Blute hatte geschehen können. Da die Räthe in Japan Nachricht davon bekamen, so faßten sie den Schluß, die Chineser auf eben den Fuß wie die Holländer zu sezen. Sie glaubten sogar, wir wären noch gefährlicher, als jene, weil wir es mit ihren ärgsten Feinden hielten, welche jene hatten verbannen helfen. Es wurden uns also, mein lieber Sioeu-Tcheou, unsere Freyheiten genommen, und ich möchte fast sagen, wir wären gegenwärtig noch viel enger eingeschränkt, als die Holländer, weil man denkt, man habe von ihnen nicht soviel, als von uns zu befürchten. Mir hat ein Japaner gesagt: „Die Leute „glauben beständig, ihr bringt etwas von den Mißio„narien mit euch hieher. Die Ruhe, welche Japan „heut zu Tage geniest, reizt nicht allein den Für„sten, sondern auch alle Unterthanen, allem demje„nigen, was sie stören kann, vorzubeugen. Nun „kann aber nichts diese Ruhe mehr stören, als die „Aufrichtung einer Religion, die den Leuten erlaubt, „einen König von einer andern Religion zu tödten, „und abzusezen. Unter den Japanern ist niemand, „der nicht in Wuth gerathen sollte, wenn er in den „Jahrbüchern dieses Reichs liest, daß die Christen, „da sie auf Anstiften der Mißionarien sich mit einan„der verschworen, zu Ausführung eines so abscheu„lichen Vorhabens den Seegen ihres obersten Bi„schofs

„schofs verlangt haben. Wie kann man wohl Leu-
„ten etwas Gutes zutrauen, welche behaupten, ihre
„Religion spreche sie von den allerheiligsten Pflichten
„los, sie erlaube ihnen, ihren Schwur zu brechen,
„Könige vom Throne zu stossen, bürgerliche Kriege
„zu erregen, so bald es auf die Ausbreitung der
„Herrschaft, und der Gerechtsamen dieser Religion
„ankomme? Eher wollten wir die allerruchlosesten
„Buben, als die schelmischen Portugiesen unter uns
„leiden, die wir uns so glücklich vom Halse geschaft
„haben. Wenigstens würden wir gegen die ersten
„mißtrauisch seyn, und uns gegen ihre schlimmen
„Absichten in gute Verfassung sezen. Wie kann man
„sich aber vor den Absichten der leztern hüten? Es
„sind Leute, die von lauter Gedult, Demuth, Ge-
„horsam, Verachtung des Reichthums, Beobach-
„tung der Geseze, predigen. Wer sollte nun wohl
„denken, sie wären die gefährlichsten Betrüger von
„der Welt, sie versteckten unter dem Deckmantel
„solcher schönen Lehren den entsetzlichen Satz, daß
„man sogar Könige und Fürsten zu seinem Glauben
„zwingen, oder sie von ihrem Throne stossen müsse?

„Sie können, fuhr der Japaner fort, gar nicht
„glauben, wie glücklich wir gegenwärtig leben. Wir
„befürchten keine innerlichen Unruhen, wir haben
„nicht im mindsten zu besorgen, daß der Umgang
„mit Fremden uns verderbt, und wiederum in Trüb-
„sale stürzt, wovon die Nation so lange Zeit die
„Nachwehen empfunden hat. Die alten Mißbräuche,
„die von den Portugiesen ins Land gebracht, und
„von allen Europäern vermehrt worden waren, ha-
„ben wir abgeschaft: Wir sehen darauf, wie wir

„un-

„unsern Kindern beyzeiten eine Lust zur Emsigkeit bey„bringen, und dadurch den Handel in dem König„reiche selbst befördern. Wir schüzen die Wissen„schaften; Diejenigen, die sich ihnen widmen, er„muntern wir durch Belohnungen, und Vorstellun„gen von ihrem künftigen Ruhme, es darinnen zur „Vollkommenheit zu bringen: Mit Hülfe einer gros„sen Menge von Aufsehern, die wir in allen Städten, „Flecken, und Dörfern gesezt haben, lassen wir es „nicht soweit kommen, daß man in Beobachtung der „Geseze saumselig wird. Diese beschäftigen sich le„diglich mit Aufrechterhaltung der Ordnung und „Zucht. Diese weisen und billiggesinnten Richter „verwalten ihr Amt so gut, daß das ganze Reich heut „zu Tage eine Schule der Höflichkeit, und guter „Sitten ist. Aller angewandten Mühe ohngeachtet „kann man es freylich nicht hindern, daß nicht im„merfort mancher Lasterhafter sich finden läßt. In„dessen strafen wir das Verbrechen sehr streng, und „wenn wir auch nicht ganz und gar ohne böse Buben „seyn können, so dulten wir sie doch nicht unter „uns.

„So sieht es innwendig in unserm Lande aus; „Und was den äusserlichen Zustand desselben anlangt, „so haben wir von unsern Nachbarn nichts zu be„fürchten. Die Chineser, die uns am allerleichtsten „anfallen könnten, fürchten sich vor uns, und ge„trauen sich nicht, einen Krieg zu unternehmen, von „welchem sie wohl wissen, daß er ganz gewiß für sie „keine glücklichen Folgen hat. Zudem, da unsere „Absicht nicht ist, Eroberungen zu machen, und un„ser Gebiete zu erweitern, so trauet uns niemand

„etwas Böses zu. In unserer klugen und bescheide-
„nen Aufführung finden wir ein sicheres Mittel,
„fremde Kriege zu verhüten. Doch auf alle Fälle
„haben wir immerfort ein tüchtiges Kriegsheer in
„Bereitschaft, auf den ersten Wink ins Feld zu rü-
„cken. Vor unsern Feinden, sonderlich den Portu-
„giesen, und Spaniern, fürchten wir uns so wenig,
„daß wir nicht lange nach der Zeit, da wir sie bey-
„derseits fortgejagt hatten, kein Bedenken trugen,
„ihnen den empfindlichsten Schimpf anzuthun, weil
„sie das Herz gehabt hatten, den von uns ihnen
„vorgeschriebenen Befehlen zuwider zu handeln.
„Vielleicht, sagte der Japaner ferner, thue ich Ih-
„nen einen Gefallen, wenn ich Ihnen von dieser Ge-
„schichte Nachricht ertheile.

„Die Portugiesen bedauerten es beständig, daß
„ihnen unser Land verboten war. Ihr Geiz ver-
„neuerte in ihnen dieses traurige Andenken unauf-
„hörlich. Sie faßten den Vorsatz, alle möglichen
„Mittel zu versuchen, wie sie wiederum in das
„Reich eingelassen werden möchten. Sie sahen wohl,
„daß durch Gewalt nichts auszurichten war. Da-
„her nahmen sie ihre Zuflucht zu einem freundlichen
„und demüthigen Betragen. Sie liessen zween Ab-
„gesandten unter einer zahlreichen Begleitung von
„Macao ab- und zum Kayser reisen. Sobald die-
„se Abgesandten in Nagasaki angelangt waren, nahm
„man sie, vermöge der, seit der Verbannung der
„Portugiesen, ergangenen Befehle, in Verhaft.
„Denn nach diesen Befehlen durfte sich keiner von
„ihnen, unter was für Vorwande es auch seyn
„mochte, weiter in Japan sehen lassen. Nach die-

„sem

„sem wurde ihre Ankunft dem Kayser gemeldet.
„Dieser Herr war sehr ungehalten, daß Leute, die
„er, wegen einer Zusammenverschwörung wider sei-
„ne Person, weggejagt hatte, sich unter dem schein-
„baren Vorwande einer Gesandtschaft unterstunden,
„sein Land wieder zu betreten, und vielleicht noch
„einmal wider seine Person etwas Böses zu versu-
„chen. Er gab also den Befehl, nicht nur den
„beyden Abgesandten, sondern auch ihrem ganzen
„Gefolge den Kopf abzuschlagen. Es blieb weiter
„niemand verschont, als ein Duzend von den ge-
„ringsten und schlechtsten Bedienten, denen man das
„Leben schenkte, damit sie die Botschaft von dem
„Tode der übrigen nach Macao bringen möchten.
„In einem einzigen Tage, oder vielmehr in einem
„einzigen Augenblicke, büßten sechzig Portugiesen ihr
„Leben ein. Denn es ist bey uns eingeführt, daß
„jeder Verbrecher seinen besondern Scharfrichter hat.
„Sobald also der Aufseher über das Blutgericht ein
„Zeichen gab, wurden sechzig Köpfe von unsern treu-
„losen Feinden abgeschlagen.

„Nach der Bestrafung dieser Portugiesen fürchtete
„sich der Kayser vor ihren Landsleuten so wenig,
„daß er sogar den Zwölfen, die ihr Leben behalten
„hatten, den Befehl ertheilte, sie sollen denen, die
„sie hergeschickt hatten, die Nachricht bringen, daß
„**der König von Portugall, ja selbst der GOtt**
„**der Christen, wenn er sich unterstünde, Japan**
„**mit einem Fusse zu betreten, eben diese Todes-**
„**strafe zu gewarten haben würde.** Seitdem die
„Portugiesen so aufgenommen worden sind, wie es
„solche Leute verdienen, die sogar gegen gekrönte

 „Häup-

„ Häupter nicht die geringste Hochachtung hegen, und „ die allerverehrungswürdigsten Dinge, dergleichen „ die Geseze des Gastrechts sind, die wir gegen sie „ bey ihrer ersten Ankunft zu uns so vortreflich beob- „ achtet haben, ihren schädlichen Absichten gemäß „ einrichten, haben wir auch nicht das geringste von „ ihnen weiter gehört.

Die Gründe, mein lieber Sioeu-Tcheou, welche mir dieser Japaner, das grimmige Verfahren seines Fürsten zu entschuldigen, vorlegte, kamen mir nicht sonderlich überzeugend vor. Ohngeachtet man in diesem Lande sich sehr behutsam verhalten muß, so konnte ich mich doch nicht enthalten, es ihm merken zu lassen, daß das Völkerrecht an diesen Abgesandten überaus sehr verlezet sey, und ein Verbrechen keineswegs zur Rechtfertigung eines noch grössern dienen könne. Der Haß der hiesigen Einwohner gegen die Portugiesen ließ es nicht zu, daß ich von dem Japaner das Geständniß herausbrachte, sein Kayser habe Unrecht gethan. Hätte ich freymüthiger reden dürfen, so würde ich ihm sehr nachdrücklich bewiesen haben, daß die begangne grausame Handlung sie bey allen Völkern in der ganzen Welt eben so sehr, als die Portugiesen bey ihnen wären, verhaßt machen könne. Allein ich mußte die Gedanken, die sich meiner Seele wegen eines so grausamen Verfahrens darstellten, welches ein deutlicher Beweis ist, wie weit es die gesittesten Leute, wenn sie durch den Haß geblendet werden, in der Wuth und Grausamkeit treiben können, vor mich allein behalten. Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie weit sich der Haß der Japaner erstreckt. Dem bereits erzählten Beyspiele will ich

ich ein anderes beynahe eben so grausames an die Seite sezen.

Einige Zeit nach dem Abzuge der Portugiesen aus Japan wurde ein Spanisches Schif von drey Verdecken, das nach den Philippinischen Inseln bestimmt war, durch Sturm verschlagen, und senkte die Anker in dem Hafen von Nagasaki, wo es durch das schlimme Wetter, und durch die widrigen Winde zurückgehalten wurde. Der Oberbefehlshaber von der Stadt erstattete dem Kayser Bericht von der Ankunft dieses Schifs. Lezterer schickte ihm eine Verordnung zu, daß er das Schif in Brand stecken, und alle, die sich darauf befanden, im Feuer umkommen lassen sollte. Der Statthalter machte sich also über das Schif her, und dieses konnte, wegen der immer fortwährenden widrigen Winde, durch die mit Soldaten besezten, und um dasselbe herum befindlichen Fahrzeuge, nicht durchkommen. Die Spanier, die ihren Tod vor Augen sahen, entschlossen sich, ihr Leben ihren Feinden theuer zu verkaufen. Sie wehrten sich sehr tapfer, und liessen die Japaner eine lange Zeit nicht in das Schif hinein. Endlich gab der Statthalter seinen Soldaten ein Beyspiel an sich, und war der erste, der darauf sprang. Dadurch sahen sich diese genöthiget ihm zu folgen, und die Spanier mußten, ohngeachtet ihres tapfern Widerstandes, den Japanern das erste Verdeck überlassen. Sie blieben aber darauf nicht lange; Denn die Spanier hatten sich unter dasselbe begeben, und vermittelst einiger angezündeten Pulver-Fässer, alle, die sich darauf befanden, zugleich nebst dem Verdeck, in die Luft gesprengt. Der Verlust dieser Soldaten

machte den Statthalter nicht kleinmüthig, der sich zu seinem Glücke kurz vorher, ehe diese Gattung von Mine in die Luft flog, in seinen Kahn zuruckbegeben hatte. Er grif die Spanier aufs neue an, und diese machten es nochmals eben also. Sie verfügten sich auf das dritte Verdeck hinunter, und sprengten noch einmal alle Japaner in die Luft. Auf diesen zweymaligen Angrif erfolgte nun der dritte. Die Spanier stiegen in den Raum des Schifs hinunter, und liessen nun zum drittenmale die Japaner in die Luft fliegen. Wie sie nun unten im Raume waren, so blieb ihnen weiter keine Zuflucht übrig. Indessen wehrten sie sich daselbst sehr tapfer, und wollten sich durchaus nicht ergeben. Sie büßten alle ihr Leben ein, und über ihren Tod mußten dreytausend Soldaten von den Japanern das ihrige hergeben.

So oft man, werther Sioeu-Tcheou, die traurigen Wirkungen betrachtet, welche der Haß in den Menschen hervorbringt, so muß man nothwendig in die grosse Betrübniß gerathen, wenn man in jene alten Zeiten zurück denkt, wo die glücklichen Menschen, wie man sagt, in einem dauerhaften Frieden, und in einer allgemeinen Vereinigung lebten. Allein, lieber Sioeu-Tcheou, sind wohl jemals dergleichen Zeiten gewesen? Ist dieses nicht ein angenehmes Hirngespinnste? Sollten die Menschen, die wir heut zu Tage so verderbt sehen, jemals allesamt aus Herzensgrunde haben gut seyn können? Die Christen sprechen, es finde sich in ihren heiligen Büchern die Nachricht, daß Haß und Mord sogleich, nachdem der erste Mensch Kinder gezeuget, auch Statt gefunden haben. Sie warteten nicht erst bis zur dritten

Ge-

Geschlechtsfolge. Vielleicht stellen die Christen die ersten Menschen als gar zu schlimm vor, wir aber machen sie, meiner Meynung nach, zu gut. Lebe wohl.

Nagasaki. —

Der ein und zwanzigste Brief.

Sioeu-Tcheou, an Yn-Che-Chan.

Wie du weist, lieber Yn-Che-Chan, so können die Franzosen nur eine einzige rechtmäsige Ehefrau haben. Ihre Religion untersagt ihnen den Gebrauch der Beyschläferinnen, und die Landesgeseze thun es ebenfalls. Dem ersten Ansehen nach sollte man denken, es sey in der ganzen Welt kein Land, wo die Pflichten der Liebe und Ehe so sehr, als hier, eingeschränkt, und genau bestimmt wären. Die Chineser haben, ohngeachtet der Beyschläferinnen, oder zweyten Frauen, die sie sich nach den Gesezen halten dürfen, viel weniger Freyheit, Vorrechte, und Bequemlichkeiten.

Die Franzosen haben, wie ich dir, werther Yn-Che-Chan, schon gesagt habe, allerhand, durch weltliche und geistliche Richter verordnete Vorschriften, die niemals gehalten werden. Sie sind bloß gemacht, ihre Bücher von der Rechtsgelahrheit damit auszuschmücken. Man kann sie mit jenen alten Sibyllinischen Schriften in Vergleichung sezen, welche die Römischen Priester in den Tempeln verwahrten.

Man hielt sie sehr in Ehren, ohngeachtet man niemals darinnen las, und sie nicht einmal verstund. Das Gesez also, das ihnen vorschreibt, nicht mehr als eine einzige Ehegattin zu haben, wird bloß durch solche Leute gehalten, die aus Mangel des Vermögens nicht im Stande sind, es zu übertreten, oder die an einer einzigen Frau genug haben. Der übrige Theil der Franzosen achtet sich gar wenig darnach, und handelt ihm offenbar zuwider. Es heißt fast alle Tage, der und der Herzog hält sich zwey sehr hübsche Mädgen; Ueber dieses hat er auch noch eine Opertänzerinn: Dieser und jener vornehme Mann giebt einem jungen Frauenzimmer aus Languedoc alle Jahre zwey hundert Thaler, und hat ihr in seiner Nachbarschaft eine Wohnung gemiethet: Diese kleine Nätherinn hier hat ihren Unterhalt von einem Kaufmanne. Kurz, der Gebrauch, sich Beyschläferinnen zu halten, ist in allen Ständen eingeführt.

In diesem Stücke haben es die Franzosen besser, als die Chineser, daß sie unter dem Vorwande, daß es niemanden erlaubt ist, mehr, als eine Ehefrau zu haben, ihre Beyschläferinnen nicht in ihren Häusern haben, und nur bloß in gewissen Ergözungsstunden zu sehen bekommen. Also haben sie so viele Noth nicht, als etwan in einer Wirthschaft ist, wo sich viele Leute, und eine Menge von Weibern befinden, die beysammen wohnen müssen.

Hätten die Franzosen an ihren Beyschläferinnen genug, so würden sie weiter nichts thun, als ein Gesez auf geschickte Art verbessern, welches, wie sie sich einbilden, ihrer Ruhe nachtheilig ist. Allein das kann ich an ihnen nicht leiden, daß sie eine so gar gros-

grosse Neigung zum Ehebruche haben. Dieses Laster bekommt in Paris, und durch das ganze Königreich unter Leuten, welche Lebensart verstehen, den Namen einer Galanterie. Ein Ehebrecher heiß hier ein Mensch, der Glück beym Frauenzimmer hat, * und eine Person, welche eher verabscheuungswürdig heissen möchte, liebenswürdig. Ohne Zweifel fragest du mich, werther Yn-Che-Chan, da die Franzosen den Unbequemlichkeiten in Ansehung des Umgangs mit einer einzigen Frau abgeholfen haben, und sich die Freyheit herausnehmen, so viel Beyschläferinnen zu halten, als ihnen beliebt, warum sie doch gleichwohl ihre Landsleute so heftig beschimpfen, und das Ehebette ihrer Freunde, ja wohl gar ihrer Anverwandten, ohne Schaam und Scheu beflecken. Ich kann dir von dieser wunderbaren Aufführung zwo Ursachen angeben. Eines ist die Eigenliebe der Franzosen. Sie bilden sich ein, ihre Gestalt sey so schön, daß man sie gleich bey dem ersten Anblicke lieben müsse. So oft sie ein Herz besiegen, so oft glauben sie, eine Heldenthat zu thun. Wer hier 15 bis zwanzig Weibspersonen besiegt hat, wird unter den hiesigen Stuzern mit eben so grosser Verwunderung angesehen, als der Marquis von Villars von denen, welche seine Geschichte gelesen, oder von Kriegsbedienten, die unter ihm gedient haben. Wenn man dieses bedenkt, so ist es kein Wunder, daß Leute, die einen ausserordentlichen Stolz besizen, und ihm durch die Befriedigung ihrer Leidenschaften schmeicheln können, sich den leztern völlig überlassen. Sie finden sogar überaus leicht Gelegenheit ihnen Gnüge zu lei-

* Un homme à bonne fortune.

leisten. Die hiesigen Frauenspersonen finden dabey gar nichts anstößiges, daß ausser ihren Ehegatten noch andere sie besuchen, vertraut mit ihnen reden, und ihnen einen Liebesantrag machen. Wenn sie noch erbar heissen wollen, so lassen sie es dabey bewenden, daß sie ihn mit Vergnügen anhören. Andere sind nicht bloß damit zufrieden, daß ihrer Eigenliebe durch den Zoll, den man ihrer Schönheit entrichtet, geschmeichelt wird. Sie gehen noch weiter, und machen sich der Freyheit, die sie geniessen, völlig zu Nuzen.

In Paris macht sich eine Frau durch ihre buhlerische Lebensart eben nicht verhaßter, als ein Mensch, der beym Frauenzimmer gut steht. Eine ungetreue Ehegattin hat vor der Welt nichts zu besorgen. Ueberdieses finden sich deren so viele, daß, wenn es in Frankreich eingeführt wäre, eine ungetreue Frau zu verachten, ganze Gassen in Paris seyn würden, wo man allen Umgang mit dem schönen Geschlechte völlig meiden müßte. Das hat seine Richtigkeit, daß die Französinnen, da sie die ihren Ehemännern schuldige Treue verlezen, jene ebenfalls gänzlich derjenigen Pflicht entlassen, die sie ihnen versprochen haben, und ohne viele Mühe sich aller der Vorrechte begeben, welche ihnen der Name einer einzigen Ehegattinn giebt. Selten sieht man, daß sie sich darauf berufen, oder klagen, man handle wider ein Versprechen, das auf weltliche und geistliche Geseze gegründet ist. Sie sind noch eher zu den neuen Liebeshändeln ihrer Ehemänner gar oft beförderlich. Sie geben ihnen Gelegenheit an die Hand, ihre Beyschläferinnen zu sehen. Sie begegnen ihnen überaus

höf-

höflich. Sie nehmen dieselben mit sich auf das Land, auf die Spaziergänge, in die Schauspiele. Kurz sie gehen mit ihnen, als mit ihren besten Freundinnen um. Man kann dieses fast als einen allgemeinen Saz behaupten, daß in Paris der Mann ordentlicher Weise der Liebhaber seiner Frau und die Freundinn der Frau die Beyschläferinn des Mannes ist. Solchergestalt dient die allerschäzbarste unter den Tugenden zu einem Vorwande, wodurch die allergrösten Verbrechen gerechtfertiget werden.

Die zweyte Ursache ist, werther Yn-Che-Chan, warum die eingeführte Gewohnheit mit den Beyschläferinnen den Ehebruch nicht hindert, ist diese, daß die Beyschläferinnen immer viel zu unterhalten kosten. Weiber hingegen, die man verführt, lassen sich fast allemal aus einer verliebten Regung in Liebeshändel ein, woran der Eigennuz nicht den geringsten Antheil hat. Geiz, Unmöglichkeit Geld zu verdienen, die Schwierigkeit, zu einer zweyten Wirthschaft die nöthigen Kosten zu bestreiten, alles dieses macht, daß ein verheyratheter Mann öfters lieber sich der Frau seines Nachbars zu bedienen sucht, als daß er eine vor sich allein nimmt, sonderlich, wenn er etwan schon eine hat.

Den Unordnungen, die daher entstehen, wenn das Vermögen zu Unterhaltung einer zweyten Frau nicht zureichen will, haben wir dadurch zuvorzukommen getrachtet, daß bey uns öffentliche Orte angelegt sind, wo man ungestört hingehen kann. Man hat auch hier solche Orte; Es sind aber wirkliche Mördergruben, und haben mit jenen in Peking nicht die geringste Aehnlichkeit. Man hat daselbst so

wohl

wohl seiner Gesundheit, als auch seines Beutels wegen sehr viel zu wagen.

Die Franzosen sind nicht so klug gewesen, daß sie auf eine gehörige Einrichtung solcher für die menschliche Gesellschaft nuzlicher Anstalten bedacht waren, wodurch die Ruhe der Ehemänner, die Ehre unverheyratheter Weibsbilder, der Wohlstand der Familien in Sicherheit gesezt wird, kurz, die es nicht dahin kommen lassen, daß eine Menge von Schandthaten verübt wird, die in Ländern nur gar zu oft vorkommen, wo Ehebruch, Abtreibung der Kinder, und Verfuhrung wohlgezogner Mädgen in vollem Schwange gehen.

Die Römer hatten eben so vernünftige Gedanken, als die Morgenländer. Sie hatten Orte angelegt, wo man die Wollust stillen konnte, und dabey verlohren diejenigen, die ihre Zuflucht dahin nahmen, von ihrer Ehre nicht das geringste. Da einsmals ein vornehmer Römer aus einem solchen Orte herauskam, und der weise Cato, jener Held des Staats, ihn gewahr wurde, so sagte er zu ihm. * **Immer nimm zu in der Tugend. Es ist billig, daß ein junger Mensch, der das Feuer der Liebe fühlt, seine Leidenschaften befriedigen kann, wenn er nur nicht verheyratheres Frauenzimmer verführt.** Diesen

* Quidam notus homo cum exiret fornice: Macte
Virtute esto, inquit sententia dia Catonis.
Nam simulac venas inflavit dira cupido,
Huc juvenes æquum est descendere, non alienas
Permolere uxores. Nolim laudarier, inquit,
Sic me mirator cunni Cupiennius albi.
Horat. Sat. L. 1. Sat. 2. v. 31. seqq.

sen Anweisungen des Römischen Sittenrichters füge ich noch bey, daß ein junger Mensch auch die Ehre der Familien schonen, und junge Mädgen nicht lüderlich machen soll. Alle Laster, die der menschlichen Gesellschaft nachtheilig sind, kann man nicht scharf genug verbieten.

In diesem Falle haben die Franzosen anders, als die Römer gedacht. Es befanden sich in dem Königreiche verschiedne Städte, wo man dergleichen Anstalten gemacht hatte. Sie wurden aber abgeschaft, und bey denen, die heut zu Tage vorhanden sind, sieht man bloß durch die Finger. Zur Ursache davon geben sie diese an, daß dergleichen Anordnungen der Religion, zu welcher sie sich bekennen, zuwider sind, und daß sie dieselben, ohne ihr Gewissen zu verlezen, und sich vor GOtt strafbar zu machen, unmöglich gut heissen könnten. Dergleichen Gewissenhaftigkeit, werther Yn-Che-Chan, muß ich loben. Man hat allemal schwere Verantwortung auf sich, wenn man etwas thut, das man für unrecht achtet. Doch wollte ich, daß ihr Verhalten allezeit einerley wäre. Ihre Vorfahren hatten ja eben dieselbe Religion; Warum haben sie denn nicht eben dieses Bedenken gehabt? Sind sie heut zu Tage besser unterrichtet? Ich will es einräumen; Allein warum dultet denn ihre Obrigkeit solche Oerter, die sie unehrlich nennen, da sie zur gänzlichen Ausrottung derselben gesezt ist? Hat sie etwan kein so zartes Gewissen, als andre Leute, oder ist ihre Erkänntniß grösser? Zudem bekennen sich die Franzosen allesamt zu einerley Religion. Sobald diese dem Landesherrn verbietet, solche Anordnungen zu machen, so verwehrt sie es

auch den Unterthanen, sich ihrer zu bedienen. Wie kommt es nun, daß Oerter, die man nur unter der Hand dultet, doch immer mit Leuten angefüllt sind, ohngeachtet man an dergleichen Oertern allerhand Gefahr zu befürchten hat? Die Wahrheit zu sagen, lieber Yn-Che-Chan, äusserlich, und in der Lehre ist man hier ein Christ; Im Herzen aber, und in dem Lebenswandel ist man es nicht sonderlich.

Weil ich einmal von dieser Sache rede, so wird es dir wohl nicht mißfallen, wenn ich dir die Abschrift von den Anordnungen zuschicke, welche eine Beherrscherinn des Königreichs Neapel, und der Grafschaft Provence gemacht hat. Es geschah dieses, um in Avignon eben dergleichen Einrichtung zu machen, wie wir in Pecking haben. Hier folgen sie so, wie sie in dem Schriftsteller stehen, aus welchem ich sie entlehnt habe. *

Im Jahr 1347 den 8 August hat unsere gnädige Königinn Johanna Erlaubniß zu Errichtung eines Hurenhauses in Avignon gegeben. Allen lüderlichen Weibsbildern untersagt sie den Aufenthalt in der Stadt, und ihr Wille und Meynung ist, daß sie alle an einem Orte beysammen eingesperrt seyn sollen. Damit man sie kennt, so sollen sie auf der linken Schulter einen rothen Senkel tragen.

Woferne ein Mädgen, die sich einmal der Unzucht ergeben hat, eine öffentliche Hure abgeben will, so soll sie der Ober-Gerichtsdiener an einem Arme anfassen, und, unter vorhergehendem Trommel-

mel-

* Nouveau Traité des Maladies Veneriennes, par Mr. de la Metiere, Doct. en Medecine, p. 49. Edit. de Paris.

melschlag, mit dem rothen Senkel auf der Schulter in der Stadt herum, und in das gemeldete Hurenhaus führen, wo ihr ein Platz unter andern ihres gleichen angewiesen werden muß. Unserer gnädigen Königinn Wille und Meynung ist, daß dieses öffentliche Haus seinen Platz in der Gasse der Brücke Traucat, neben dem Augustiner Kloster haben, und sich bis an das Peire-Thor erstrecken soll. Auf dieser Seite muß eine Thüre für jedermann offen stehen; die man aber doch mit einem Schlüssel auf- und zumachen kann, damit nicht irgend ein junger Mensch ohne Erlaubniß der Vorsteherinn zu den Mädgen kommen möge. Die Vorsteherinn mögen die Bürgermeister von der Stadt jedes Jahr wählen. Sie soll den Schlüssel zu der Thüre in ihrer Verwahrung haben, und die jungen Leute ermahnen, daß sie keinen Lärmen machen, und den Mädgen nicht übel mitfahren, unter der Bedrohung, daß sie sogleich auf die mindste Klage deßwegen ins Gefängniß gesezt werden.

Die Königinn ertheilt den Befehl, daß die Vorsteherinn jeden Sonnabend, in Begleitung eines, von den Bürgermeistern dazugesezten, Wundarztes, nach allen ihr anvertrauten Mädgen sieht. Sollte manche darunter durch die Treibung ihres Handwerks irgend eine Krankheit sich zugezogen haben, so soll sie dieselbe von den übrigen absondern, damit die jungen Leute nicht durch den Umgang mit ihr angesteckt werden.

Ferner. Wenn eines von diesen Mädgen schwanger wird, so soll die Vorsteherinn für die Erhaltung der Leibesfrucht möglichst Sorgfalt tragen, und den Bürgermeistern Nachricht ertheilen, damit sie auf den Unterhalt des Kinds bedacht sind.

Weiter. Die Vorsteherinn soll niemanden, es sey, wer es wolle, den Eintritt in dieses Haus am Freytage und Sonnabende in der Charwoche, oder am heiligen Ostertage verstatten, und in dessen Ermangelung abgesezt, und mit dem Staupbesen bestraft werden.

Die Königinn verlangt, daß die Mädgen des oftgenannten Orts weder einen Wortstreit, noch Eifersucht gegen einander hegen, daß sie einander nicht befehlen, daß sie sich nicht unter einander schlagen, sondern als Schwestern beysammen leben. Sollten sie uneins werden, so soll die Vorsteherinn den Streit entscheiden, und jene sollen es bey der Entscheidung bewenden lassen.

Desgleichen. Woferne etwan ein Mädgen einen Diebstahl begangen hat, so soll die Vorsteherinn das gestohlne ehrlich und richtig wiederum ersezen lassen. Will die Verbrecherinn es nicht wieder herausgeben, so soll sie das erstemal zu ihrer Strafe durch einen Gerichtsdiener in ihrer Stube, wenn es aber noch mehrmal geschicht, durch den Scharfrichter auf allen Kreuzwegen der Stadt gegeisselt werden.

Weiter wird der Vorsteherinn verboten, durchaus keinem Juden in diesem Hause den Eingang zu verstatten. Sollte ja verstohlner Weise ein Ju-

Jude hineinkommen, und mit einem von den Mädgen zu thun haben, so soll er in Verhaft gezogen, und öffentlich gegeisselt werden.

Wenn du, mein lieber Yn-Che-Chan, diese Verordnungen prüfest, so wirst du alle nöthige Vorsicht, eine solche Veranstaltung, wie diese Königinn traf, nüzlich zu machen, darinnen antreffen. Man bemerkt darinnen, daß der Hauptzweck dieser Fürstinn gewesen ist, die Ehre der Familien in Sicherheit zu sezen. Sie kommt auf geschickte Weise allen Unordnungen zuvor, die aus der von ihr gemachten Anstalt entstehen könnten. Denn die wöchentlichen Untersuchungen dienen zur Erhaltung der öffentlichen Gesundheit; Und die gerichtliche Aufsicht an diesem Orte leistet die Gewähr wider alle Ueberfälle, und verhütet die traurigen Begebenheiten, welche in Paris alle Tage an Orten vorkommen, die nicht nur zu allen Unordnungen Anlaß geben, welche, wie es heißt, die Ursache gewesen sind, warum man dergleichen, durch alte Geseze bestätigte, Anordnungen wieder aufgehoben hat, sondern auch noch viel schrecklichere Folgen nach sich ziehen. Denn es kommt gemeiniglich weiter niemand hinein, als junge luckre Herren, und lüderliche Pursche. Daher wird durch sie der Ehebruch nicht gehindert, und überdieses werden allerhand Mordthaten, und Dieberegen veranlaßt. Ich wünschte zum Besten der Franzosen, daß sie sich nicht für klüger, als ihre Väter achten, und sich die von ihnen erhaltenen Anweisungen zu Nuzen machen möchten. Lebe wohl.

Paris. —

Der zwey und zwanzigste Brief.

Choang, an Yn-Che-Chan.

Es haben mich, lieber Yn-Che-Chan, etliche Geschäfte gehindert, daß ich dir keine Nachricht von mir ertheilt habe; Und wenn dir also seit einiger Zeit von mir nicht geschrieben worden ist, so beschuldige mich deßwegen nicht einer Faulheit.

Alle Augenblicke, die mir von meinen Verrichtungen übrig bleiben, wende ich dazu an, daß ich mich nach den Sitten, und Gebräuchen der Persianer erkundige. Es ist mir nicht genug, daß ich die Einwohner des Landes, um Dinge, die ich gern wissen will, befrage. Ich ziehe auch die Ausländer, die sich in Ispahan niedergelassen haben, zu Rathe, weil sie nicht so sehr vor die Persianischen Geseze und Gebräuche eingenommen sind. Die Vorurtheile, die Liebe des Vaterlandes, die Neigung zu dem, woran man von Kindheit auf gewohnt ist, alle diese Dinge sind eben so viel betrügliche Schleyer, durch welche die Einwohner eines Landes ihre eingeführten Gewohnheiten ansehen.

Ich habe sehr oft überaus lehrreiche Unterredungen mit einem Französischen Kaufmanne, der ein sehr verständiger, und verdienstvoller Mann ist. Vor einigen Tagen las er mir einen Brief an einen seiner guten Freunde nach Paris vor, worinnen er die öffentlichen Huren in Persien und in Frankreich mit einander vergleicht. Dieser Brief kam mir so wichtig vor, daß ich ihn bat, er möchte mir erlauben, eine Abschrift davon an dich zu überschicken.

Brief

Brief eines Französischen Kaufmanns an seinen guten Freund.

„Sie verlangen von mir, mein Herr, ich soll Ihnen „von den Persianischen öffentlichen Buhlschwestern „eine umständliche Nachricht ertheilen. Ihre Neu„gier werde ich so gut, als es mir möglich ist, be„friedigen. Anfänglich muß ich ihnen sagen, daß „sie sich so, wie die Französischen, in zwo Gattungen „abtheilen lassen. Manche halten sich eingezogen, „und haben ihre Häuser vor sich, so wie meistentheils „die Mädgen, die in Paris unterhalten werden. „Andere leben, und wohnen in Karavanen-Herber„gen, die sie eingenommen haben, immassen es nie„manden gefallen will, in dergleichen Gesellschaft „darinnen sich aufzuhalten. Solche Karavanen-Her„bergen haben viel ähnliches mit gewissen Häusern, „ja ich möchte fast sagen, mit gewissen Gassen in „Paris, wo kein ehrliebender Mensch gern wohnen „will.

„Die Anzahl der öffentlichen Huren in Ispahan, „wenigstens derer, die sich haben in das Verzeichniß „sezen lassen, ist nicht viel ansehnlicher, als in Pa„ris. Sie erstreckt sich ohngefähr auf vierzehen tau„send. Beynahe dürfte ich glauben, in Paris wä„ren noch mehr öffentliche Weibspersonen, wenn „man die Mädgen darunter rechnet, die den Unter„halt eines einzigen Mannes geniessen.

„Von den Französischen Huren sind die Persiani„schen in diesem Stücke unterschieden, daß sie in ein „öffentliches Verzeichniß eingeschrieben werden, und „dem Staate einen bestimmten Zoll entrichten. Wenn

„ihre Anzahl recht ansehnlich ist, so giebt es Jahre,
„da diese Abgabe zweymalhunderttausend Thaler be-
„trägt. Ohngeachtet die Französischen Huren durch
„die Geseze nicht geschüzt werden, so sind sie doch
„nicht von Abgaben frey. Das, was in Ispahan
„der Landesherr bekommt, gehört in Paris den Auf-
„sehern über die Quartiere, oder Abtheilungen der
„Stadt. Diese Leute, denen die Aufsicht über die
„Policey übergeben ist, machen sich alles dasjenige
„sehr geschickt zu Nuzen, wodurch sie ihren Beutel
„füllen können. Von Rechtswegen sollten Obrig-
„keitspersonen solche Einkünfte für schändlich achten.
„Diese Aufseher aber sagen von dergleichen heimlichen
„Zoll, was ein gewisser Kayser von einer Abgabe
„auf den Urin sagte: **Das davon einkommende
„Geld stinkt nicht.**

„Ordentlicher Weise zahlt man den öffentlichen
„Huren in Persien mehr Geld, als den Französischen.
„In Paris bekommt eine gewöhnliche Hure selten
„mehr, als fünf Thaler. In Ispahan thut sie es
„in den ersten Jahren ihrer Handthierung selten un-
„ter hundert Thalern. Dieses dient zum Beweise,
„daß die Persianer noch viel verliebter, als die Fran-
„zosen sind. Denn sie können in ihren Serailen
„Frauenzimmer in grosser Menge haben, ohne daß
„es ihnen etwas kostet; Und sie geben doch für den
„Umgang mit einer öffentlichen Hure so viel Geld.
„Freylich wohl sind Weibspersonen von dieser Gat-
„tung in Persien viel reizender, und verführerischer,
„als andere; Dafür aber befördern sie auch oft den
„Untergang der reichsten und vornehmsten Personen.
„Man will sogar hier behaupten, daß sie unter

„dem

„dem ganzen jungen Adel an hiesigem Hofe Unheil „anrichten.

„Die allergefährlichsten unter diesen bezaubernden „Syrenen sind Tänzerinnen, und Sängerinnen, die „zu der Gesellschaft der Schauspieler gehören. Es „scheint fast, als sey es eine unvermeidliche Noth„wendigkeit, daß alles, was nur einigermasen mit „der Oper einige Verwandschaft hat, durchgängig „an einem Orte, wie am andern, verderbte Sitten „habe. Indessen bestimmen doch die Persianer den „Sachen allemal ihren gehörigen Werth. Sie hal„ten zwar sehr viel auf Weibspersonen, welche die „Tonkunst, und die Tanzkunst verstehen, und ihnen „durch die Gedichte, die sie absingen, oder durch „die Tänze, die sie tanzen, die Zeit vertreiben. „Doch aber haben sie es nicht, wie die Franzosen „gemacht, welche diesen Stand geadelt, und eine „Verordnung ausgestellt haben *, nach welcher ein „Edelmann, ohne Nachtheil seines Standes, in der „Oper sich auf dem Schauplaze darf hören lassen. „Dagegen wird bey den Persianern der Tanz für eine „schimpfliche Kunst, sonderlich in Ansehung des weib„lichen Geschlechtes, angesehen, und unter ihnen sind „alle Tänzerinnen öffentliche Huren. In Frankreich „ist es mit den Weibsbildern, die sich in der Oper

N 4 „auf

* Ludwig der vierzehnde fand an der Oper Isis so viel Vergnügen, daß er von seinem geheimen Rathe eine Verordnung ausfertigen ließ, und dadurch einem Menschen die Erlaubniß ertheilte, in der Oper zu singen, und sich dafür bezahlen zu lassen, ohne daß dieses seinem Stande Abbruch that. Diese Verordnung ist bey dem Parlamente zu Paris eingetragen worden, und besteht noch heut zu Tage nach ihrer völligen Kraft, und Innhalte.

„auf dem Schauplaze sehen lassen, nicht anders, „nur mit dem Unterschiede, daß bey den Franzosen „die Handthierung einer öffentlichen Hure durch „Tanzen und Singen zu Ehren gebracht wird; Auf „der andern Seite aber sind ihr Handwerk und ihr „Stand einander gemäß. Ich will Ihnen, ohngeach„tet Sie eben ein Franzose sind, die Freyheit überlas„sen, zwischen unsern Landsleuten, und den Persia„nern zu entscheiden. Sie denken viel zu richtig, als „daß Sie die leztern wegen der Verachtung, gegen „die Lebensart dieser Dirnen, tadeln sollten.

„Vielleicht wollen Sie gern etwas von den Ge„bräuchen, und Einrichtungen der Gesellschaften wis„sen, welche in Persien die Opern aufführen. Es „giebt deren verschiedne. Ordentlicher Weise besteht „eine jede solche Gesellschaft aus funfzehn Personen; „Zu der Hofgesellschaft aber gehören vier und zwan„zig. Sie dürfen sich nicht etwan vorstellen, daß die „Schauspielerinnen darunter keuscher, als bey den „andern sind. Sie gehören vielmehr unter die aller„lüderlichsten Weibsbilder im ganzen Königreiche, „und thun es in diesem Stücke jenen in Paris voll„kommen nach. Sie haben eben so, wie unsere „Französinnen, keinen Vorgesezten, sondern sie be„finden sich unter der Aufsicht einer Vorsteherinn, „welches immer eine von den alleráltsten unter der „Gesellschaft ist. Sie hat das Amt über sich, daß „sie dieselben führt, wohin man sie verlangt, daß „sie sich die Rolle von ihnen aus dem Kopfe hersagen „läßt, daß sie alle Uneinigkeit unter ihnen zu ver„hindern sucht. Wenn sie ihr nicht gehorchen wollen, „so hat sie das Recht, sie strafen zu lassen. Sogar

„kann

„kann sie manchen, die diese oder jene Verbrechen „begangen haben, die Geisselung zuerkennen, und „wenn sie sich nach diesem nicht bessern, sie gar von „der Gesellschaft wegjagen. Doch mißbraucht sie ihr „Amt nicht; Wenn sie es thäte, so würde man sie „absezen.

„In Frankreich würde es gefährlich seyn, mancher „von unsern alten Schauspielerinnen dergleichen Amt „anzuvertrauen. Es würden wenige Tage vorbey „gehen, an welchen nicht alle Sängerinnen, und „Tänzerinnen die Geissel fühlen müßten. Stellen Sie „sich nur die dicke, alte Antier, die Oberste unter „den Nymphen des Königl. Palasts, auf einen Augen„blick in Gedanken vor. Denken Sie nach diesem, „wie erbärmlich es dem Hintern der Pelissier, und „der Hermance gehen werde. Die alte Schau„spielerinn läßt ihre Wuth an jener ihren unglück„lichen Hinterbacken aus, da sie sich kränkt, daß sie „nunmehr in diejenigen Jahre gekommen ist, da für „sie nicht mehr von den Zuschauern in die Hände ge„klatscht wird, und sucht hiermit, durch gefährliche „Nebenbuhlerinnen nicht ausgestochen zu werden. „Wenn sie nun jene recht derb hat auspeitschen lassen, „so jagt sie sie von der Gesellschaft.

„Die Denkungsart, und Gemüthsverfassung der „Französischen Weibspersonen giebt es gar nicht zu, „daß man ihnen die Aufsicht über ihres gleichen an„vertraut, wenn sie einerley Absichten mit jenen ha„ben, und besonders, da eine so gut, wie die andre „gefallen will. In Persien hat man von der Eitel„keit der Vorsteherinnen dergleichen gar nicht zu be„fürchten. Sobald sie zu gewissen Jahren gekommen

 „sind,

„sind, wissen sie ohnedem schon, daß sie ihren Umständen nach nicht mehr gefallen können. Von den „Persianerinnen kann man sagen, daß sie vielleicht „unter dem weiblichen Geschlechte die einzigen sind, „die es gewahr werden, daß sie alt worden sind. „Wie groß ist in diesem Stücke der Unterschied von „den Französinnen? Sobald diese das dreysigste Jahr „erreicht haben, so ist ihr Alter das erste, das sie „vergessen. Wenn sie endlich gar vierzig Jahr alt „werden, so verlieren sie ihre Jahre ganz und gar „aus dem Gedächtnisse.

„Die Persianischen Schauspielerinnen haben mit „den Französischen beynahe einerley jährlichen Ge„halt. Solche, die zu der Hofgesellschaft gehören, „bekommen auf ein Jahr ohngefähr 600 Thaler; Man „liefert ihnen ferner, was sie zu ihrer Kleidung nö„thig haben. Indessen verdienen sie in Ispahan „eben so, wie in Paris, mit ihrer Kunst sowohl im „Singen, als im Tanzen das wenigste. Die Ge„schenke von Liebhabern und vornehmen Herren am „Hofe betragen öfters in einem einzigen Tage mehr, „als der ordentliche Gehalt eines ganzen Jahres.

„Etwas sollte man noch in Paris jedermann, und „sonderlich den Deutschen und Engelländern zum „Besten einführen, da die leztern öfters, wenn sie „in diese Stadt kommen, eben diejenige Tänzerinn „übermäsig theuer bezahlen, die sie viel wohlfeiler „hätten haben können, wenn sie den Preis wüßten, „um welchen sie sich ordentlicher Weise überlässet. „Man sollte nemlich den Opermädgen so, wie es in „Ispahan geschicht, einen Namen geben, woran „man wüßte, wie viel man geben müsse, wenn man

„ihre

„ihre Liebe geniessen wolle. In Persien heißt es „nicht die Zaire, die Zatide, die Fatime; Es heißt „die Zehntomans, die Fünftomans, die Zweyto„mans*. So dürfte man nur auch statt Pelissier, „Camargo, Petitpas, Gaumini, nur die Fünfhun„dertthaler, die Dritthalbhunderttthaler, die „Funfzigthaler, die Zwanzigthaler sagen; Denn „wenn ich etwas zu befehlen hätte, so dürfte zur „Ehre der Gesellschaft keine Französinn weniger, als „zwanzig Thaler nehmen, so wie etwan in Persien „keine unter zween Tomans jemanden zu Dienste „stehen darf. Erfährt man, daß sie darwider gehan„delt haben, so läßt die Vorsteherinn sie peitschen, „dann wird sie aus der Gesellschaft gestossen, und „darf niemals wiederum angenommen werden. Will „niemand mehr zween Tomans an sie anwenden, „daß sie solchergestalt den Vorschriften zuwider han„deln, oder keusch leben müssen, so giebt man ihnen „nebst einem kleinen Geschenke den Abschied, und „ersezt ihre Stelle durch eine andere, die man aus „einer Gesellschaft bekommt, die sich im Lande herum, „oder auch wohl in der Hauptstadt selbst befindet.

„Ohngeachtet alle Persianischen Schauspielerinnen „unter der Aufsicht einer Vorsteherinn stehen, so „wohnen sie doch nicht an einem Orte beysammen, „sondern eine jede hat ihr besonderes Haus. Die „Wohnung der Vorsteherinn ist nur bloß der Sam„melplatz, und kann ohngefähr das Opern-Magazin „heissen. Wenn jemand Tänzerinnen, oder Sänge„rinnen bloß zum Tanzen, oder zum Singen nöthig „hat, so wendet er sich an die Vorsteherinn. Diese

„schickt

* Ein Toman beträgt 15 Thaler nach unserm Gelde.

„schickt so viel, als er haben will, oder bringt sie „auch wohl selbst. Will man aber eine zu seinem „besondern Gebrauche haben, so schickt man das für „sie bestimmte Geld gleich mit. Verlangt man die „Zehntomans, so muß man voraus zehen Tomans „zahlen, alsdenn bringt man erstlich sein Begehren „an. Dieses ist der Schauspielerinnen wegen also ein„gerichtet worden, damit man ihnen ihren Lohn nie„mals zurückbehalten kann. Solchergestalt haben „sie das Ihrige schon erhalten, wenn sie wiederum „nach Hause gehen.

„Vor einiger Zeit schickte ein grosser Herr nach „einer Tänzerinn, die nur zu einer Gesellschaft aus „einer Provinz gehörte, daß sie zu ihm kommen soll„te, und gab dem Bedienten zugleich fünf Thaler „mit. Die Schöne bezeigte sich über dergleichen „Anerbietung sehr ungehalten, und sagte zu dem „Bedienten: Geht, sprecht zu eurem Herrn, ich „stünde unter 30 Thalern niemanden zu Dienste. „Der Herr versuchte es mit 15 Thalern, aber umsonst. „Er legte das drittemal noch 5 Thaler dazu; Auch „damit richtete er nichts aus. Endlich ward er über „die Begegnung des Frauenzimmers empfindlich, und „da ihre Sprödigkeit seine Begierden reizte, so schick„te er ihr endlich die dreysig Thaler. Wie sie die„selben empfangen hatte, so stellte sie sich ein. Der „Herr sagte zu ihr, er habe sie in keiner andern Ab„sicht verlangt, als nur bloß, sie tanzen zu sehen. „Er tummelte sie eine lange Zeit; Alsdenn führte er „sie in ein kleines Zimmer, machte sich mit etlichen „von seinen guten Freunden die ganze Nacht hin„durch lustig, und ließ ihr weder zu essen, noch zu

„trin-

„trinken geben. Wie es endlich Tag wurde, und sie „sich Rechnung machte, daß sie nach Hause gehen „dürfte, so führte er sie in die Stube seiner Bedien„ten, und sagte zu ihr: Mein schöner Engel, ich „bin ein armer kleiner Statthalter, und habe nicht „so viel Geld, daß ich für das Vergnügen einer „einzigen Nacht dreyßig Thaler geben kann. Mei„ne Leute werden das Ihrige dazu geben, dafür „aber ist es auch billig, daß sie ihren Antheil an „dem Genusse haben. Hierauf wurde die Schau„spielerinn dem weltlichen Arme übergeben, und wie „dieser ganze Handel zu Ende war, so ließ man sie „wiederum nach Hause gehen. Sie beklagte sich „sehr über die Art, wie man mit ihr umgegangen „war. Ihre guten Freundinnen nahmen sich ihrer „an; Und die Sache kam sogar vor die Ohren des „Landesherrn. Indessen zog sich der Statthalter „glücklich aus dem Handel, indem er diese Begeben„heit dem Könige auf eine lustige, und scherzhafte „Weise erzählte. Er kam damit los, daß er der „Tänzerinn noch 50 Thaler gab. Indessen hatte er „viel dabey gewagt. Denn dergleichen Gewalttä„tigkeit, wie er an diesem Mädgen verübt hatte, „hätte ihn gar leicht ganz und gar unglücklich machen „können. Ich glaube ganz gewiß, man würde in „Paris einen Menschen, der so etwas vornähme, „ebenfalls ernstlich bestrafen. Eine Hure mag noch „so öffentlich ihr Handwerk treiben, so muß man „ihr doch die Freyheit lassen, ihre Dienste manchen „abzuschlagen, und man darf sie nicht mit Gewalt „zwingen. Davon habe ich bey meinem Aufenthal„te in Frankreich ein sehr trauriges Beyspiel gesehen.

„Es

„Es wurde der Sohn eines reichen Kaufmanns, „darum, daß er an einem schlechten Orte ein Mädgen genothzüchtiget hatte, dazu verurtheilt, daß „man ihn im Bildnisse aufhing. Dieses ist es, mein „Herr, was ich Ihnen wegen der Nachrichten, die „Sie von mir verlangt haben, melden kann. Ich „bin 2c.“

Ohne Zweifel wird dieser Brief dir, lieber Yn-Che-Chan, nicht unangenehm zu lesen gewesen seyn. Sobald ich dir wieder schreibe, will ich dir melden, wie es mit dem Geschmack der Persianer in Ansehung der Schauspiele beschaffen ist. Ohngeachtet die Europäer an den Chinesern viel auszusezen haben, so glaube ich doch, sie haben hierinnen vor den Persianern vieles voraus. Du wirst gleich urtheilen können, wie viel man ihnen zutrauen darf. Lebe wohl, und vermelde dem Sioeu-Tcheou, wenn du an ihn schreibest, von mir einen Gruß.

Ispahan. —

Der drey und zwanzigste Brief.

Choang, an Yn-Che-Chan.

Der Hauptinnhalt einer Ausarbeitung für den Schauplaz in Persien bezieht sich allemal auf einen Liebeshandel. Diese Leidenschaft hat für die Gemüther der hiesigen Landeseinwohner, die dem Frauenzimmer überaus sehr gewogen sind, mehr schmeichelndes, als alle Regungen von Grösse, Ehr-

be-

begierde, und Ruhm. In dergleichen Lustspielen trift man keine heilsamen Lehren, und Vorschriften von Vermeidung des Lasters an. Bloß die Liebe herrscht darinnen vom Anfange, bis zu Ende. Unsere Stücken haben, wie mich dünkt, einen grossen Vorzug vor jenen, weil sich darinnen das Nüzliche nebst dem Angenehmen befindet, und daselbst allezeit die Tugend belohnt, und das Laster bestraft wird.

Um unsere, und die Persianischen Lustspiele mit einander noch besser zu vergleichen, ist es nöthig, daß ich dir einen richtigen Begrif gebe, wie man die Liebeshändel, die darinnen allemal der Hauptinnhalt sind, abhandelt, und ausführt. In dem ersten Auftritte erscheinen ordentlicher Weise die allerneuesten Schauspielerinnen, und geben eine Beschreibung von der Liebe, die öfters mehr geil, als bescheiden klingt. Sie schildern die Lockungen, die Reize, die Ergözlichkeiten, das Süsse, die Entzückungen dieser Leidenschaft. Bißweilen gedenken sie auch an die Wuth, an die Furcht, an die Eifersucht in derselben, so wie es etwan das aufzuführende Stück erfordert. Denn die ersten Auftritte sind gewissermasen Vorreden, die gar nicht zu dem Hauptstücke gehören, und bloß die Absicht haben, daß sie die Zuschauer zu dem Hauptstücke vorbereiten, und ihnen Lust dazu machen sollen. Zuweilen machen die Mädgen in diesen Vorreden von schönen Knaben rührende, und schmeichlerische Beschreibungen, wodurch aber keusche Ohren gar vielmals sehr verlezt werden.

Nach solchen abgesonderten Auftritten, nimmt das Hauptstück selbst seinen Anfang. Von Zeit zu Zeit theilt sich die Gesellschaft in zween Chöre, und macht

mit

mit verliebten Liedern, und geilen Tänzen viel Rühmens von den Siegen eines Liebhabers über das Herz seiner Geliebten. Zu anderer Zeit klagen die Chöre darüber, daß ein anderer Liebhaber sich gefallen lassen muß, abgewiesen zu werden. Kurz, die Chöre richten ihre Lieder und Tänze nach dem Innhalte der Hauptauftritte ein, die allemal ohne Gesang vorgetragen werden. Zuweilen wird das Stück mit so zotenhaften, und schändlichen Unterredungen und Vorstellungen beschlossen, daß die allerunverschämtesten Ohren, und die allerlüsternsten Augen kaum in Stande sind, dergleichen Frechheit auszustehen. Freylich endigen sich eben nicht alle Lustspiele auf eine so geile Art. Doch die Anzahl derer, die also eingerichtet sind, erstreckt sich viel höher, als die übrigen, worinnen die Keuschheit ein wenig geschont wird.

Den Persianern sind dergleichen schändliche Vorstellungen gar nicht anstößig. Darüber darf man sich eben nicht wundern, da die Enthaltsamkeit in ihren Gedanken nicht etwan bloß ein Fehler, sondern gar ein Verbrechen ist. Was für Keuschheit soll man sich wohl von Leuten versprechen, denen die Religion zur Geilheit und Wollust sogar Vollmacht, und Befehl ertheilt?

Die Lustspiele sind aufrichtige Schilderungen der Völker, bey welchen sie gemacht werden. Ich habe von Engelländern gehört, daß in ihren Stücken für den Schauplatz viele wichtige Sittenlehren vorkommen, daß aber auch ein grausames und wildes Wesen darinnen überall hervorleuchtet. Es ist dir bekannt, daß die Französischen Trauerspiele, die du gelesen hast, die Franzosen vollkommen abschildern. Man er-

erblickt darinnen ihre verliebte, zärtliche, und leutselige Gemüthsart. Sogar ihre Eigenliebe wird man darinnen gewahr. Es finden sich darinnen wenig Helden, die sich nicht rühmen, wenn sie von ihren Thaten reden.

Die Chineser lassen, als eifrige Liebhaber der Wissenschaften, und der Weltweisheit, viel von der Sittenlehre in ihren Trauerspielen einfliessen. Allein, mich dünkt, sie schränken sich gar zu sehr auf ein einziges Augenmerk ein, und sind damit zufrieden, daß sie den Leuten Liebe zur Tugend, und Abscheu gegen das Laster einflössen, wobey sie alles übrige verabsäumen, was dazu dienen kann, daß das Angenehme und Nützliche in einer Verbindung beysammen stehen. In unsern Lustspielen, lieber Yn-Che-Chan, beobachten wir keine von denjenigen Regeln, wodurch es die Griechen vor Zeiten zur Vollkommenheit brachten, und durch deren Anleitung die Franzosen seit hundert Jahren so weit, als die Griechen gekommen sind. Ich gestehe es dir aufrichtig, wenn wir uns auch nicht sogar genau an die Regeln binden wollten, welche die Europäer die drey Einheiten nennen, so wünschte ich doch, daß wir in unsern Stücken wenigstens etwas mehr Wahrscheinlichkeit anzubringen suchen möchten. Zuweilen richten wir es so ein, daß ein Kind mitten in einem Lustspiele gebohren wird, und am Ende desselben über dreysig Jahre alt ist. In dem Trauerspiele z. B., welches der kleine Wayse von dem Hause Tschao überschrieben ist *, kommt

* Von diesem Stücke hat der Pater du Halde eine vollständige Uebersezung geliefert.

„schofs verlangt haben. Wie kann man wohl Leu-
„ten etwas Gutes zutrauen, welche behaupten, ihre
„Religion spreche sie von den allerheiligsten Pflichten
„los, sie erlaube ihnen, ihren Schwur zu brechen,
„Könige vom Throne zu stossen, bürgerliche Kriege
„zu erregen, so bald es auf die Ausbreitung der
„Herrschaft, und der Gerechtsamen dieser Religion
„ankomme? Eher wollten wir die allerruchlosesten
„Buben, als die schelmischen Portugiesen unter uns
„leiden, die wir uns so glücklich vom Halse geschaft
„haben. Wenigstens würden wir gegen die ersten
„mißtrauisch seyn, und uns gegen ihre schlimmen
„Absichten in gute Verfassung sezen. Wie kann man
„sich aber vor den Absichten der leztern hüten? Es
„sind Leute, die von lauter Gedult, Demuth, Ge-
„horsam, Verachtung des Reichthums, Beobach-
„tung der Geseze, predigen. Wer sollte nun wohl
„denken, sie wären die gefährlichsten Betrüger von
„der Welt, sie versteckten unter dem Deckmantel
„solcher schönen Lehren den entsetzlichen Satz, daß
„man sogar Könige und Fürsten zu seinem Glauben
„zwingen, oder sie von ihrem Throne stossen müsse?

„Sie können, fuhr der Japaner fort, gar nicht
„glauben, wie glücklich wir gegenwärtig leben Wir
„befürchten keine innerlichen Unruhen, wir haben
„nicht im mindsten zu besorgen, daß der Umgang
„mit Fremden uns verderbt, und wiederum in Trüb-
„sale stürzt, wovon die Nation so lange Zeit die
„Nachwehen empfunden hat. Die alten Mißbräuche,
„die von den Portugiesen ins Land gebracht, und
„von allen Europäern vermehrt worden waren, ha-
„ben wir abgeschaft: Wir sehen darauf, wie wir

„un-

„unsern Kindern beyzeiten eine Lust zur Emsigkeit bey„bringen, und dadurch den Handel in dem König„reiche selbst befördern. Wir schüzen die Wissen„schaften; Diejenigen, die sich ihnen widmen, er„muntern wir durch Belohnungen, und Vorstellun„gen von ihrem künftigen Ruhme, es darinnen zur „Vollkommenheit zu bringen: Mit Hülfe einer gros„sen Menge von Aufsehern, die wir in allen Städten, „Flecken, und Dörfern gesezt haben, lassen wir es „nicht soweit kommen, daß man in Beobachtung der „Geseze saumselig wird. Diese beschäftigen sich le„diglich mit Aufrechterhaltung der Ordnung und „Zucht. Diese weisen und billiggesinnten Richter „verwalten ihr Amt so gut, daß das ganze Reich heut „zu Tage eine Schule der Höflichkeit, und guter „Sitten ist. Aller angewandten Mühe ohngeachtet „kann man es freylich nicht hindern, daß nicht im„merfort mancher Lasterhafter sich finden läßt. In„dessen strafen wir das Verbrechen sehr streng, und „wenn wir auch nicht ganz und gar ohne böse Buben „seyn können, so dulten wir sie doch nicht unter „uns.

„So sieht es innwendig in unserm Lande aus; „Und was den äusserlichen Zustand desselben anlangt, „so haben wir von unsern Nachbarn nichts zu be„fürchten. Die Chineser, die uns am allerleichtsten „anfallen könnten, fürchten sich vor uns, und ge„trauen sich nicht, einen Krieg zu unternehmen, von „welchem sie wohl wissen, daß er ganz gewiß für sie „keine glücklichen Folgen hat. Zudem, da unsere „Absicht nicht ist, Eroberungen zu machen, und un„ser Gebiete zu erweitern, so trauet uns niemand

„etwas Böses zu. In unserer klugen und bescheide=
„nen Aufführung finden wir ein sicheres Mittel,
„fremde Kriege zu verhüten. Doch auf alle Fälle
„haben wir immerfort ein tüchtiges Kriegsheer in
„Bereitschaft, auf den ersten Wink ins Feld zu rü=
„cken. Vor unsern Feinden, sonderlich den Portu=
„giesen, und Spaniern, fürchten wir uns so wenig,
„daß wir nicht lange nach der Zeit, da wir sie bey=
„derseits fortgejagt hatten, kein Bedenken trugen,
„ihnen den empfindlichsten Schimpf anzuthun, weil
„sie das Herz gehabt hatten, den von uns ihnen
„vorgeschriebenen Befehlen zuwider zu handeln.
„Vielleicht, sagte der Japaner ferner, thue ich Ih=
„nen einen Gefallen, wenn ich Ihnen von dieser Ge=
„schichte Nachricht ertheile.

„Die Portugiesen bedauerten es beständig, daß
„ihnen unser Land verboten war. Ihr Geiz ver=
„neuerte in ihnen dieses traurige Andenken unauf=
„hörlich. Sie faßten den Vorsatz, alle möglichen
„Mittel zu versuchen, wie sie wiederum in das
„Reich eingelassen werden möchten. Sie sahen wohl,
„daß durch Gewalt nichts auszurichten war. Da=
„her nahmen sie ihre Zuflucht zu einem freundlichen
„und demüthigen Betragen. Sie liessen zween Ab=
„gesandten unter einer zahlreichen Begleitung von
„Macao ab= und zum Kayser reisen. Sobald die=
„se Abgesandten in Nagasaki angelangt waren, nahm
„man sie, vermöge der, seit der Verbannung der
„Portugiesen, ergangenen Befehle, in Verhaft.
„Denn nach diesen Befehlen durfte sich keiner von
„ihnen, unter was für Vorwande es auch seyn
„mochte, weiter in Japan sehen lassen. Nach die=
„sem

„sem wurde ihre Ankunft dem Kayser gemeldet.
„Dieser Herr war sehr ungehalten, daß Leute, die „er, wegen einer Zusammenverschwörung wider seine Person, weggejagt hatte, sich unter dem scheinbaren Vorwande einer Gesandtschaft unterstunden, „sein Land wieder zu betreten, und vielleicht noch „einmal wider seine Person etwas Böses zu versuchen. Er gab also den Befehl, nicht nur den „beyden Abgesandten, sondern auch ihrem ganzen „Gefolge den Kopf abzuschlagen. Es blieb weiter „niemand verschont, als ein Duzend von den geringsten und schlechtsten Bedienten, denen man das „Leben schenkte, damit sie die Botschaft von dem „Tode der übrigen nach Macao bringen möchten. „In einem einzigen Tage, oder vielmehr in einem „einzigen Augenblicke, büßten sechzig Portugiesen ihr „Leben ein. Denn es ist bey uns eingeführt, daß „jeder Verbrecher seinen besondern Scharfrichter hat. „Sobald also der Aufseher über das Blutgericht ein „Zeichen gab, wurden sechzig Köpfe von unsern treulosen Feinden abgeschlagen.

„Nach der Bestrafung dieser Portugiesen fürchtete „sich der Kayser vor ihren Landsleuten so wenig, „daß er sogar den Zwölfen, die ihr Leben behalten „hatten, den Befehl ertheilte, sie sollen denen, die „sie hergeschickt hatten, die Nachricht bringen, daß „**der König von Portugall, ja selbst der GOtt „der Christen, wenn er sich unterstünde, Japan „mit einem Fusse zu betreten, eben diese Todesstrafe zu gewarten haben würde.** Seitdem die „Portugiesen so aufgenommen worden sind, wie es „solche Leute verdienen, die sogar gegen gekrönte

„Häupter nicht die geringste Hochachtung hegen, und „die allerverehrungswürdigsten Dinge, dergleichen „die Geseze des Gastrechts sind, die wir gegen sie „bey ihrer ersten Ankunft zu uns so vortreflich beob„achtet haben, ihren schädlichen Absichten gemäß „einrichten, haben wir auch nicht das geringste von „ihnen weiter gehört.

Die Gründe, mein lieber Sioeu-Tcheou, welche mir dieser Japaner, das grimmige Verfahren seines Fürsten zu entschuldigen, vorlegte, kamen mir nicht sonderlich überzeugend vor. Ohngeachtet man in diesem Lande sich sehr behutsam verhalten muß, so konnte ich mich doch nicht enthalten, es ihm merken zu lassen, daß das Völkerrecht an diesen Abgesandten überaus sehr verlezet sey, und ein Verbrechen keineswegs zur Rechtfertigung eines noch grössern dienen könne. Der Haß der hiesigen Einwohner gegen die Portugiesen ließ es nicht zu, daß ich von dem Japaner das Geständniß herausbrachte, sein Kayser habe Unrecht gethan. Hätte ich freymüthiger reden dürfen, so würde ich ihm sehr nachdrücklich bewiesen haben, daß die begangne grausame Handlung sie bey allen Völkern in der ganzen Welt eben so sehr, als die Portugiesen bey ihnen wären, verhaßt machen könne. Allein ich mußte die Gedanken, die sich meiner Seele wegen eines so grausamen Verfahrens darstellten, welches ein deutlicher Beweis ist, wie weit es die gesittesten Leute, wenn sie durch den Haß geblendet werden, in der Wuth und Grausamkeit treiben können, vor mich allein behalten. Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie weit sich der Haß der Japaner erstreckt. Dem bereits erzählten Beyspiele will ich

ich ein anderes beynahe eben so grausames an die Seite sezen.

Einige Zeit nach dem Abzuge der Portugiesen aus Japan wurde ein Spanisches Schif von drey Verdecken, das nach den Philippinischen Inseln bestimmt war, durch Sturm verschlagen, und senkte die Anker in dem Hafen von Nagasaki, wo es durch das schlimme Wetter, und durch die widrigen Winde zurückgehalten wurde. Der Oberbefehlshaber von der Stadt erstattete dem Kayser Bericht von der Ankunft dieses Schifs. Lezterer schickte ihm eine Verordnung zu, daß er das Schif in Brand stecken, und alle, die sich darauf befanden, im Feuer umkommen lassen sollte. Der Statthalter machte sich also über das Schif her, und dieses konnte, wegen der immer fortwährenden widrigen Winde, durch die mit Soldaten besezten, und um dasselbe herum befindlichen Fahrzeuge, nicht durchkommen. Die Spanier, die ihren Tod vor Augen sahen, entschlossen sich, ihr Leben ihren Feinden theuer zu verkaufen. Sie wehrten sich sehr tapfer, und liessen die Japaner eine lange Zeit nicht in das Schif hinein. Endlich gab der Statthalter seinen Soldaten ein Beyspiel an sich, und war der erste, der darauf sprang. Dadurch sahen sich diese genöthiget ihm zu folgen, und die Spanier mußten, ohngeachtet ihres tapfern Widerstandes, den Japanern das erste Verdeck überlassen. Sie blieben aber darauf nicht lange; Denn die Spanier hatten sich unter dasselbe begeben, und vermittelst einiger angezündeten Pulver-Fässer, alle, die sich darauf befanden, zugleich nebst dem Verdeck, in die Luft gesprengt. Der Verlust dieser Soldaten

machte den Statthalter nicht kleinmüthig, der sich zu seinem Glücke kurz vorher, ehe diese Gattung von Mine in die Luft flog, in seinen Kahn zurückbegeben hatte. Er grif die Spanier aufs neue an, und diese machten es nochmals eben also. Sie verfügten sich auf das dritte Verdeck hinunter, und sprengten noch einmal alle Japaner in die Luft. Auf diesen zweymaligen Angrif erfolgte nun der dritte. Die Spanier stiegen in den Raum des Schifs hinunter, und liessen nun zum drittenmale die Japaner in die Luft fliegen. Wie sie nun unten im Raume waren, so blieb ihnen weiter keine Zuflucht übrig. Indessen wehrten sie sich daselbst sehr tapfer, und wollten sich durchaus nicht ergeben. Sie büßten alle ihr Leben ein, und über ihren Tod mußten dreytausend Soldaten von den Japanern das ihrige hergeben.

So oft man, werther Sioeu-Tcheou, die traurigen Wirkungen betrachtet, welche der Haß in den Menschen hervorbringt, so muß man nothwendig in die grosse Betrübniß gerathen, wenn man in jene alten Zeiten zurück denkt, wo die glücklichen Menschen, wie man sagt, in einem dauerhaften Frieden, und in einer allgemeinen Vereinigung lebten. Allein, lieber Sioeu-Tcheou, sind wohl jemals dergleichen Zeiten gewesen? Ist dieses nicht ein angenehmes Hirngespinnste? Sollten die Menschen, die wir heut zu Tage so verderbt sehen, jemals allesamt aus Herzensgrunde haben gut seyn können? Die Christen sprechen, es finde sich in ihren heiligen Büchern die Nachricht, daß Haß und Mord sogleich, nachdem der erste Mensch Kinder gezeuget, auch Statt gefunden haben. Sie warteten nicht erst bis zur dritten

Ge-

Geschlechtsfolge. Vielleicht stellen die Christen die ersten Menschen als gar zu schlimm vor, wir aber machen sie, meiner Meynung nach, zu gut. Lebe wohl.

Nagasaki. —

Der ein und zwanzigste Brief.

Sioeu-Tcheou, an Yn-Che-Chan.

Wie du weist, lieber Yn-Che-Chan, so können die Franzosen nur eine einzige rechtmäsige Ehefrau haben. Ihre Religion untersagt ihnen den Gebrauch der Beyschläferinnen, und die Landesgeseze thun es ebenfalls. Dem ersten Ansehen nach sollte man denken, es sey in der ganzen Welt kein Land, wo die Pflichten der Liebe und Ehe so sehr, als hier, eingeschränkt, und genau bestimmt wären. Die Chineser haben, ohngeachtet der Beyschläferinnen, oder zweyten Frauen, die sie sich nach den Gesezen halten dürfen, viel weniger Freyheit, Vorrechte, und Bequemlichkeiten.

Die Franzosen haben, wie ich dir, werther Yn-Che-Chan, schon gesagt habe, allerhand, durch weltliche und geistliche Richter verordnete Vorschriften, die niemals gehalten werden. Sie sind bloß gemacht, ihre Bücher von der Rechtsgelahrheit damit auszuschmücken. Man kann sie mit jenen alten Sibyllinischen Schriften in Vergleichung sezen, welche die Römischen Priester in den Tempeln verwahrten.

Man hielt sie sehr in Ehren, ohngeachtet man niemals darinnen las, und sie nicht einmal verstund. Das Gesez also, das ihnen vorschreibt, nicht mehr als eine einzige Ehegattin zu haben, wird bloß durch solche Leute gehalten, die aus Mangel des Vermögens nicht im Stande sind, es zu übertreten, oder die an einer einzigen Frau genug haben. Der übrige Theil der Franzosen achtet sich gar wenig darnach, und handelt ihm offenbar zuwider. Es heißt fast alle Tage, der und der Herzog hält sich zwey sehr hübsche Mädgen; Ueber dieses hat er auch noch eine Opertänzerinn: Dieser und jener vornehme Mann giebt einem jungen Frauenzimmer aus Languedoc alle Jahre zwey hundert Thaler, und hat ihr in seiner Nachbarschaft eine Wohnung gemiethet: Diese kleine Nätherinn hier hat ihren Unterhalt von einem Kaufmanne. Kurz, der Gebrauch, sich Beyschläferinnen zu halten, ist in allen Ständen eingeführt.

In diesem Stücke haben es die Franzosen besser, als die Chineser, daß sie unter dem Vorwande, daß es niemanden erlaubt ist, mehr, als eine Ehefrau zu haben, ihre Beyschläferinnen nicht in ihren Häusern haben, und nur bloß in gewissen Ergözungsstunden zu sehen bekommen. Also haben sie so viele Noth nicht, als etwan in einer Wirthschaft ist, wo sich viele Leute, und eine Menge von Weibern befinden, die beysammen wohnen müssen.

Hätten die Franzosen an ihren Beyschläferinnen genug, so würden sie weiter nichts thun, als ein Gesez auf geschickte Art verbessern, welches, wie sie sich einbilden, ihrer Ruhe nachtheilig ist. Allein das kann ich an ihnen nicht leiden, daß sie eine so gar gros-

grosse Neigung zum Ehebruche haben. Dieses Laster bekommt in Paris, und durch das ganze Königreich unter Leuten, welche Lebensart verstehen, den Namen einer Galanterie. Ein Ehebrecher heiß hier ein Mensch, der Glück beym Frauenzimmer hat, * und eine Person, welche eher verabscheuungswürdig heissen möchte, liebenswürdig. Ohne Zweifel fragest du mich, werther Yn-Che-Chan, da die Franzosen den Unbequemlichkeiten in Ansehung des Umgangs mit einer einzigen Frau abgeholfen haben, und sich die Freyheit herausnehmen, so viel Beyschläferinnen zu halten, als ihnen beliebt, warum sie doch gleichwohl ihre Landsleute so heftig beschimpfen, und das Ehebette ihrer Freunde, ja wohl gar ihrer Anverwandten, ohne Schaam und Scheu beflecken. Ich kann dir von dieser wunderbaren Aufführung zwo Ursachen angeben. Eines ist die Eigenliebe der Franzosen. Sie bilden sich ein, ihre Gestalt sey so schön, daß man sie gleich bey dem ersten Anblicke lieben müsse. So oft sie ein Herz besiegen, so oft glauben sie, eine Heldenthat zu thun. Wer hier 15 bis zwanzig Weibspersonen besiegt hat, wird unter den hiesigen Stuzern mit eben so grosser Verwunderung angesehen, als der Marquis von Villars von denen, welche seine Geschichte gelesen, oder von Kriegsbedienten, die unter ihm gedient haben. Wenn man dieses bedenkt, so ist es kein Wunder, daß Leute, die einen ausserordentlichen Stolz besizen, und ihm durch die Befriedigung ihrer Leidenschaften schmeicheln können, sich den leztern völlig überlassen. Sie finden sogar überaus leicht Gelegenheit ihnen Gnüge zu

lei-

* Un homme à bonne fortune.

leisten. Die hiesigen Frauenspersonen finden dabey gar nichts anstößiges, daß ausser ihren Ehegatten noch andere sie besuchen, vertraut mit ihnen reden, und ihnen einen Liebesantrag machen. Wenn sie noch erbar heissen wollen, so lassen sie es dabey bewenden, daß sie ihn mit Vergnügen anhören. Andere sind nicht bloß damit zufrieden, daß ihrer Eigenliebe durch den Zoll, den man ihrer Schönheit entrichtet, geschmeichelt wird. Sie gehen noch weiter, und machen sich der Freyheit, die sie geniessen, völlig zu Nuzen.

In Paris macht sich eine Frau durch ihre buhlerische Lebensart eben nicht verhaßter, als ein Mensch, der beym Frauenzimmer gut steht. Eine ungetreue Ehegattin hat vor der Welt nichts zu besorgen. Ueberdieses finden sich deren so viele, daß, wenn es in Frankreich eingeführt wäre, eine ungetreue Frau zu verachten, ganze Gassen in Paris seyn würden, wo man allen Umgang mit dem schönen Geschlechte völlig meiden müßte. Das hat seine Richtigkeit, daß die Französinnen, da sie die ihren Ehemännern schuldige Treue verlezen, jene ebenfalls gänzlich derjenigen Pflicht entlassen, die sie ihnen versprochen haben, und ohne viele Mühe sich aller der Vorrechte begeben, welche ihnen der Name einer einzigen Ehegattinn giebt. Selten sieht man, daß sie sich darauf berufen, oder klagen, man handle wider ein Versprechen, das auf weltliche und geistliche Geseze gegründet ist. Sie sind noch eher zu den neuen Liebeshändeln ihrer Ehemänner gar oft beförderlich. Sie geben ihnen Gelegenheit an die Hand, ihre Beyschläferinnen zu sehen. Sie begegnen ihnen überaus

höf-

höflich. Sie nehmen dieselben mit sich auf das Land, auf die Spaziergänge, in die Schauspiele. Kurz sie gehen mit ihnen, als mit ihren besten Freundinnen um. Man kann dieses fast als einen allgemeinen Saz behaupten, daß in Paris der Mann ordentlicher Weise der Liebhaber seiner Frau, und die Freundinn der Frau die Beyschläferinn des Mannes ist. Solchergestalt dient die allerschätzbarste unter den Tugenden zu einem Vorwande, wodurch die allergrösten Verbrechen gerechtfertiget werden.

Die zweyte Ursache ist, werther Yn-Che-Chan, warum die eingeführte Gewohnheit mit den Beyschläferinnen den Ehebruch nicht hindert, ist diese, daß die Beyschläferinnen immer viel zu unterhalten kosten. Weiber hingegen, die man verführt, lassen sich fast allemal aus einer verliebten Regung in Liebeshändel ein, woran der Eigennutz nicht den geringsten Antheil hat. Geiz, Unmöglichkeit Geld zu verdienen, die Schwierigkeit, zu einer zweyten Wirthschaft die nöthigen Kosten zu bestreiten, alles dieses macht, daß ein verheyratheter Mann öfters lieber sich der Frau seines Nachbars zu bedienen sucht, als daß er eine vor sich allein nimmt, sonderlich, wenn er etwan schon eine hat.

Den Unordnungen, die daher entstehen, wenn das Vermögen zu Unterhaltung einer zweyten Frau nicht zureichen will, haben wir dadurch zuvorzukommen getrachtet, daß bey uns öffentliche Orte angelegt sind, wo man ungestört hingehen kann. Man hat auch hier solche Orte; Es sind aber wirkliche Mördergruben, und haben mit jenen in Pecking nicht die geringste Aehnlichkeit. Man hat daselbst so

wohl seiner Gesundheit, als auch seines Beutels wegen sehr viel zu wagen.

Die Franzosen sind nicht so klug gewesen, daß sie auf eine gehörige Einrichtung solcher für die menschliche Gesellschaft nüzlicher Anstalten bedacht waren, wodurch die Ruhe der Ehemänner, die Ehre unverheyratheter Weibsbilder, der Wohlstand der Familien in Sicherheit gesezt wird, kurz, die es nicht dahin kommen lassen, daß eine Menge von Schandthaten verübt wird, die in Ländern nur gar zu oft vorkommen, wo Ehebruch, Abtreibung der Kinder, und Verfuhrung wohlgezogner Mädgen in vollem Schwange gehen.

Die Römer hatten eben so vernünftige Gedanken, als die Morgenländer. Sie hatten Orte angelegt, wo man die Wollust stillen konnte, und dabey verlohren diejenigen, die ihre Zuflucht dahin nahmen, von ihrer Ehre nicht das geringste. Da einsmals ein vornehmer Römer aus einem solchen Orte heraus kam, und der weise Cato, jener Held des Staats, ihn gewahr wurde, so sagte er zu ihm. * **Immer nimm zu in der Tugend. Es ist billig, daß ein junger Mensch, der das Feuer der Liebe fühlt, seine Leidenschaften befriedigen kann, wenn er nur nicht verheyratheres Frauenzimmer verführt.** Diesen

* Quidam notus homo cum exiret fornice: Macte
Virtute esto, inquit sententia dia Catonis.
Nam simulac venas inflavit dira cupido,
Huc juvenes æquum est descendere, non alienas
Permolere uxores. Nolim laudarier, inquit,
Sic me mirator cunni Cupiennius albi.

Horat. Sat. L. 1. Sat. 2. v. 31. seqq.

sen Anweisungen des Römischen Sittenrichters füge ich noch bey, daß ein junger Mensch auch die Ehre der Familien schonen, und junge Mädgen nicht lüderlich machen soll. Alle Laster, die der menschlichen Gesellschaft nachtheilig sind, kann man nicht scharf genug verbieten.

In diesem Falle haben die Franzosen anders, als die Römer gedacht. Es befanden sich in dem Königreiche verschiedne Städte, wo man dergleichen Anstalten gemacht hatte. Sie wurden aber abgeschaft, und bey denen, die heut zu Tage vorhanden sind, sieht man bloß durch die Finger. Zur Ursache davon geben sie diese an, daß dergleichen Anordnungen der Religion, zu welcher sie sich bekennen, zuwider sind, und daß sie dieselben, ohne ihr Gewissen zu verlezen, und sich vor GOtt strafbar zu machen, unmöglich gut heissen könnten. Dergleichen Gewissenhaftigkeit, werther Yn-Che-Chan, muß ich loben. Man hat allemal schwere Verantwortung auf sich, wenn man etwas thut, das man für unrecht achtet. Doch wollte ich, daß ihr Verhalten allezeit einerley wäre. Ihre Vorfahren hatten ja eben dieselbe Religion; Warum haben sie denn nicht eben dieses Bedenken gehabt? Sind sie heut zu Tage besser unterrichtet? Ich will es einräumen; Allein warum dultet denn ihre Obrigkeit solche Oerter, die sie unehrlich nennen, da sie zur gänzlichen Ausrottung derselben gesezt ist? Hat sie etwan kein so zartes Gewissen, als andre Leute, oder ist ihre Erkänntniß grösser? Zudem bekennen sich die Franzosen allesamt zu einerley Religion. Sobald diese dem Landesherrn verbietet, solche Anordnungen zu machen, so verwehrt sie es

auch

auch den Unterthanen, sich ihrer zu bedienen. Wie kommt es nun, daß Oerter, die man nur unter der Hand dultet, doch immer mit Leuten angefüllt sind, ohngeachtet man an dergleichen Oertern allerhand Gefahr zu befürchten hat? Die Wahrheit zu sagen, lieber Yn-Che-Chan, äusserlich, und in der Lehre ist man hier ein Christ; Im Herzen aber, und in dem Lebenswandel ist man es nicht sonderlich.

Weil ich einmal von dieser Sache rede, so wird es dir wohl nicht mißfallen, wenn ich dir die Abschrift von den Anordnungen zuschicke, welche eine Beherrscherinn des Königreichs Neapel, und der Grafschaft Provence gemacht hat. Es geschah dieses, um in Avignon eben dergleichen Einrichtung zu machen, wie wir in Pecking haben. Hier folgen sie so, wie sie in dem Schriftsteller stehen, aus welchem ich sie entlehnt habe.*

Im Jahr 1347 den 8 August hat unsere gnädige Königinn Johanna Erlaubniß zu Errichtung eines Hurenhauses in Avignon gegeben. Allen lüderlichen Weibsbildern untersagt sie den Aufenthalt in der Stadt, und ihr Wille und Meynung ist, daß sie alle an einem Orte beysammen eingesperrt seyn sollen. Damit man sie kennt, so sollen sie auf der linken Schulter einen rothen Senkel tragen.

Woferne ein Mädgen, die sich einmal der Unzucht ergeben hat, eine öffentliche Hure abgeben will, so soll sie der Ober-Gerichtsdiener an einem Arme anfassen, und, unter vorhergehendem Trommel-

* Nouveau Traité des Maladies Veneriennes, par Mr. de la Metiere, Doct. en Medecine, p. 49. Edit. de Paris.

melschlag, mit dem rothen Senkel auf der Schulter in der Stadt herum, und in das gemeldete Hurenhaus führen, wo ihr ein Platz unter andern ihres gleichen angewiesen werden muß. Unserer gnädigen Königinn Wille und Meynung ist, daß dieses öffentliche Haus seinen Platz in der Gasse der Brücke Traucat, neben dem Augustiner Kloster haben, und sich bis an das Peire-Thor erstrecken soll. Auf dieser Seite muß eine Thüre für jedermann offen stehen; Die man aber doch mit einem Schlüssel auf- und zumachen kann, damit nicht irgend ein junger Mensch ohne Erlaubniß der Vorsteherinn zu den Mädgen kommen möge. Die Vorsteherinn mögen die Bürgermeister von der Stadt jedes Jahr wählen. Sie soll den Schlüssel zu der Thüre in ihrer Verwahrung haben, und die jungen Leute ermahnen, daß sie keinen Lärmen machen, und den Mädgen nicht übel mitfahren, unter der Bedrohung, daß sie sogleich auf die mindste Klage deßwegen ins Gefängniß gesezt werden.

Die Königinn ertheilt den Befehl, daß die Vorsteherinn jeden Sonnabend, in Begleitung eines, von den Bürgermeistern dazugesezten, Wundarztes, nach allen ihr anvertrauten Mädgen sieht. Sollte manche darunter durch die Treibung ihres Handwerks irgend eine Krankheit sich zugezogen haben, so soll sie dieselbe von den übrigen absondern, damit die jungen Leute nicht durch den Umgang mit ihr angesteckt werden.

Ferner. Wenn eines von diesen Mädgen schwanger wird, so soll die Vorsteherinn für die Erhaltung der Leibesfrucht möglichst Sorgfalt tragen, und den Bürgermeistern Nachricht ertheilen, damit sie auf den Unterhalt des Kinds bedacht sind.

Weiter. Die Vorsteherinn soll niemanden, es sey, wer es wolle, den Eintritt in dieses Haus am Freytage und Sonnabende in der Charwoche, oder am heiligen Ostertage verstatten, und in dessen Ermangelung abgesezt, und mit dem Staupbesen bestraft werden.

Die Königinn verlangt, daß die Mädgen des oftgenannten Orts weder einen Wortstreit, noch Eifersucht gegen einander hegen, daß sie einander nicht befehlen, daß sie sich nicht unter einander schlagen, sondern als Schwestern beysammen leben. Sollten sie uneins werden, so soll die Vorsteherinn den Streit entscheiden, und jene sollen es bey der Entscheidung bewenden lassen.

Desgleichen. Woferne etwan ein Mädgen einen Diebstahl begangen hat, so soll die Vorsteherinn das gestohlne ehrlich und richtig wiederum ersezen lassen. Will die Verbrecherinn es nicht wieder herausgeben, so soll sie das erstemal zu ihrer Strafe durch einen Gerichtsdiener in ihrer Stube, wenn es aber noch mehrmal geschicht, durch den Scharfrichter auf allen Kreuzwegen der Stadt gegeisselt werden.

Weiter wird der Vorsteherinn verboten, durchaus keinem Juden in diesem Hause den Eingang zu verstatten. Sollte ja verstohlner Weise ein Ju-

Jude hineinkommen, und mit einem von den Mädgen zu thun haben, so soll er in Verhaft gezogen, und öffentlich gegeisselt werden.

Wenn du, mein lieber Yn-Che-Chan, diese Verordnungen prüfest, so wirst du alle nöthige Vorsicht, eine solche Veranstaltung, wie diese Königinn traf, nüzlich zu machen, darinnen antreffen. Man bemerkt darinnen, daß der Hauptzweck dieser Fürstinn gewesen ist, die Ehre der Familien in Sicherheit zu sezen. Sie kommt auf geschickte Weise allen Unordnungen zuvor, die aus der von ihr gemachten Anstalt entstehen könnten. Denn die wöchentlichen Untersuchungen dienen zur Erhaltung der öffentlichen Gesundheit; Und die gerichtliche Aufsicht an diesem Orte leistet die Gewähr wider alle Ueberfälle, und verhütet die traurigen Begebenheiten, welche in Paris alle Tage an Orten vorkommen, die nicht nur zu allen Unordnungen Anlaß geben, welche, wie es heißt, die Ursache gewesen sind, warum man dergleichen, durch alte Geseze bestätigte, Anordnungen wieder aufgehoben hat, sondern auch noch viel schrecklichere Folgen nach sich ziehen. Denn es kommt gemeiniglich weiter niemand hinein, als junge luckre Herren, und lüderliche Pursche. Daher wird durch sie der Ehebruch nicht gehindert, und überdieses werden allerhand Mordthaten, und Dieberenen veranlaßt. Ich wünschte zum Besten der Franzosen, daß sie sich nicht für klüger, als ihre Väter achten, und sich die von ihnen erhaltenen Anweisungen zu Nuzen machen möchten. Lebe wohl.

Paris. ——

Der zwey und zwanzigste Brief.

Choang, an Yn-Che-Chan.

Es haben mich, lieber Yn-Che-Chan, etliche Geschäfte gehindert, daß ich dir keine Nachricht von mir ertheilt habe; Und wenn dir also seit einiger Zeit von mir nicht geschrieben worden ist, so beschuldige mich deßwegen nicht einer Faulheit.

Alle Augenblicke, die mir von meinen Verrichtungen übrig bleiben, wende ich dazu an, daß ich mich nach den Sitten, und Gebräuchen der Persianer erkundige. Es ist mir nicht genug, daß ich die Einwohner des Landes, um Dinge, die ich gern wissen will, befrage. Ich ziehe auch die Ausländer, die sich in Ispahan niedergelassen haben, zu Rathe, weil sie nicht so sehr vor die Persianischen Geseze und Gebräuche eingenommen sind. Die Vorurtheile, die Liebe des Vaterlandes, die Neigung zu dem, woran man von Kindheit auf gewohnt ist, alle diese Dinge sind eben so viel betrügliche Schleyer, durch welche die Einwohner eines Landes ihre eingeführten Gewohnheiten ansehen.

Ich habe sehr oft überaus lehrreiche Unterredungen mit einem Französischen Kaufmanne, der ein sehr verständiger, und verdienstvoller Mann ist. Vor einigen Tagen las er mir einen Brief an einen seiner guten Freunde nach Paris vor, worinnen er die öffentlichen Huren in Persien und in Frankreich mit einander vergleicht. Dieser Brief kam mir so wichtig vor, daß ich ihn bat, er möchte mir erlauben, eine Abschrift davon an dich zu überschicken.

Brief

Brief eines Französischen Kaufmanns an seinen guten Freund.

„Sie verlangen von mir, mein Herr, ich soll Ihnen
„von den Persianischen öffentlichen Buhlschwestern
„eine umständliche Nachricht ertheilen. Ihre Neu-
„gier werde ich so gut, als es mir möglich ist, be-
„friedigen. Anfänglich muß ich ihnen sagen, daß
„sie sich so, wie die Französischen, in zwo Gattungen
„abtheilen lassen. Manche halten sich eingezogen,
„und haben ihre Häuser vor sich, so wie meistentheils
„die Mädgen, die in Paris unterhalten werden.
„Andere leben, und wohnen in Karavanen-Herber-
„gen, die sie eingenommen haben, immassen es nie-
„manden gefallen will, in dergleichen Gesellschaft
„darinnen sich aufzuhalten. Solche Karavanen-Her-
„bergen haben viel ähnliches mit gewissen Häusern,
„ja ich möchte fast sagen, mit gewissen Gassen in
„Paris, wo kein ehrliebender Mensch gern wohnen
„will.

„Die Anzahl der öffentlichen Huren in Ispahan,
„wenigstens derer, die sich haben in das Verzeichniß
„sezen lassen, ist nicht viel ansehnlicher, als in Pa-
„ris. Sie erstreckt sich ohngefähr auf vierzehen tau-
„send. Beynahe dürfte ich glauben, in Paris wä-
„ren noch mehr öffentliche Weibspersonen, wenn
„man die Mädgen darunter rechnet, die den Unter-
„halt eines einzigen Mannes geniessen.

„Von den Französischen Huren sind die Persiani-
„schen in diesem Stücke unterschieden, daß sie in ein
„öffentliches Verzeichniß eingeschrieben werden, und
„dem Staate einen bestimmten Zoll entrichten. Wenn

„ihre Anzahl recht ansehnlich ist, so giebt es Jahre, „da diese Abgabe zweymalhunderttausend Thaler be„trägt. Ohngeachtet die Französischen Huren durch „die Geseze nicht geschüzt werden, so sind sie doch „nicht von Abgaben frey. Das, was in Ispahan „der Landesherr bekommt, gehört in Paris den Auf„sehern über die Quartiere, oder Abtheilungen der „Stadt. Diese Leute, denen die Aufsicht über die „Policey übergeben ist, machen sich alles dasjenige „sehr geschickt zu Nuzen, wodurch sie ihren Beutel „füllen können. Von Rechtswegen sollten Obrig„keitspersonen solche Einkünfte für schändlich achten. „Diese Aufseher aber sagen von dergleichen heimlichen „Zoll, was ein gewisser Kayser von einer Abgabe „auf den Urin sagte: **Das davon einkommende „Geld stinkt nicht.**

„Ordentlicher Weise zahlt man den öffentlichen „Huren in Persien mehr Geld, als den Französischen. „In Paris bekommt eine gewöhnliche Hure selten „mehr, als fünf Thaler. In Ispahan thut sie es „in den ersten Jahren ihrer Handthierung selten un„ter hundert Thalern. Dieses dient zum Beweise, „daß die Persianer noch viel verliebter, als die Fran„zosen sind. Denn sie können in ihren Serailen „Frauenzimmer in grosser Menge haben, ohne daß „es ihnen etwas kostet; Und sie geben doch für den „Umgang mit einer öffentlichen Hure so viel Geld. „Freylich wohl sind Weibspersonen von dieser Gat„tung in Persien viel reizender, und verführerischer, „als andere; Dafür aber befördern sie auch oft den „Untergang der reichsten und vornehmsten Personen. „Man will sogar hier behaupten, daß sie unter

„dem ganzen jungen Adel an hiesigem Hofe Unheil „anrichten.

„Die allergefährlichsten unter diesen bezaubernden „Syrenen sind Tänzerinnen, und Sängerinnen, die „zu der Gesellschaft der Schauspieler gehören. Es „scheint fast, als sey es eine unvermeidliche Noth„wendigkeit, daß alles, was nur einigermasen mit „der Oper einige Verwandschaft hat, durchgängig „an einem Orte, wie am andern, verderbte Sitten „habe. Indessen bestimmen doch die Persianer den „Sachen allemal ihren gehörigen Werth. Sie hal„ten zwar sehr viel auf Weibspersonen, welche die „Tonkunst, und die Tanzkunst verstehen, und ihnen „durch die Gedichte, die sie absingen, oder durch „die Tänze, die sie tanzen, die Zeit vertreiben. „Doch aber haben sie es nicht, wie die Franzosen „gemacht, welche diesen Stand geadelt, und eine „Verordnung ausgestellt haben *, nach welcher ein „Edelmann, ohne Nachtheil seines Standes, in der „Oper sich auf dem Schauplaze darf hören lassen. „Dagegen wird bey den Persianern der Tanz für eine „schimpfliche Kunst, sonderlich in Ansehung des weib„lichen Geschlechtes, angesehen, und unter ihnen sind „alle Tänzerinnen öffentliche Huren. In Frankreich „ist es mit den Weibsbildern, die sich in der Oper

 „auf

* Ludwig der vierzehnde fand an der Oper Isis so viel Vergnügen, daß er von seinem geheimen Rathe eine Verordnung ausfertigen ließ, und dadurch einem Menschen die Erlaubniß ertheilte, in der Oper zu singen, und sich dafür bezahlen zu lassen, ohne daß dieses seinem Stande Abbruch that. Diese Verordnung ist bey dem Parlamente zu Paris eingetragen worden, und besteht noch heut zu Tage nach ihrer völligen Kraft, aud Innhalte.

„auf dem Schauplaze sehen lassen, nicht anders, „nur mit dem Unterschiede, daß bey den Franzosen „die Handthierung einer öffentlichen Hure durch „Tanzen und Singen zu Ehren gebracht wird; Auf „der andern Seite aber sind ihr Handwerk und ihr „Stand einander gemäß. Ich will Ihnen, ohngeach„tet Sie eben ein Franzose sind, die Freyheit überlas„sen, zwischen unsern Landsleuten, und den Persia„nern zu entscheiden. Sie denken viel zu richtig, als „daß Sie die leztern wegen der Verachtung, gegen „die Lebensart dieser Dirnen, tadeln sollten.

„Vielleicht wollen Sie gern etwas von den Ge„bräuchen, und Einrichtungen der Gesellschaften wis„sen, welche in Persien die Opern aufführen. Es „giebt deren verschiedne. Ordentlicher Weise besteht „eine jede solche Gesellschaft aus funfzehn Personen; „Zu der Hofgesellschaft aber gehören vier und zwan„zig. Sie dürfen sich nicht etwan vorstellen, daß die „Schauspielerinnen darunter keuscher, als bey den „andern sind. Sie gehören vielmehr unter die aller„lüderlichsten Weibsbilder im ganzen Königreiche, „und thun es in diesem Stücke jenen in Paris voll„kommen nach. Sie haben eben so, wie unsere „Französinnen, keinen Vorgesezten, sondern sie be„finden sich unter der Aufsicht einer Vorsteherinn, „welches immer eine von den allerältsten unter der „Gesellschaft ist. Sie hat das Amt über sich, daß „sie dieselben führt, wohin man sie verlangt, daß „sie sich die Rolle von ihnen aus dem Kopfe hersagen „läßt, daß sie alle Uneinigkeit unter ihnen zu ver„hindern sucht. Wenn sie ihr nicht gehorchen wollen, „so hat sie das Recht, sie strafen zu lassen. Sogar

„kann

„kann sie manchen, die diese oder jene Verbrechen „begangen haben, die Geisselung zuerkennen, und „wenn sie sich nach diesem nicht bessern, sie gar von „der Gesellschaft wegjagen. Doch mißbraucht sie ihr „Amt nicht; Wenn sie es thäte, so würde man sie „absezen.

„In Frankreich würde es gefährlich seyn, mancher „von unsern alten Schauspielerinnen dergleichen Amt „anzuvertrauen. Es würden wenige Tage vorbey „gehen, an welchen nicht alle Sängerinnen, und „Tänzerinnen die Geissel fühlen müßten. Stellen Sie „sich nur die dicke, alte Antier, die Oberste unter „den Nymphen des Königl. Palasts, auf einen Augen„blick in Gedanken vor. Denken Sie nach diesem, „wie erbärmlich es dem Hintern der Pelissier, und „der Hermance gehen werde. Die alte Schau„spielerinn läßt ihre Wuth an jener ihren unglück„lichen Hinterbacken aus, da sie sich kränkt, daß sie „nunmehr in diejenigen Jahre gekommen ist, da für „sie nicht mehr von den Zuschauern in die Hände ge„klatscht wird, und sucht hiermit, durch gefährliche „Nebenbuhlerinnen nicht ausgestochen zu werden. „Wenn sie nun jene recht derb hat auspeitschen lassen, „so jagt sie sie von der Gesellschaft.

„Die Denkungsart, und Gemüthsverfassung der „Französischen Weibspersonen giebt es gar nicht zu, „daß man ihnen die Aufsicht über ihres gleichen an„vertraut, wenn sie einerley Absichten mit jenen ha„ben, und besonders, da eine so gut, wie die andre „gefallen will. In Persien hat man von der Eitel„keit der Vorsteherinnen dergleichen gar nicht zu be„fürchten. Sobald sie zu gewissen Jahren gekommen

„sind, wissen sie ohnedem schon, daß sie ihren Um„ständen nach nicht mehr gefallen können. Von den „Persianerinnen kann man sagen, daß sie vielleicht „unter dem weiblichen Geschlechte die einzigen sind, „die es gewahr werden, daß sie alt worden sind. „Wie groß ist in diesem Stücke der Unterschied von „den Französinnen? Sobald diese das dreysigste Jahr „erreicht haben, so ist ihr Alter das erste, das sie „vergessen. Wenn sie endlich gar vierzig Jahr alt „werden, so verlieren sie ihre Jahre ganz und gar „aus dem Gedächtnisse.

„Die Persianischen Schauspielerinnen haben mit „den Französischen beynahe einerley jährlichen Ge„halt. Solche, die zu der Hofgesellschaft gehören, „bekommen auf ein Jahr ohngefähr 600 Thaler; Man „liefert ihnen ferner, was sie zu ihrer Kleidung nö„thig haben. Indessen verdienen sie in Ispahan „eben so, wie in Paris, mit ihrer Kunst sowohl im „Singen, als im Tanzen das wenigste. Die Ge„schenke von Liebhabern und vornehmen Herren am „Hofe betragen öfters in einem einzigen Tage mehr, „als der ordentliche Gehalt eines ganzen Jahres.

„Etwas sollte man noch in Paris jedermann, und „sonderlich den Deutschen und Engelländern zum „Besten einführen, da die leztern öfters, wenn sie „in diese Stadt kommen, eben diejenige Tänzerinn „übermäsig theuer bezahlen, die sie viel wohlfeiler „hätten haben können, wenn sie den Preis wüßten, „um welchen sie sich ordentlicher Weise überlässet. „Man sollte nemlich den Opermädgen so, wie es in „Ispahan geschicht, einen Namen geben, woran „man wüßte, wie viel man geben müsse, wenn man

„ihre

„ihre Liebe geniessen wolle. In Persien heißt es „nicht die Zaire, die Zatide, die Fatime; Es heißt „die Zehntomans, die Fünftomans, die Zweyto„mans*. So dürfte man nur auch statt Pelissier, „Camargo, Petitpas, Gaumini, nur die Fünfhun„dertthaler, die Dritthalbhundertthaler, die „Funfzigthaler, die Zwanzigthaler sagen; Denn „wenn ich etwas zu befehlen hätte, so dürfte zur „Ehre der Gesellschaft keine Französinn weniger, als „zwanzig Thaler nehmen, so wie etwan in Persien „keine unter zween Tomans jemanden zu Dienste „stehen darf. Erfährt man, daß sie darwider gehan„delt haben, so läßt die Vorsteherinn sie peitschen, „dann wird sie aus der Gesellschaft gestossen, und „darf niemals wiederum angenommen werden. Will „niemand mehr zween Tomans an sie anwenden, „daß sie solchergestalt den Vorschriften zuwider han„deln, oder keusch leben müssen, so giebt man ihnen „nebst einem kleinen Geschenke den Abschied, und „ersezt ihre Stelle durch eine andere, die man aus „einer Gesellschaft bekommt, die sich im Lande herum, „oder auch wohl in der Hauptstadt selbst befindet.

„Ohngeachtet alle Persianischen Schauspielerinnen „unter der Aufsicht einer Vorsteherinn stehen, so „wohnen sie doch nicht an einem Orte beysammen, „sondern eine jede hat ihr besonderes Haus. Die „Wohnung der Vorsteherinn ist nur bloß der Sam„melplatz, und kann ohngefähr das Opern-Magazin „heissen. Wenn jemand Tänzerinnen, oder Sänge„rinnen bloß zum Tanzen, oder zum Singen nöthig „hat, so wendet er sich an die Vorsteherinn. Diese „schickt

* Ein Toman beträgt 15 Thaler nach unserm Gelde.

„schickt so viel, als er haben will, oder bringt sie „auch wohl selbst. Will man aber eine zu seinem „besondern Gebrauche haben, so schickt man das für „sie bestimmte Geld gleich mit. Verlangt man die „Zehntomans, so muß man voraus zehen Tomans „zahlen, alsdenn bringt man erstlich sein Begehren „an. Dieses ist der Schauspielerinnen wegen also ein„gerichtet worden, damit man ihnen ihren Lohn nie„mals zurückbehalten kann. Solchergestalt haben „sie das Ihrige schon erhalten, wenn sie wiederum „nach Hause gehen.

„Vor einiger Zeit schickte ein grosser Herr nach „einer Tänzerinn, die nur zu einer Gesellschaft aus „einer Provinz gehörte, daß sie zu ihm kommen soll„te, und gab dem Bedienten zugleich fünf Thaler „mit. Die Schöne bezeigte sich über dergleichen „Anerbietung sehr ungehalten, und sagte zu dem „Bedienten: *Geht, sprecht zu eurem Herrn, ich „stünde unter 30 Thalern niemanden zu Dienste.* „Der Herr versuchte es mit 15 Thalern, aber umsonst. „Er legte das drittemal noch 5 Thaler dazu; Auch „damit richtete er nichts aus. Endlich ward er über „die Begegnung des Frauenzimmers empfindlich, und „da ihre Sprödigkeit seine Begierden reizte, so schick„te er ihr endlich die dreyßig Thaler. Wie sie die„selben empfangen hatte, so stellte sie sich ein. Der „Herr sagte zu ihr, er habe sie in keiner andern Ab„sicht verlangt, als nur bloß, sie tanzen zu sehen. „Er tummelte sie eine lange Zeit; Alsdenn führte er „sie in ein kleines Zimmer, machte sich mit etlichen „von seinen guten Freunden die ganze Nacht hin„durch lustig, und ließ ihr weder zu essen, noch zu

„trinken geben. Wie es endlich Tag wurde, und sie
„sich Rechnung machte, daß sie nach Hause gehen
„dürfte, so führte er sie in die Stube seiner Bedien-
„ten, und sagte zu ihr: Mein schöner Engel, ich
„bin ein armer kleiner Statthalter, und habe nicht
„so viel Geld, daß ich für das Vergnügen einer
„einzigen Nacht dreysig Thaler geben kann. Mei-
„ne Leute werden das Ihrige dazu geben, dafür
„aber ist es auch billig, daß sie ihren Antheil an
„dem Genusse haben. Hierauf wurde die Schau-
„spielerinn dem weltlichen Arme übergeben, und wie
„dieser ganze Handel zu Ende war, so ließ man sie
„wiederum nach Hause gehen. Sie beklagte sich
„sehr über die Art, wie man mit ihr umgegangen
„war. Ihre guten Freundinnen nahmen sich ihrer
„an; Und die Sache kam sogar vor die Ohren des
„Landesherrn. Indessen zog sich der Statthalter
„glücklich aus dem Handel, indem er diese Begeben-
„heit dem Könige auf eine lustige, und scherzhafte
„Weise erzählte. Er kam damit los, daß er der
„Tänzerinn noch 50 Thaler gab. Indessen hatte er
„viel dabey gewagt. Denn dergleichen Gewalthä-
„tigkeit, wie er an diesem Mädgen verübt hatte,
„hätte ihn gar leicht ganz und gar unglücklich machen
„können. Ich glaube ganz gewiß, man würde in
„Paris einen Menschen, der so etwas vornähme,
„ebenfalls ernstlich bestrafen. Eine Hure mag noch
„so öffentlich ihr Handwerk treiben, so muß man
„ihr doch die Freyheit lassen, ihre Dienste manchen
„abzuschlagen, und man darf sie nicht mit Gewalt
„zwingen. Davon habe ich bey meinem Aufenthal-
„te in Frankreich ein sehr trauriges Beyspiel gesehen.

„Es

„Es wurde der Sohn eines reichen Kaufmanns, „darum, daß er an einem schlechten Orte ein Mäd- „gen genothzüchtiget hatte, dazu verurtheilt, daß „man ihn im Bildnisse aufhing. Dieses ist es, mein „Herr, was ich Ihnen wegen der Nachrichten, die „Sie von mir verlangt haben, melden kann. Ich „bin ꝛc.“

Ohne Zweifel wird dieser Brief dir, lieber Yn-Che-Chan, nicht unangenehm zu lesen gewesen seyn. Sobald ich dir wieder schreibe, will ich dir melden, wie es mit dem Geschmack der Persianer in Ansehung der Schauspiele beschaffen ist. Ohngeachtet die Europäer an den Chinesern viel auszusezen haben, so glaube ich doch, sie haben hierinnen vor den Persianern vieles voraus. Du wirst gleich urtheilen können, wie viel man ihnen zutrauen darf. Lebe wohl, und vermelde dem Sioeu-Tcheou, wenn du an ihn schreibest, von mir einen Gruß.

Ispahan. —

Der drey und zwanzigste Brief.

Choang, an Yn-Che-Chan.

Der Hauptinnhalt einer Ausarbeitung für den Schauplaz in Persien bezieht sich allemal auf einen Liebeshandel. Diese Leidenschaft hat für die Gemüther der hiesigen Landeseinwohner, die dem Frauenzimmer überaus sehr gewogen sind, mehr schmeichelndes, als alle Regungen von Grösse, Ehr-

begierde, und Ruhm. In dergleichen Lustspielen trift man keine heilsamen Lehren, und Vorschriften von Vermeidung des Lasters an. Bloß die Liebe herrscht darinnen vom Anfange, bis zu Ende. Unsere Stücken haben, wie mich dünkt, einen grossen Vorzug vor jenen, weil sich darinnen das Nüzliche nebst dem Angenehmen befindet, und daselbst allezeit die Tugend belohnt, und das Laster bestraft wird.

Um unsere, und die Persianischen Lustspiele mit einander noch besser zu vergleichen, ist es nöthig, daß ich dir einen richtigen Begrif gebe, wie man die Liebeshändel, die darinnen allemal der Hauptinnhalt sind, abhandelt, und ausführt. In dem ersten Auftritte erscheinen ordentlicher Weise die allerneuesten Schauspielerinnen, und geben eine Beschreibung von der Liebe, die öfters mehr geil, als bescheiden klingt. Sie schildern die Lockungen, die Reize, die Ergözlichkeiten, das Süsse, die Entzückungen dieser Leidenschaft. Bißweilen gedenken sie auch an die Wuth, an die Furcht, an die Eifersucht in derselben, so wie es etwan das aufzuführende Stück erfordert. Denn die ersten Auftritte sind gewissermasen Vorreden, die gar nicht zu dem Hauptstücke gehören, und bloß die Absicht haben, daß sie die Zuschauer zu dem Hauptstücke vorbereiten, und ihnen Lust dazu machen sollen. Zuweilen machen die Mädgen in diesen Vorreden von schönen Knaben rührende, und schmeichlerische Beschreibungen, wodurch aber keusche Ohren gar vielmals sehr verlezt werden.

Nach solchen abgesonderten Auftritten, nimmt das Hauptstück selbst seinen Anfang. Von Zeit zu Zeit theilt sich die Gesellschaft in zween Chöre, und macht mit

mit verliebten Liedern, und geilen Tänzen viel Rühmens von den Siegen eines Liebhabers über das Herz seiner Geliebten. Zu anderer Zeit klagen die Chöre darüber, daß ein anderer Liebhaber sich gefallen lassen muß, abgewiesen zu werden. Kurz, die Chöre richten ihre Lieder und Tänze nach dem Innhalte der Hauptauftritte ein, die allemal ohne Gesang vorgetragen werden. Zuweilen wird das Stück mit so zotenhaften, und schändlichen Unterredungen und Vorstellungen beschlossen, daß die allerunverschämtesten Ohren, und die allerlüsternsten Augen kaum in Stande sind, dergleichen Frechheit auszustehen. Freylich endigen sich eben nicht alle Lustspiele auf eine so geile Art. Doch die Anzahl derer, die also eingerichtet sind, erstreckt sich viel höher, als die übrigen, worinnen die Keuschheit ein wenig geschont wird.

Den Persianern sind dergleichen schändliche Vorstellungen gar nicht anstössig. Darüber darf man sich eben nicht wundern, da die Enthaltsamkeit in ihren Gedanken nicht etwan bloß ein Fehler, sondern gar ein Verbrechen ist. Was für Keuschheit soll man sich wohl von Leuten versprechen, denen die Religion zur Geilheit und Wollust sogar Vollmacht, und Befehl ertheilt?

Die Lustspiele sind aufrichtige Schilderungen der Völker, bey welchen sie gemacht werden. Ich habe von Engelländern gehört, daß in ihren Stücken für den Schauplatz viele wichtige Sittenlehren vorkommen, daß aber auch ein grausames und wildes Wesen darinnen überall hervorleuchtet. Es ist dir bekannt, daß die Französischen Trauerspiele, die du gelesen hast, die Franzosen vollkommen abschildern. Man er-

erblickt darinnen ihre verliebte, zärtliche, und leutselige Gemüthsart. Sogar ihre Eigenliebe wird man darinnen gewahr. Es finden sich darinnen wenig Helden, die sich nicht rühmen, wenn sie von ihren Thaten reden.

Die Chineser lassen, als eifrige Liebhaber der Wissenschaften, und der Weltweisheit, viel von der Sittenlehre in ihren Trauerspielen einfliessen. Allein, mich dünkt, sie schränken sich gar zu sehr auf ein einziges Augenmerk ein, und sind damit zufrieden, daß sie den Leuten Liebe zur Tugend, und Abscheu gegen das Laster einflössen, wobey sie alles übrige verabsäumen, was dazu dienen kann, daß das Angenehme und Nützliche in einer Verbindung beysammen stehen. In unsern Lustspielen, lieber Yn-Che-Chan, beobachten wir keine von denjenigen Regeln, wodurch es die Griechen vor Zeiten zur Vollkommenheit brachten, und durch deren Anleitung die Franzosen seit hundert Jahren so weit, als die Griechen gekommen sind. Ich gestehe es dir aufrichtig, wenn wir uns auch nicht sogar genau an die Regeln binden wollten, welche die Europäer die drey Einheiten nennen, so wünschte ich doch, daß wir in unsern Stücken wenigstens etwas mehr Wahrscheinlichkeit anzubringen suchen möchten. Zuweilen richten wir es so ein, daß ein Kind mitten in einem Lustspiele gebohren wird, und am Ende desselben über dreyßig Jahre alt ist. In dem Trauerspiele z. B., welches der kleine Wayse von dem Hause Tschao überschrieben ist *, kommt

* Von diesem Stücke hat der Pater du Halde eine vollständige Uebersezung geliefert.

dieser Waysе in Zeit von einer Stunde auf die Welt, wird sehr weit weggeführt, daselbst erzogen, kommt in einem Alter von 25. Jahren nach Pecking zurück, und eröfnet dem Kayser, daß dessen erster Geheimder Rath Tou-npan-cou seinen Vater ungerechter Weise getödtet hat. Der Kayser wird von den Gründen des Waysen überführt, sezt ihn in alle Vorrechte wieder ein, die seinem Vater genommen worden sind, und läßt seinen Rath tödten.

So viele Sachen können nicht anders, als in Zeiten, die sehr weit von einander entfernt sind, vorgegangen seyn. Hier aber werden sie so nahe neben einander gesezt, daß man dadurch allen Regeln der Wahrscheinlichkeit zu nahe tritt, und folglich ein grosser Theil des Vergnügens wegfällt, das die Zuhörer haben würden, wenn man ihnen Begebenheiten vorstellte, die besser geordnet, und mehr nach der Kunst eingerichtet wären. Der Dichter hätte nur die ersten Unglücksfälle des Waysen durch etliche Schauspieler erzählen lassen dürfen, und ihn nicht eher auf den Schauplatz bringen sollen, als in dem Augenblicke, da er in Pecking ankommt. Alsdenn würde die einzige Entdeckung des Verbrechens von dem Tou-ngan-cou den Haupt-Innhalt des Stücks ausgemacht haben.

Unsere Dichter berauben sich selbst eines Hauptvortheils, wenn sie alle Erzählungen als matt verwerfen, und die allerunerheblichsten sowohl, als die grausamsten Dinge, eines so gut als das andere, in ihre Gespräche, und auf die Schaubühne bringen.

Die

Die Europäer sind nach meiner Meynung viel klüger. Sachen und Umstände, welche wegen ihrer Unerheblichkeit in einer Unterredung verdrüßlich werden, bringen sie in eine Erzählung, und stellen dem Zuschauer niemals Gegenstände vor, deren Anblick schrecklich ist. In eben diesem Stücke von dem Waysen, wovon ich dir gleich itzt gesagt habe, erdrosselt sich die Princeßinn, die seine Mutter ist, selbst auf der Schaubühne. Eine so entsezliche Handlung sollte man den Zuschauern nicht zu sehen geben. Die Umstände des Todes dieser Princeßinn sind zwar allerdings zu dem Stücke von Wichtigkeit. Indessen hätte es nichts davon verlohren, wenn man sie auf eine andere Art abgehandelt hätte. Sie stirbt, weil sie siehet, daß der Arzt, der ihr verspricht, ihren Sohn beym Leben zu erhalten, befürchtet, sie möchte etwan einmal das Geheimniß entdecken, und ihn durch eine solche Schwazhaftigkeit unglücklich machen. Dieser Zweifel des Arztes sezt sie in Unruhe. Sie befürchtet, er möchte ihren Sohn nicht verbergen, sondern vielmehr dem Tyrannen ausliefern; in diesem Augenblicke faßt sie einen edelmüthigen Entschluß, und tödtet sich, um ein Geheimniß mit sich zu vergraben, wovon der Arzt ganz allein Wissenschaft haben soll. Ihre Reden in den lezten Augenblicken ihres Lebens sind sehr rührend. Man erblickt darinnen zugleich die zärtliche Mutter, die großmüthige Heldinn, und die natürlichen Regungen, welche ein herannahender Tod auch in den allerunerschrockensten Gemüthern erweckt. Geht, spricht sie, Tching-yng, entsezt euch nicht, fürchtet euch für nichts ... Hört mich an .. Sehet meine Thränen .. Sein Vater

ter ist durch den Stahl gestorben; Wohlan, die Mutter soll ihm nachfolgen.

Ferner finde ich, lieber Yn-Che-Chan, in unsern Stücken auch noch diesen Fehler, daß jeder, der auf die Schaubühne tritt, sich selbst anmeldet, und ohne alle Veranlassung sagt: Ich bin dieser oder jener. Wann es einmal, und nicht immerfort geschähe, so möchte es noch hingehen. Aber so ist kein einziger, der nicht seinen Vortrag auf eben diese Art anfängt. Wie ist es wohl wahrscheinlich, daß Tching-yng, der Princeßinn ihr Leibarzt, bey seinem Eintritte in ihr Zimmer spricht: Ich heisse Tching-yng, und bin meiner Handthierung nach ein Arzt. Ich stehe bey dem Eydam des Königes in Diensten; Er bezeigte mir Gnade, die er andern nicht erwies. Gegen wen führt er solche Reden? Gegen sich selbst, Dieses ist lächerlich. Gegen die Zuschauer? So ist es ein Kennzeichen, daß es dem Dichter an Wize fehlt, einen Schauspieler den Leuten ohne Anzeige seines Namens kennbar zu machen, und der deßwegen ohne die geringste Veranlassung, und Ursache herer-zählt, warum er einen jeden auf die Bühne treten läßt. Dergleichen Arten des Wohlstandes beobachten die Europäer besser, als wir; Und ich kann die Vorschriften nicht sehr genug loben, die einer von den größten Französischen Dichtern, deren Schriften die Mißionarien uns geliehen haben, ihnen in diesem Falle giebt. Seine klugen Vorschläge lauten also:

Ein Dichter eines Stücks muß gleich im Anfang sich *
Ganz ungezwungen von dem Hauptinnhalt erklären.
Es ist mir allemal ein Redner lächerlich,
Der gar nicht weiß, wie er mich davon soll belehren,
Der seine Nachricht mir dadurch verdrüßlich macht,
Daß er den Handel mir auf schlechte Art erzählet,
Viel besser, wenn er gleich schlechtweg den Namen sagt,
Und spricht: Ich bin Orest, als daß er lang sich quälet,
Und durch ein leer Geschwäz die Ohren mir betäubt,
Wobey er dem Verstand gar nichts zu denken giebet.

Du siehest wohl, werther Yn-Che-Chan, daß dieser wizige Schriftsteller sowohl die tadelt, welche, wie gewisse Europäer, ihren Vortrag verwirrt einrichten, als auch solche, die, wie unsere Chineser, ohne die geringste Veranlassung ihren Namen herbeten und sagen: Ich bin Tou-ngan-cou, Ich bin Kong-lou.

Da ich einmal sage, was mir durchgängig in unsern Lustspielen tadelhaft scheinet, so will ich auch noch dieses erinnern, daß ich wünschte, man möchte

 den

* Que dès les premiers Vers l'action preparée
Sans peine du sujet applanisse l'entrée.
Je me ris d'un acteur, qui lent à s'exprimer,
De ce, qu'il veut, d'abord ne sait pas m'informer;
Et qui debrouillant mal une penible intrigue,
D'un avertissement me fait une fatigue.
J'aimerois presque autant, qu'il declinât son nom
Et dit: Je suis Oreste, ou bien, Agamemnon,
Que d'aller par un tas de confuses merveilles,
Sans rien dire à l'esprit, étourdir les oreilles.

Boileau, Art Poetique.

den Gesang ganz und gar weglassen. Wenigstens sollte es den Hauptpersonen niemals erlaubt seyn, in den rührendsten Stellen ihres Vortrags zu singen. Diese seltsame Vermischung von Reden und Singen auf einmal benimmt der Wahrscheinlichkeit sehr viel. Die Europäer haben auch Stücke, die sie singen. Wo sie aber singen, da wird gar nichts rednerisch vorgetragen, und wo das leztere geschicht, daselbst wird wieder gar nicht gesungen. Ich will hiermit gar nicht etwan sagen, als ob der Gesang die grossen Leidenschaften der Seele nicht lebhaft ausdrücken könne. Ich meyne nur, man soll nicht auf eine seltsame Weise beydes durch einander mengen.

Hier hast du, lieber Yn-Che-Chan, meine Meynung von den Ausarbeitungen unserer Schaubühne, die, wie mich dünkt, viel schlechter sind, als die Europäischen. Indessen giebt es darinnen auch viele gute Stellen, und ich weiß keinen Französischen Dichter, der einen Auftritt ausgearbeitet hätte, worinnen der Vortrag so schön eingerichtet wäre, als in dem Auftritte, wo der Arzt seinen eigenen Sohn, um das Leben des Waysen zu erhalten, hingeben, und selbst sterben will, damit nicht eine grosse Menge zarter Kinder ermordet werden sollen. Nicht weniger klingt auch dasjenige schön, was ein edelmüthiger Alter diesem Arzte sagt. Erlaube, daß ich meinen Brief mit diesem schönen Auftritte beschliesse.

Tching-Yng.

„Gnädiger Herr, weil Sie alles, was vorgegan-
„gen ist, sogar gut wissen, so will ich davon nicht
„reden.

„reden. Das aber will ich Ihnen sagen, was Sie „vielleicht nicht wissen, daß die Princeßinn, da sie in „ihrem Pallaste gefangen saß, einen Sohn auf die „Welt gebracht hat, dem sie den Namen des Way„sen von dem Hause Tschao gab. Eben dieses ist „der kleine Erbe, von welchem ich redete. Alle mei„ne Furcht beruhet darauf, daß etwan Tou-ngan„cou es erfährt, und ihn wegnehmen läßt. Denn „wenn er ihm einmal in die Hände fällt, so läßt er „ihn ohne Barmherzigkeit ermorden, und auf solche „Weise behält das Haus Tschao keinen Erben.

Kong-Lun.

„Hat jemand diesem armen kleinen Waysen das „Leben gerettet? Wo ist er?

Tching-Yng.

„Gnädiger Herr, Sie bezeigen gegen diese ganze „Familie so viel Mitleiden, daß ich Ihnen nichts „verheelen kann. Die Princeßinn übergab mir vor „ihrem Tode ihren Sohn, und bat mich, für ihn zu „sorgen, bis er groß werden, und sich an den Fein„den seines Hauses rächen könnte. Da ich mit die„sem kostbaren Pfande aus dem Pallaste wegging, „so fand ich den Han-Koue an der Thüre. Dieser „ließ mich hinaus, und tödtete sich vor meinen Au„gen. Ich ergrif mit dem kleinen Waysen die Flucht, „und wußte für ihn keinen sicherern Ort, als bey Ih„nen. Ich weiß, gnädiger Herr, daß Sie mit dem „Tschao-tun in der vertrautesten Freundschaft ge„lebt haben. Ich zweifle nicht, Sie werden sich „über seinen armen kleinen Sohn erbarmen, und „ihm das Leben erhalten.

Kong-Lun.

„Wo habt Ihr denn das liebe Kind gelassen?

Tching-Yng.

„Hier draussen unter den Banabas-Stauden.

Kong-Lun.

„Laßt euch nicht bange seyn, geht, holt es, und „bringt es mir her.“

Tching-Yng.

„Sie wissen nicht, gnädiger Herr, daß Tou-ngan-„cou, da er sieht, daß ihm der Wayse entkommen „ist, alle Kinder, die ohngefähr so alt als er sind, „tödten will. Meine Absicht ist, dieses Kind bey „Ihnen zu verstecken. Auf solche Weise handele ich „allen meinen Pflichten gegen seine Eltern gemäß, „und errette allen unschuldigen Kindern im König-„reiche das Leben. Ich stehe itzt in meinem 45sten „Jahre. Ich habe einen Sohn, der ohngefähr „eben so alt, als unser geliebtester Wayse ist; die-„sen will ich für den kleinen Tschao ausgeben. Mel-„den Sie dieses dem Tou-ngan-cou, und sprechen, „ich habe den Waysen, den er suchen läßt, bey mir „versteckt. Wir beyde, ich und mein Sohn, wollen „sterben. Sie aber mögen den Erben Ihres Freun-„des erziehen, bis er im Stande ist, seiner Eltern „Tod zu rächen; was halten Sie von diesem An-„schlage? Gefällt er Ihnen?

Kong-Lun.

Wie alt sprecht ihr, daß Ihr seyd?

Tching-Yng.

„Ich bin fünf und vierzig Jahre alt.

Kong-Lun.

„Dazu, daß dieser Wayse sein Geschlecht rächen „kann, werden zum wenigsten zwanzig Jahre erfor„dert. Um diese Zeit herum seyd ihr etwan 65. Jah„re, ich aber 90. Jahre alt. Wie wäre es mir bey „einem solchen Alter möglich, ihm zu helfen. O „Tching-Yng, da Ihr einmal euren Sohn auf„opfern wollt, so bringt mir ihn hieher, und ver„klagt mich bey dem Tou-ngan-cou, daß ich den „Waysen, den er gern haben will, bey mir verbor„gen halte. Tou-ngan-cou wird mit seinem Heere „kommen, und dieses Dorf umringen; Ich werde „mit eurem Sohne sterben; Ihr werdet den Way„sen von Tschao erziehen, bis er sein ganzes Haus „rächen kann. Dieser Anschlag ist noch viel sicherer, „als der eurige; Was meynet ihr?

Tching-Yng.

„Ich halte ihn ebenfalls für gut. Allein er wür„de Ihnen theuer zu stehen kommen. Wir wollen „lieber die Kleider des kleinen Tschao meinem Soh„ne anziehen. Gehen Sie, geben Sie mich bey dem „Tyrannen an. Ich und mein Sohn wollen mit „einander sterben." Lebe wohl, lieber Yn-Che„Chan.

Ispahan. —

Der vier und zwanzigste Brief.

Sioeu-Tcheou, an Yn-Che-Chan.

Gestern bin ich in der Oper gewesen. Der prächtige Anblick davon, lieber Yn-Che-Chan, fiel mir auf eine angenehme Art in die Augen. Die Franzosen haben bey den Vorstellungen dieser Trauerspiele, wo alles gesungen wird, alles zusammen genommen, was nur am nachdrücklichsten vermögend ist, die Leidenschaften zu schmeicheln. Durch prächtige Auszierungen, durch bewundernswürdige Veränderungen des Schauplazes, die gleichsam von der Zauberey ihr Daseyn erhalten zu haben scheinen, wird das Auge belustiget. Dem Gehöre wird durch wohlklingende Töne Gnüge geleistet. Das Herz wird durch den Gesang der zärtlichsten und rührendsten Reime erweicht. Zur Vermehrung solcher verführerischen Belustigungen, welche dieses Schauspiel verschaft, hat man Tänze damit vereiniget, welche alles beleben, was etwan in der Musik zu matt seyn möchte. Solchergestalt wechseln die verschiedenen Gegenstände hinter einander, doch allerseits auf eine einnehmende Weise für die Zuschauer, ab, und haben auf mancherley Art einerley Wirkung zum Endzwecke.

Ich möchte fast sagen, mein lieber Yn-Che-Chan, man mag ein noch so strenger Philosoph seyn, so sey es doch unmöglich in die Oper zu gehen, und nicht Regungen zu empfinden, welche die allerstrengste Tugend nicht dämpfen kann. Jener Schüler des

Plato,

Plato, Xenocrates, lag ehemals bey einer Buhlschwester von ausnehmender Schönheit, und ließ sich doch durch ihre Liebkosungen, und Hanthierungen mit ihren Händen nicht aus seiner Ruhe bringen, oder zur Wollust verleiten. * Sollte eben dieser Xenocrates in der Oper zu Paris seyn, und die Sale tanzen sehen, oder die Pelißier singen hören, so würde er sich selbst ganz anders beschreiben, als die Buhlschwester ihn beschrieb. Er würde ohne Zweifel,

* Wir wollen die Geschichte von dem Xenocrates, wie sie Valerius Maximus im 4ten Buche, im 3ten Hauptstücke Lateinisch erzählet, in der Deutschen Uebersetzung hier beyfügen: „Phryne, eine sehr vornehme Buhlschwester zu Athen, „hatte sich am Venus-Feste zu dem Xenocrates, da er trunken war, geleget, und vorher mit jungen Leuten gewettet, „daß sie diesen enthaltsamen Mann zur Unzucht verführen „wollte. Der Weltweise ließ sich von ihr angreifen, redete „mit ihr, ließ sie so lang, als sie wollte, neben sich liegen, „und schickte sie wieder fort, ohne daß sie ihre Absicht erreichet hatte. Gewiß eine sehr enthaltsame That einer mit „Weisheit erfüllten Seele! Aber auch die Rede der Buhlschwester klingt sehr artig. Da die Jünglinge sie auslachten, „daß sie, als ein so schönes, geputztes Frauenzimmer, einen „alten betrunkenen Mann durch ihre Lockungen nicht zur „Wollust hatte verleiten können, und da sie von ihr verlangten, was sie bey der Wette versprochen hatte, so war ihre „Antwort: Sie hätte mit ihnen über einen Menschen, und „nicht über eine Bildsäule gewettet. Kann wohl diese Enthaltsamkeit des Xenocrates von irgend jemanden wahrhafter, und eigentlicher beschrieben werden, als sie von der „Buhlschwester selbst mit Worten ausgedrücket ist? Phryne „hat durch ihre Schönheit die standhafteste Enthaltsamkeit „des Weltweisen auch nicht im mindesten wankend machen „können.

fel, denen, die es ihm etwan für übel halten sollten, daß er sich durch diese gefährlichen Weibsbilder habe verführen lassen, die Antwort ertheilen: **Ich bin kein steinern Bild.**

Ehe ich in der Oper gewesen war, mein lieber Yn-Che-Chan, dachte ich nicht, daß es möglich wäre, bey einem Stücke, wo alles gesungen wird, ein eben so gerührtes Herz zu haben, als bey einem andern, wo man ordentlich zu reden pflegt. In diesen Gedanken bestätigte mich noch dieses, daß mir die Gewohnheit unserer Schauspieler, in einerley Auftritte zu singen, und auch zu reden niemals gefallen wollte. Diese zwey Dinge neben einander schienen mir seltsam zu seyn. So ist es aber nicht, wenn beständig gesungen wird. Alsdenn vergessen die Zuhörer, so zu sagen, daß die Rede der Menschen sonst anders klingt, und stellen sich vor, als sey dieses der Klang der gewöhnlichen Sprache. Man gewöhnt sich an das Singen eben so, wie an die Dichtkunst, und läßt sich es eben nicht mehr wundern, wenn man jemanden singend, als wenn man ihn reimend sterben sieht. Durch den wohleingerichteten Klang der Tonkunst wird ein Herz eben so gut gerührt, als durch den angenehmen Ton der Verse. Es ist also bloß eine abgeschmackte und übel eingerichtete Vermischung des Gesangs, und des rednerischen Vortrags, welche beyden nachtheilig seyn, und sie an Hervorbringung ihrer Wirkung hindern kann, die sie gewiß allemal haben, wenn sie nicht entkräftet werden.

Ich dürfte beynahe glauben, mein lieber Yn-Che-Chan, das Singen schicke sich zu Ausdrückung, und Empfindung grosser Leidenschaften besser, als die ordentliche Rede. Der wohl zusammenstimmende Klang hat an sich selbst das Vermögen, uns zu rühren, und zu verführen. Geschickte Tonkünstler verstehen die Kunst, alle Leidenschaften rege zu machen. Bald erwecken sie, bald besänftigen sie. Manchmal zwingen sie Thränen aus, und versezen in eine angenehme Traurigkeit; Kurz darnach veranlassen sie eine Art von Wuth. Wenn der Dichter mit dem Tonkünstler zusammen tritt, und die Annehmlichkeit der Verse, und der Singekunst sich mit einander vereiniget, was darf man sich alsdenn nicht von beyden zugleich versprechen?

Die Tänze, die man auf geschickte Weise in der Oper unter den Gesang mischt, ziehen die Aufmerksamkeit der Zuschauer nicht im mindesten von dem Hauptgegenstande ab. Sie ermuntern dieselbe vielmehr gewissermaasen, und geben ihr neue Stärke. Diese Tänze sind allemal der Leidenschaft, die man zu erwecken trachtet, gemäß eingerichtet. Daher sezen sie das Herz in die Verfassung, daß es sich rühren läßt, und sie selbst verführen es zum Theil dazu. Die angenehmen und wohl eingerichteten Schritte in einer Sarabande, welche eine liebenswürdige Person auf der Schaubühne tanzt, sind Vorboten von den zärtlichen Liedern, die eine andere kurz darnach singen wird.

Ein alter Römer, werther Yn-Che-Chan, hat gesagt, alle Künste stünden, so zu sagen, in einer

gewis-

gewissen Verbindung. Eben dieses läßt sich von den verschiedenen Arten des Vergnügens in der Oper sagen. Sie wechseln mit einander ab, und zuweilen vereinigen sie sich alle auf einmal. Besonders zeigt sich in den Chören, die ordentlicher Weise am Ende des ganzen Stücks gesungen werden, alle Pracht des ganzen Schauspiels. Oefters führt man unter der Zeit, da ein schönes musikalisches Stück gespielt wird, einen prächtigen Tanz auf, und das musikalische Stück ist in zehen verschiedene Abtheilungen ausgearbeitet, um die Herzen noch desto mehr zu gewinnen. Während daß man auf eine so angenehme Weise belustiget wird, erhebt sich plözlich vor den Augen der bezaubernde Anblick eines Pallasts, der in einem Augenblicke gebildet, gebauet, und vollendet ist.

Du kanst dir, werther Yn-Che-Chan, gar leicht vorstellen, wie viel Geld dergleichen Kunstwerke kosten müssen, durch deren Vermittlung solche Wunderdinge hervorgebracht werden. Da ich über die Pracht der Veränderungen, und Auszierungen des Schauplazes meine grosse Verwunderung bezeigte, so fragte mich ein Franzose, der mein guter Freund ist, ob wir in Pecking auch so etwas, wie ihre Oper, zusehen hätten. Ich sagte zu ihm: wir haben nicht einmal zu Aufführung unserer Stücke einen bestimmten Plaz, sondern wir führen sie in den Bürgerhäusern auf, wo man sie zu sehen verlangt. „Wie? versezte der Franzose, sie haben „in China keine öffentliche Schaubühne. Sagen Sie „mir doch also ohnmasgeblich, wie sie es machen, wenn

„sie

„sie ihre Lustspiele vorstellen. Es ist etwas wunderbares,
„ daß ein so wiziges Volk, als die Chineser, sich so wenig
„ Mühe gegeben hat, die Schauspielkunst zur Voll-
„ kommenheit zu bringen, und das Vergnügen nebst
„ der Bequemlichkeit davon zu vergrössern. Wäre
„ man, wenn man ein Stück sehen wollte, hier in
„ Paris genöthiget, es in seinem Hause aufführen
„ zu lassen, so würde kaum der vierte Theil von den
„ Einwohnern an diesem Vergnügen Antheil zu neh-
„ men vermögend seyn. Wieviel Leute sind so reich,
„ daß sie zu einem solchen Aufwande die Kosten be-
„ streiten können? Ich räume Ihnen ein, was Sie
sagen, gab ich dem Franzosen zur Antwort. Da-
her ist auch leichtlich niemand ausser den Manda-
rinen, und etlichen sehr reichen Leuten, die in Pe-
cking Lustspieler zu sich kommen lassen, wenn sie
etwan einmal ein grosses Gastmahl anstellen. So-
bald die Gäste sich an die Tafel gesezt haben, tret-
ten vier oder fünf von den vornehmsten Lustspie-
lern in sehr schöner Kleidung in den Speisesaal,
fallen auf die Erde nieder, und schlagen viermal
mit dem Kopfe auf den Boden. Denn bey uns
gehet man mit den Lustspielern nicht so höflich,
als bey Ihnen hier um. Wir handeln unsern
Grundsäzen gemäß, und leben mit ihnen nach den
Begriffen, die wir von ihrem Stande, und von
ihrer Kunst haben. Nach diesem Zeichen der
Hochachtung stehen sie auf; Und ihr Oberhaupt
wendet sich zu dem vornehmsten unter den Gästen,
und übergiebt ihm ein Verzeichniß von den Lust-
spielen, die ihre Gesellschaft aufzuführen vermö-
gend ist. Hat man nun dasjenige ausgemacht,
wel-

welches vorgestellt werden soll, so wird mit einem musikalischen Concerte der Anfang gemacht. Unter der Zeit deckt man auf den Fusboden des Saales einen Teppich, und die Leute, die das Lustspiel aufführen, kommen aus einem darneben befindlichen Zimmer heraus, welches gleichsam der hintere Theil der Schaubühne ist. Hierinnen besteht die ganze Anstalt, die man bey uns zu Aufführung eines Lustspiels macht. Wollen die Damen dabey seyn, so begeben sie sich an einen Ort ausser dem Speisesaale, wo sie es mit anhören und ansehen, wenn es ihnen beliebt, ohne daß sie jemand zu sehen bekommt. Wollen sie aber nicht unbekannt bleiben, so öfnen sie die Gitter, hinter welchen sie stehen. Gleichwie es der Wohlstand nicht erlaubt, daß sie in unserm Lande bey öffentlichen Gastereyen erscheinen; eben so verbietet er auch, daß sie in einem Saale, wo Lustspiele aufgeführt werden, unter den Mannspersonen vermengt stehen, die öfters durch gute Speise und Trank wollüstig gemacht sind.

„Dergleichen vorsichtige Anstalten, sagte der „Franzos, müssen nothwendig ihre Lustspiele eben „so schläfrig machen, als die unkünstliche Art, wo„mit sie aufgeführt werden. Die Schönheit eines „Schauspiels beruht zum Theil auf dem Frauenzim„mer, welches allemal dabey die beste Zierde aus„machet. Man sieht dieses an solchen Tagen, da „sich keine Dame in den sogenannten Logen se„hen läßt. Dadurch verliert der Schauplaz viel von „seiner Annehmlichkeit, und merkt es gar sehr, daß

„es

„es nicht zugegen ist.“ Sie haben Recht, war meine Gegenantwort; Allein die Chineser sehen es lieber, wenn ihre Weibspersonen mit Liebe zur Tugend, und mit Wohlanständigkeit, als wenn ihre Schauspiele mit der Gegenwart ihres Frauenzimmers geschmückt sind. „Es ist die Art der „Morgenländer, versezte der Franzos, daß sie alle „Maasregeln, wozu ihre Eifersucht sie verleitet, „der Bemühung die Tugend zu befördern beylegen. „Ihre Schwachheit bemänteln sie mit allerhand „schönem, und scheinbarem Vorwande. Doch im „Grunde wissen die, welche sie kennen, schon, was „sie davon denken sollen. Alle die schönen Reden, „wodurch sie den Zwang rechtfertigen, den sie ihrem „Frauenzimmer anthun, könnte man mit gutem Rech„te den Reden unserer Mönche an die Seite sezen, „womit sie die Leute ermuntern, Allmosen zu geben. „Es geschicht dieses nicht etwan, weil sie selbst mild„thätig sind, sondern, weil sie von anderer Leute „Mildthätigkeit leben. Ein Chineser ist nicht tu„gendhafter, als ein Europäer. Er findet nur sei„nen Vortheil bey der Ausübung der Tugenden.“

Wenn wir uns, lieber Yn-Che-Chan, von allen Vorurtheilen losreissen, so werden wir finden, daß dieser Franzos vernünftig redte. Wir werden sehen, daß alle Menschen beynahe einerley sind, überall ihren Eigennuz zum Augenmerke haben, und die Ausübung gewisser Tugenden nach Beschaffenheit des Vortheils, den sie daher geniessen, mehr oder weniger befördern.

Mancher Scheinheiliger prediget von lauter Enthaltsamkeit, eifert unaufhörlich wider die Pracht, schmähet auf neue Moden, redet beständig von der genügsamen Lebensart der ersten Jahrhunderte, und ist doch wohl mehr geizig, als tugendhaft. Der Trieb, Geld zusammen zu scharren, ist die eigentliche Ursache seiner Heiligkeit.

Ein anderer Mensch entziehet sich dem Umgange der Leute, er verwirft alle Ergözlichkeiten, er lobt die Einsamkeit, er bringt sein Leben darinnen zu, er beklagt das Unglück der schwachen Sterblichen, die sich der Unruhe und Zerstreuung in Gesellschaften ergeben. Allein er besizt einen grossen Hochmuth, und da sein Vermögen nicht so groß ist, daß er in Städten herrlich davon leben kann, so entzieht er sich der menschlichen Gesellschaft, weil er nicht so oft, als er gerne möchte, darinnen sich lustig machen kann. Er ist tugendhaft; wenigstens dem äusserlichen Ansehen nach. Ginge es nur an, daß er so lasterhaft seyn könnte, als er wollte, so würde es mit seiner Tugend gar bald ein Ende haben.

Dieser und jener Mandarin redet beständig von der Nothwendigkeit großmüthig zu seyn, wenn man Vermögen besizt; Er behauptet, man sey nicht wahrhaftig groß, ausser nur, in wie ferne man andere Leute glücklich zu machen trachtet; Er theilt alle Tage von seinen Einkünften etwas aus; Er kommt den Dürftigen zuvor, und wartet nicht so lange, bis sie ihn um etwas ansprechen. Dieser so freygebige Mandarin würde vielleicht ein Geizhals seyn, woferne er nicht die Absicht hätte, sich bey

dem

dem Volke beliebt zu machen, einen ansehnlichen Theil der Einwohner von der Provinz auf seine Seite zu ziehen, und sich in der Freundschaft der Unterthanen eine sichere Zuflucht wider die Unbeständigkeit des Landesherrn vorzubereiten.

Ja, werther Yn-Che-Chan, wir wollen die Menschen recht prüfen, wir wollen sie in allen den verschiedenen Ständen ansehen; so werden wir sehen, daß fast alle ihre Tugenden bloß geschminkte Tugenden sind. Wir dürfen nur die Larve, die sie bedeckt, abnehmen, so werden wir sehen, daß sie verfälscht sind. So sehr verderbt ist durchgängig das menschliche Geschlecht. Niemals hat es das Gute, und das Wahre um sein selbst willen lieb. Allemal ist ein niederträchtiger und sklavischer Eigennuz die Ursache davon. Dieser Eigennuz hat zu allen Zeiten in der ganzen Welt geherrscht, und herrscht darinnen noch izt. Von dem Fürsten bis zum Handwerksmann ist alles seiner Herrschaft untergeben. Alles richtet sich nach seinen Eindrücken; Und es geschicht allemal mit der größten Mühe, und Noth, wenn gewisse vernünftige Weltweisen sich der Tyranney desselben entreissen; Denn wie kann man diese herrschende Leidenschaft anders nennen, nach welcher die Menschen sich bestreben, ihre Begierden zu befriedigen, und ihrer Eigenliebe Gnüge zu leisten? Unter allen Dingen, welche die Bemühung um die Klugheit zu übersteigen hat, ist dieses das lezte, da man genöthigt ist, alles, was man thut, seines eigenen Vortheils wegen zu thun. Man muß es in der Weltweisheit sehr weit gebracht haben, wenn man

in allen seinen Handlungen mehr auf das Allgemeine, als auf sein eigenes Beste sehen soll. Gleichwohl macht dieses eigentlich den wahren Weisen aus; Dieses ist es, wornach sich diejenigen am meisten bestreben müssen, die es ihm nachthun wollen.

Die Sittenlehre des Franzosen, mein werther Yn-Che-Chan, hat mich sehr weit von meinem Vorhaben abgebracht. Wir wollen wieder dahin zurückkehren. Die Pariser haben die Gewohnheit, Opern zu spielen, von den Italienern entlehnt. In Italien ist diese Gattung von Schauspielen schon lange vorher bekannt gewesen, ehe sie nach Frankreich kam. Ein gewisser berühmter Tonkünstler, mit Namen Lulli, war der erste, der auf Verordnung Ludwigs des Vierzehenden die erste Oper verfertigte. Diese erste Probe fand vielen Beyfall, man fuhr damit weiter fort, und die Veranstaltung solcher musikalischen Stücke wurde beständig beybehalten.

Man erzählt von dem izt genennten Lulli eine sehr lustige Geschichte. Es heißt, da er noch sehr jung, und weiter nichts, als ein Edelknabe gewesen sey, so habe er gehört, daß eine Princeßinn auf dem Spaziergange in den Gärten von Versailles zu andern Damen gesagt: „Hier steht ein leeres Fußgestelle; darauf hätte man auch eine Bildsäule sezen mögen." Nach diesen Worten sezte die Princeßinn ihren Weg weiter fort. Sobald in dem Gange weiter niemand war, zog sich Lulli ganz nackend aus, steckte seine Kleider hinter das Fußgestelle, und stellte sich darauf. In dieser Verfassung, als eine Bildsäule, wartete er, bis die Princeßinn auf ihrem

rem Rückwege etwan vorbey gehen würde. Sie kam auch wirklich einige Zeit darnach zurück. Und da sie von weitem sahe, daß an dem Orte eine Bildsäule stund, wo sie dem Ansehen nach eine zu sehen gewünscht hatte, so gerieth sie darüber in nicht geringe Verwunderung. „Ist dieses Hexerey, „sagte sie, was wir hier sehen? Wie kommt es, „daß izt eine Bildsäule auf diesem Flecke steht?“ Sie kam immer näher, und merkte nicht eher, was es wirklich war, als bis sie dem Bilde sehr nahe kam. Die Damen, und grossen Herren, die der Princeßinn Gesellschaft leisteten, wollten die lebendige Bildsäule ernstlich bestrafen. Sie aber vergab ihm diesen sonderbaren Einfall, und diese Unbesonnenheit, die dem Ansehen nach den Lulli unglücklich machen konnte, war die erste Stufe zu demjenigen Glücke, zu welchem er nach der Zeit gelangte. So macht es das Glück. Es bedient sich öfters der allerwunderbarsten Mittel, um einen Menschen in die Höhe zu bringen. Lebe wohl.

Paris. —

Der fünf und zwanzigste Brief.

Sioeu-Tcheou, an Yn-Che-Chan.

Seit dem ich mich in Paris befinde, mein lieber Yn-Che-Chan, bin ich schon etliche mal von grossen Herren zur Tafel gebeten worden. Die Art, wie die Franzosen einander des Mittags, oder des Abends zu Tische bitten, ist viel bequemer und natür-

licher, als jene, deren sich die Chineser bedienen. Bey den Gastereyen unserer Landsleute geht alles nach Regeln und gezwungen zu. Ein Europäer hat recht, wenn er sie für eine Einladung, sich etliche Stunden lang zu zwingen, und Gewalt anzuthun, betrachtet. In Pecking geht bey Mahlzeiten alles nach gewissen Ceremonien und eingeführten Gebräuchen? In Paris herrscht dabey Lustbarkeit, Freyheit, und Vertraulichkeit.

Ein Franzose, der seinen Freund zu Tische bitten will, sagt ohne Umstände zu ihm: Speisen Sie mit mir, oder er schickt ihm einen Bedienten, und läßt ihn zu sich bitten. Ein Chineser veranstaltet drey verschiedne Einladungen. Noch mehr, er thut es schriftlich. Es ist fast, als wollte man auf drey male jemanden auffordern zu erscheinen, und als besorgte man, die erste Andeutung möchte nicht genug seyn. Wozu dient es, daß man einem Menschen, den man den Tag vorher zum Mittagsessen eingeladen hat, den andern Morgen noch einmal schreibt, daß man ihn erwarte; Und warum muß man eben diese Bitte kurz zuvor, ehe es Tischzeit ist, noch einmal wiederholen?

Die Europäer haben recht, wenn sie alle diese unnüzen Umstände verwerfen. Seitdem ich hier an ihrer bequemen und natürlichen Lebensart einen Geschmack gefunden habe, so trete ich ihrer Meynung völlig bey. Höflichkeit ist freylich in dem Umgange mit Menschen eine höchstnöthige Sache; Doch ist zwischen einer beliebten Höflichkeit, und zwischen einem verdrüßlichen Ceremonielle ein sehr grosser Unterschied.

Unterschied. Ein Pariser, der sich an das lustige, und freye Wesen bey Gastereyen in seinem Lande gewöhnt hat, wo alle Gäste beysammen an einer Tafel sitzen, wo sie sich ohne Umstände und ungezwungen sezen, wo sie trinken, wenn sie dürstet, ohne auf die andern in diesem Falle zu warten, wo sie ohne Unterschied in alle Schlüsseln langen, wenn ihnen die darinnen befindlichen Speisen gefallen, kurz, wo sie an einem vergnügten Tage alles thun, was nöthig ist, um sich lustig zu machen, und nicht, um sich zu zwingen: Ein solcher Pariser, der zu dergleichen bequemen Gebräuchen gewöhnt ist, würde einen Chineser hundertmal verfluchen, der ihm bey einer Mahlzeit etwas zu essen geben wollte, und es dabey so machte, daß er sich zu Tode ärgern möchte.

Vor etlichen Tagen speisete ich des Abends bey einem sehr liebenswürdigen Herrn, der einen sehr guten Tisch hält. Es kam mir wunderbar vor, daß man mitten unter der Mahlzeit alle Bediente wegschickte, und den Befehl gab, Weinflaschen, in frisches Wasser gesezt, herbeyzuschaffen. Daß ich meine Leute wegschicke, sagte der Herr, dieses geschicht deßwegen, damit wir destoweniger gezwungen sind; Nunmehr dürfen wir uns in äussern Gesprächen nicht so sehr in Acht nehmen, und können uns mit mehrerer Freyheit lustig machen. Nach diesen Worten fing er an, ein sehr artiges Liedgen zu singen. Alle Gäste wiederholten das, was er sang. Kurz, bey dieser Mahlzeit ging es über die Maasen lustig und vergnügt zu.

Da der Herr vom Hause sein Liedgen zu Ende gebracht hatte, so sagte er zu mir: Mein Herr, ich nöthige Sie nicht, zu trinken; Sie werden sich hierinnen, so wie in allen andern Sachen, nach ihrem Durste, und nach ihrem Gefallen richten; Wir wollen nicht länger bey Tische bleiben, als Sie es für gut befinden werden. Ich sahe mit Verwunderung, werther Yn-Che-Chan, wie viel Vorzug die Französische Höflichkeit vor der Chinesischen hatte. In China leben wir, sagte ich zu mir selbst, wie Schulfüchse; die Pariser sind liebenswürdige Leute; diese wissen doch, sich ihre Ergözlichkeiten auf eine rechte Art zu Nuzen zu machen.

Den andern Tag nach diesem angenehmen Gastmale, welches weit in die Nacht hinein währte, sagte ich es einem von meinen Freunden, wie sehr mir die freye und ungezwungene Lebensart der Franzosen gefiel. Leben Sie denn, fragte er mich im Ernste, auch bey ihren Gastereyen gezwungen, und beobachten Sie das morgenländische Ceremoniell auch bey solchen Gelegenheiten? „Mehr, als Sie kaum „glauben werden, antwortete ich ihm. Wenn wir „zu jemanden zu Tische gehen, so müssen wir viel mehr „Umstände machen, als Sie in ihrer ganzen Lebenszeit „beobachten." Erzählen Sie mir doch, versezte er dagegen, wie es mit dem beschwerlichen Ceremonielle aussieht, das Sie bey Ihren Mahlzeiten beobachten. Ich werde es Ihnen vielen Dank wissen, wenn Sie mir Dinge sagen, die ein Europäer so gar gern und mit Vergnügen hört. „Ich „werde Ihnen, war meine Gegenantwort, mit vie-

„lem

„lem Vergnügen Ihren Willen erfüllen. Die Sä„le, wo die Chineser ihre Gastereyen anstellen, sind „gewöhnlichermaasen mit einer grossen Menge von „Blumentöpfen, von allerhand gemaltem Porcellain, „und mit andern Sachen mehr, woran sich das Au„ge belustiget, angefüllt. Jeder Gast hat seinen „Tisch vor sich, und selten sizen zween an einer „Tafel. Alle diese verschiedene Tische sind in zwo „Reihen gegen einander gesezt. Solchergestalt sizen „die Gäste einander gegen über, und können sehr be„quem einander sehen, und sprechen. Am Rande „der Tische stehen verschiedene Schüsseln von Por„cellain mit allerhand gehackten Speisen angefüllt, „die niemand anrührt. Diese Speisen stehen nur „zum Ansehen, und nicht zum Genusse da."

Wie ich weiter reden wollte, so fing mein Freund an zu lachen, und sagte mit einer spöttischen Mine: Sie besezen sonach Ihre Tafeln, wie der Kayser Diogabulus manchmal die seinigen besezen ließ. Man sezte lauter Schüsseln mit Stücken Holz auf, die durch die Kunst des Malers und Bildhauers die köstlichsten Speisen vorstellten. Ich würde also eben so gern bey diesem Kayser, als bey Ihren Landsleuten, zu Gaste gegangen seyn, weil man hier eben so, wie dort, nicht essen darf. Bey Ihren Schüsseln, die mit Speisen angefüllt sind, und wovon kein Gast etwas geniessen darf, erinnere ich mich der Körbe mit Zuckerwerk, die man bey etlichen Geizhälsen zum Nachtische aufsezt, und wovon niemand etwas nehmen darf, wenn er nicht von dem Wirthe ein finsteres Gesicht ha-

ben will. Teller, die man herum giebt, überläßt er noch zur Noth den Gästen, dieses aber steht ihm nicht an, daß man sich an seinen Körben vergreift. Wenn es die von ihm gebetenen Gäste so machten, wie er es haben will, so würde in zehen Jahren noch eben dasselbe Zuckerwerk auf dem Tische stehen. „Warten Sie doch, antwortete ich „meinem Freunde, Sie übereilen Sich mit dem „Tadel unserer Gebräuche. Man vergreift sich an „den Speisen, die den Rand der Tische anpuzen, „deßwegen nicht, weil sie zu grob, und bloß deßwe„gen hingesezt sind, damit sie den Platz voll machen. Wenn das ist, sagte mein Freund nochmals mit Lachen, so möchten Sie dieselben lieber gar nicht, oder etwan an ihrer Stelle andere hinsezen, deren man sich bedienen könnte. Sie mögen die Sache herumdrehen, wie Sie wollen, so bleibt es doch allemal dabey, daß entweder der Geiz Sie verleitet Speisen aufzusezen, die bloß zur Schau da stehen, oder ein lächerlicher Stolz, recht viele Schüsseln sehen zu lassen, zur Besezung aller Ränder der Tische mit Speisen Anlaß giebt.

„Es kann wohl seyn, daß Sie einigermaasen „recht haben. Doch wir wollen uns dabey nicht „länger aufhalten. Ich will in der Erzählung un„serer Gebräuche fortfahren. Sobald der, wel„cher die Gasterey ausrichtet, die Gäste in den „Saal geführt hat, so bewillkommet er einen nach „dem andern. Hernach nimmt er einen Becher von „Silber, oder Porcelain, füllt ihn mit Weine, hebt „ihn gegen den Himmel in die Höhe, und gießt

„ihn eine kurze Zeit darnach auf die Erde, um „durch diese Art der Ehrerbietung an den Tag zu „legen, daß er alles sein Vermögen als ein Ge„schenk vom Himmel betrachte.“

Diese Art zu beten, sagte der Franzos, ist schon sehr alt. Dergleichen Opfer mit Weine finden wir im Virgil, und in etlichen andern Dichtern. Freylich scheint uns dieses heut zu Tage lächerlich; vielleicht aber ist es nicht so sehr lachenswerth, als die Europäer sich vorstellen. Ein Volk hat sein Gebet zu der Gottheit auf diese, das andere auf jene Art eingerichtet. Sogar unter den Nationen, welche sich zu einerley Religion bekennen, ist in den äusserlichen Gebräuchen ihres Gottesdienstes allemal ein gewisser Unterschied. Wenn ich also sehe, daß ein Chineser, ehe er sich zu Tische sezt, Wein auf die Erde gießt, und dadurch dem Himmel für die empfangenen Wohlthaten danket, so wundert dieses mich eben nicht mehr, als wenn ich wahrnehme, daß ein Pariser die Augen auf die Erde niederschlägt, die Hand auf die Stirne, auf die Brust, und auf den Bauch legt; oder wenn ein Engelländer sich mit dem Kopfe bückt, den Hut vor das Gesicht hält, und in denselben hineinbetet. Einer von unsern besten Dichtern hat sehr vernünftig gesagt: *

Dieses ist das ewge Wesen, dem man dient und es nicht kennt,
Das der Erdkreiß im Gebete mit verschiednen Namen nennt.

„Es

* C'est cet Etre infini, qu'on sert, & qu'on ignore,
Sous des noms differens le monde entier l'adore.
Voltaire, Henriade Chant. VII.

„Es ist mir lieb, sagte ich zu meinem Freunde, „daß Sie, was diese Gewohnheit betrift, von meinen Landsleuten so vortheilhaft denken. Wer weiß, „ob Sie diese, die ich Ihnen nunmehr sagen werde, „auch also billigen? Wenn man sich bald an den „Tisch sezen will, so gießt der Wirth nochmals Wein „in ein Schälgen, und sezt ihn auf den Tisch, der „für den vornehmsten unter den Gästen bestimmt ist. „Jener will es nicht zulassen, daß sich dieser dergleichen „Mühe machen soll, und macht Anstalt, auf „seiner Seite ebenfalls ein Schälgen voll Wein auf „den Tisch des Wirths zu tragen. Hierauf überhäufen „diese beyden Leute einander um die Wette „mit Höflichkeiten, und dauert eine lange Weile.

So, was dieses anlangt, versezte mein Freund, so haben Sie ganz recht gesagt, daß ich es nicht billigen würde. Wenn sie doch dergleichen unbequeme Höflichkeiten, die nicht einmal so höflich sind, als sie meynen, gar einstelten. Was fangen denn unterdessen die andere Gäste an, und wie verhalten sie sich unter der Zeit, da diese beyden Leute einander durch lange Höflichkeits-Bezeigungen belästigen? Sonach verachten sie in ihrem Lande, um einen einzigen zu ehren, verschiedene andere Leute. Ich bin nicht in Abrede, daß es gewisse Leute giebt, denen man vorzügliche Ehre schuldig ist. Nur muß dieser Vorzug andern Leuten, die man nebst ihnen zur Mahlzeit bittet, nicht zur Last seyn. Unsere Höflichkeit ist, wie mich dünkt, besser, als die ihrige eingerichtet. Alle Gäste sizen beysammen an einer einzigen Tafel, und es wird allen einerley Speise, und zu gleicher Zeit vorgesezt.

„Ich

„Ich gebe Ihnen Recht, antwortete ich meinem „Freunde. Doch werden Sie vielleicht wider die „Ehre, die man dem vornehmsten Gaste bey uns er„weist, nicht so viel einzuwenden haben, wenn ich „Ihnen sage, was für Leuten sie eigentlich wieder„fähret. Es muß einer vorhanden seyn, der ein „sehr grosses Ehrenamt bekleidet, ausserdem hat ent„weder der Aelteste unter der Gesellschaft, oder ein „Fremder die Oberstelle. Sogar unter den Frem„den wählt man den, der von dem entferntesten „Orte herkommt. Wenn sich also ein Europäer „bey unsern Gastereyen befindet, so sizt er fast alle„mal oben an, es müßte denn ein Mandarin vom „ersten Range zugegen seyn, in welchem Falle er „den zweyten Plaz bekommt. Sie sehen also, daß „allemal die schuldige Ehrfurcht gegen alte Leute, „oder die Pflichten des Gastrechts entscheiden, wer „bey unsern Gastereyen oben an sizen soll. Wenn „sie in Paris ihre Gäste sezen sollten, wer weiß, „ob sie auf dergleichen Wohlstand sehen würden. Un„sere Höflichkeit hat zuweilen etwas gezwungenes, „doch ist sie allezeit den Regeln der Bescheidenheit „und Gutherzigkeit gemäß eingerichtet. Ich glaube „nicht, daß sich eben dergleichen von der ihrigen „sagen läßt. Sie scheint mir vielmehr so eingerich„tet, daß sich die Schalkheit, und Treulosigkeit dar„hinter versteckt.

„Indessen wollen wir darüber keine umständliche „Untersuchung anstellen. Ich will lieber fernerweit „Ihnen erzählen, was Sie vielleicht zu wissen be„gierig sind. Wenn sich alle an den Tisch gesezt ha„ben,

„ben, so nimmt die Gasterey damit den Anfang,
„daß man unvermischten Wein trinkt. Der Wirth
„sezt das eine Knie auf die Erde, und spricht laut:
„Meine Herren, Sie werden gebeten, nach der
„Trinkschale zu greifen.“

Ey, ey, sagte mein Freund, hier vergebe ich ihnen weder die Kniebeugung des Wirths, noch seine Ermahnung, nach der Trinkschale zu greifen. Wenn dergleichen Bitte gerade weg von dem Wirthe geschicht, so scheinet es mir viel vernünftiger, und das freundschaftliche. Laßt uns einmal trinken, hier in Paris gefällt mir besser, als alle die weitläufftigen, und ein wenig traurigen Umstände, wovon Sie mir sagen.

„Wenn Sie schon an diesem Gebrauche, fuhr ich
„fort, ein Mißfallen haben, so sehe ich voraus,
„daß Ihnen der folgende eben nicht besser gefallen
„wird. So bald die Bitte des Wirths vorüber
„ist, so fassen die Gäste insgesamt ihre Trink-
„schale mit beyden Händen an, heben sie bis an die
„Stirne in die Höhe, halten sie nach diesem etwas
„niedriger, als die Tafel, bringen sie endlich ganz
„langsam an den Mund, und trinken sie auf drey
„oder viermal aus“ Poz tausend, schrie mein Freund, da geht es ja zu, wie bey uns in der Messe! Sind diese Umstände etwan bey Ihnen eingeführt worden, seitdem die Missionarien in China sind? Es ist bald, als hätten sie von ihnen gelernt Messe lesen. „Diese Gewohnheiten, gab
„ich ihm zur Antwort, sind bey uns schon lange
„vorher üblich gewesen, ehe wir einen Europäer zu
„sehen

„sehen bekommen haben. Und wenn man dasjeni„ge glauben darf, was die Hälfte von Ihnen in „Ansehung der Messe sagt, so werde ich nicht zuviel „wagen, wenn ich spreche, daß die Gebräuche bey „unsern Gastereyen noch viel älter, als jene seyn „müssen. Unter der Zeit, daß die Gäste trinken, „sezt man ihnen etliche Gerichte vor. Alsdenn bit„tet sie der Wirth zu essen, wie er sie zuvor zu „trinken ermuntert hat. Diese Schlüsseln werden „zwanzig bis vier und zwanzigmal auf und abgetra„gen, und jedesmal wird gebeten zu trinken. Es „steht jedem frey es abzuschlagen, und die Trink„schalen, deren man sich bedient, sind sehr klein." Wenn man sie sehr oft zur Hand nimmt, sagte mein Freund, könnte man damit eben das ausrichten, was wir mit unsern kleinen Gläsern thun, und man möchte sich wohl, diese Vorsicht ohngeachtet, zu betrinken im Stande seyn. „O jar „gab ich zur Antwort, zuweilen geschicht dieses in China, „und zwar um desto leichter, da man bey dem Nach„tisch die kleinen Schalen wegnimmt, und an ihrer „Stelle grössere herumgiebt. Die Bedienten sind „auf alle Zeit bey der Hand, und füllen sie mit war„men Weine, wovon sie grosse Gefässe voll im Vor„rath haben." Was, sagte mein Freund mit vieler Verwunderung, am Ende der Mahlzeit trinken Sie warmen Wein? „Nicht allein, war mei„ne Antwort, am Ende, sondern auch beym Anfan„ge. Denn wir trinken den Wein niemals frisch." Alle ihre Gebräuche, erwiederte mein Freund, lasse ich noch eher gelten, als den leztern. Den Wein vom Eise weg trinken, mag noch seyn. Aber

warm

warm zu sich zunehmen, pfuy, nur Kranke können dergleichen Getränke vertragen, denen man eingeweichte, geröstete Brodschnitten giebt. „Vom „Geschmack läßt sich nicht viel reden, versezte ich „dagegen; Einem Chineser schmeckt frischer Wein „eben so schlecht, als einem Europäer der warme. „In Sachen, die bloß auf die Empfindung der Sinne beruhen, muß es jedwedem erlaubt seyn zu wählen, was ihm die angenehmste Empfindung verursachet. Wir dürfen nicht erst nach China gehen, „wenn wir von der Verschiedenheit des Geschmacks „Beyspiele suchen wollen. Ich kenne Franzosen, „die mich versichert haben, sie wollten lieber verhungern, als manche gewürzte Speisen essen, worauf sich die Italiener viel zu gute thun. Lebe wohl, lieber Yn-Che-Chan, und melde mir, wie du dich befindest.

Paris. —

Der sechs und zwanzigste Brief.

Sioeu-Tcheou, an Yn-Che-Chan.

Es ist mir noch nicht entfallen, was ich dir, werther Yn-Che-Chan, vor einiger Zeit versprochen habe, daß ich dir nemlich zeigen wollte, was für Aehnlichkeit zwischen dem Lehrbegriffe unseres Tchin, jenes Weltweisen, der es mit den neuen Auslegern hält, und zwischen den Lehrsätzen der alten Schüler des Epikurs sey. Heute will ich mein Versprechen erfüllen,

füllen, und dir, wie ich hoffe, deutlich zeigen, daß die Lehrsätze der neuen Ausleger den Lehren der größten Weltweisen, die Griechenland ehemals aufzuweisen hatte, gemäß sind. Wir werden sehen, daß Menschen, die einander völlig unbekannt sind, die weder einerley Erziehung, noch Religion, noch sogar einerley Vaterland gehabt haben, bey welchen folglich nicht einerley Vorurtheile statt finden konnten, in den allertieffsinnigsten Sachen doch einerley Begriffe haben. Sollte es also wohl unrecht seyn, wenn man aus der Gleichförmigkeit der Begriffe den Schluß machen wollte, daß sie richtig seyn müssen, weil sie so zu sagen grossen Männern, sie mögen zu einer Zeit, und in einem Lande gelebt haben, wenn, und wo sie wollen, natürlich, und angebohren zu seyn scheinen?

Wir wenden uns nun, werther Yn-Che-Chan, zu der Aehnlichkeit der Lehrgriffe des **Epikurs**, und des **Tchin. Himmel und Erde**, spricht unser Chinesischer Weltweise, * **waren noch nicht, da sich mitten in einem leeren Raume weiter nichts, als ein überaus sehr in einander gemengtes Wesen befand.** Hier hast du, lieber Yn-Che-Chan, den leeren Raum, und die Atomen, oder Sonnenstäubgen des **Epikurs**, und **Demokrits**, die ewigen Grunddinge aller Wesen. Nach der Meynung dieser Griechischen Weltweisen wurde das Weltgebäude aus zweyerley sehr verschiedenen Naturen, nemlich **Kör-**

 per,

* Der Pater du Halde hat das Buch dieses Chinesischen Weltweisen übersezt.

per, und Raum, † gebildet. Durch den Körper verstunden sie die Atomen, welche, da sie ewig waren, ihrer Festigkeit wegen durch keine Macht vernichtet werden konnten. Diese kleinen ewigen und dichten Körperchen waren die Ursache, und die Grundtheile aller Wesen, sie waren zu aller Zeit in dem Raume oder in dem unermeßlichen Leeren vorhanden. Wir wollen hierüber einen berühmten Epikuräer anhören, und wir werden sehen, daß er gerade das saget, was die Chineser sprechen. Die Natur ist von sich selbst vorhanden, sie besteht aus zweyerley Sachen; diese sind der Körper, und der leere Raum. †† Man darf nur an statt des Worts Körper das Wort Substanz, oder selbstständiges Wesen sezen, da sie beyde einerley Bedeutung haben, so wird man sehen, daß nicht nur die neuen Chinesischen Ausleger mit den alten Griechen einerley Gedanken gehabt, sondern sich auch durch einerley Worte ausgedrückt haben.

Wir wollen gegenwärtig in der Prüfung der beyden Lehrbegriffe weiter fortfahren. Bey der Bildung des Weltgebäudes erhuben sich die dünnsten und

† Unde omnis rerum nunc constet summa creata,
Principio quoniam duplex natura duarum
Dissimilis rerum longe constare reperta est
Corporum atque loci, res in quoque generantur.
Esse utramque sibi per se puramque necesse est.
Lucret. de Rer. Nat. L. I.

†† Omnis ut est igitur per se natura duabus
Consistit rebus, nam corpora sunt & inane.
Id. ib.

und leichtsten Theilgen der Substanz, nach dem Vorgeben des Chinesischen Weltweisen, sie entgingen einander, und hüpften anfangs schnell in dem unermeßlichen leeren Raume. Die nicht so reinen, und die schwerern Theilgen fielen gar bald hinunter, und vereinigten sich mit einander in dem Mittelpuncte des leeren Raumes. Durch diese Bewegung der verschiedenen Theile von der Substanz wurde das Weltgebäude so, wie es gegenwärtig ist, gebildet. Sonne und Sterne nebst allen Feuerkugeln entstunden von den leichtesten, und dünnsten Theilgen. Solche, die nicht gar zu leicht und dünne waren, dienten zur Verfertigung des Mondes, und der Irrsterne. Die Erde bekam ihr Daseyn von den dicksten und gröbsten Theilen. Zwischen diesen Theilen war eben derjenige Unterschied, der sich zwischen den Elementen befindet, welche gleichwohl, da sie von einer und eben derselben Substanz herkommen, immerfort in ihrer Natur etwas gemeinschaftliches unter einander behalten, sie mögen uns gleich noch so sehr entgegen gesezt scheinen. Solchergestalt haben Erde und Wasser, die beyde, wie es scheint, ihrer Natur nach kalt sind, verschiedene Grundtheilgen von Wärme bey sich, ob wir gleich dieselben nicht gewahr werden können. Z. B. die Luft, die wir ohne Aufhören in uns ziehen, oder herausstossen, verdünnet sich, wenn sie herausgehet, und breitet sich aus, weil sich etwas Wärme darinnen befindet. Eben diese Luft wenn sie eingezogen wird, und in die Lunge kommt, zieht sich zusammen, und wird derb, weil sie von Natur kalt ist, ohngeachtet sie nicht ganz und gar von der Natur der Wärme ausgenommen ist.

So sieht, lieber Yn-Che-Chan, das Lehrgebäude des Tchin aus, wenn wir es in seinem wahrhaften Lichte betrachten. Hoffentlich wirst du mir einräumen, daß ich auf einer Seite soviel, als jener Schriftsteller auf dreyßig Seiten gesagt habe. Sein einziger Fehler, wenn er ja dergleichen hat, besteht darinnen, daß er zu weitläuftig in seinem Vortrage ist. Doch wir wollen uns dabey nicht aufhalten, daß wir die Fehler aufsuchen, die dieser sonst schätzbare Weltweise etwan begangen hat. Laßt uns sehen, wie Lukrez im Namen des Epikurs eben das, was jener, sagt: „Wie sich die Atomen mit einander vereiniget hatten, und aus ihrer Vereinigung „der Klumpen, woraus das Weltgebäude gemacht „ist, entstanden war, so war dieses ein ungestaltes „Wesen, gleich einem verwirrten Chaos. Endlich „gerieth darinnen alles in Bewegung. Die Theile „trennten sich von einander, und bewirkten den Bau „der einzelnen Körper, da sie sich also, wie es ihrer „Natur gemäß war, wiederum vereinigten. Die „Atomen, woraus die Erde wurde, vereinigten sich „im Mittel, weil sie schwer, und einander im „Wege waren. Diejenigen, woraus Sonne, Mond, „und Sterne entstunden, waren dünner und zärter; Denn alle diese Himmelskörper haben ihren „Ursprung von glättern, leichtern, rundern und „kleinern Saamentheilgen, als jene, woraus „die Erde entstanden ist" *.

Gleich-

* Quippe etenim primum terrai corpora quaeque
Propterea, quod erant gravia & perplexa, coibant
In medio, imas capiebant omnia sedes.

Quæ

Gleichwie der Chinesische Weltweise in Ansehung des Baues des Weltgebäudes mit dem Epikuräer einstimmig ist, und seinen Lehrbegrif mit einerley Worten vorträgt, also hat er auch mit jenem einerley Meynung, was die Ursache der Ordnung und Uebereinstimmung betrift. Seine Gedanken hierüber sind folgende: Da die Erde aus den gröbsten Theilgen der allgemeinen Substanz gebildet war, so blieben die allerdünnsten Theilgen schwebend um jenen ganzen tölpischen Klumpen herum, hüpften, und rollten sich immerfort um denselben. Wir können uns hiervon vermittelst eines Hünereyes einige Vorstellung machen. Kann man nicht sprechen, die Erde stelle das Dotter im Eye für, das man im Mittel schwebend findet, wo es unbeweglich steht? Kann der Himmel nicht, als das Eyweiß betrachtet werden, welches den im Mittel befindlichen Theil umgiebt, welches rund um ihn herum ist, und sich in diesem Zustande erhält, ohne daß das geringste darinnen seinen Ort verändert? Eben so ist die Bewegung des Himmels immer einerley, und dauerhaft. Diese dünne und flüßige Substanz läuft und rollt unaufhörlich rund herum, und durch diese Bewegung, die ihr eigen-

Quae quanto magis inter se perplexa coibant,
Tum magis expressere ea, quae mare, sidera, solem,
Lunamque efficerent & magni mœnia Mundi.
Omnia enim magis haec e levibus atque rotundis
Seminibus multoque minoribus sunt elementis,
Quam tellus, ideo per rara foramina terrae
Partibus erumpens primus se sustulit aether,
Signifer & multos secum levis abstulit ignis.

Lucret. de Rer. Nat. L. V.

eigenthümlich ist, macht sie die Abtheilung der Jahreszeiten, sie verursacht die Winde, die Wolken, den Donner, den Regen.

Wer diese Stelle liest, und die Meynungen des Epikurs, und Demokrits weiß, derselbe sollte glauben, der Mann, welcher dieses schreibt, sey einer von ihren gelehrtesten Schülern, und trage ihre Lehre vor. Lucrez sagt gerade eben das. Seinen Worten nach „machte der Himmel, welcher den „Plaz für die Gestirne hergiebt, sich zuerst von dem „ungestalten Klumpen los, den die Atomen anfäng„lich gebildet hatten. Hiernach wurde seine flüßige „und leichte Natur in seinem Umfange durch die „enge Vereinigung seiner Theile feste, breitete sich „überall aus, und schloß alle Dinge in seinem Bu„sen ein. Die Kugeln der Sonne, und des Mon„des drehten sich zwischen seinem grossen Raume „und der Erde, immasen sie nicht leicht genug wa„ren, mehr in die Höhe zu gehen, noch schwer ge„nug, sich nach den untern Theilen des Himmels „hinab zu begeben."*

Hier

* Sic igitur tum se levis ac diffusilis æther,
Corpore concreto circumdatus, undique sepsit;
Et late diffusus in omnes undique partes
Omnia sic avido complexu cetera sepsit.
Hunc exordia sunt solis lunæque secuta:
Inter utrosque globi quorum vertuntur in auris,
Quæ nec terra sibi adscivit, nec maximus æther.
Quod neque tam fuerint gravia, ut depressa sederent,
Nec levia, ut possent per summas labier oras.
Et tamen inter utrosque ita sunt, ut corpora viva
Versent, & partes ut mundi totius exstent.
Lucret. de Rer. Nat. L. V.

Hier hast du, werther Yn-Che-Chan, die Erde, die Sonne, und die andern Kugeln von den Irrsternen in dem Raume eingeschlossen, und herumlaufend, worinnen sie sich schwebend erhalten, wie das Eydotter in der Schale durch die Theile, die es umgeben. Die Vergleichung des Chinesischen Weltweisen erklärt die Meynung des Epikuräers vollkommen.

So weit haben wir gesehen, wie diese Lehrsäze in der Bildung der leblosen Körper einander ähnlich sind. Nun wollen wir hören, wie sie in dem Ursprunge lebendiger und beseelter Wesen übereinstimmen. Die Hervorbringung der Menschen, und der übrigen Wesen, sagt Tchin, geschah nach der Verfertigung des Weltgebäudes. Wie dieses sich in einem Stande der Vollkommenheit befand, so geschahe es, daß alles, was man nur als lebhaft, geistisch, vorzüglich im Himmel und auf Erden sich vorstellen kann, sich im höchsten Grade vereinigte, und versammlete. Dieses gab jenen ausserordentlichen Menschen ihren wunderbaren Ursprung, die auch wiederum das Ihrige, die Natur vollkommen zu machen, beytrugen. Lucrez drückt sich eben so aus. Die durch die Wärme der Sonne erhizte und fruchtbar gemachte Erde ist es, die nicht nur alle Gattungen von Vögeln, sondern auch das menschliche Geschlecht hervor gebracht hat. Höre, wie sich, nach seiner Meynung dieses nach und nach entwickelt hat. * „Die ersten Men-

 „schen

* - - Terra dedit primum motalia sæcla:
Multis enim calor atque humor superabat in arvis.
Hinc

„schen hatten ihren Ursprung in den Eingeweiden „der Erde. Nach der Verfassung der Oerter bilde„ten sich in den Feldern durch Wärme und Feuch„tigkeit Mutterleiber, die an der Erde fest hielten, „und in diesen Mutterleibern wurden Embryonen; „Da diese zu ihrer Vollkommenheit gelangt waren, „und die Zeit ihrer Geburt herannahte, so machten „sie sich von ihrem vormaligen Aufenthalte los, „und die Erde, ihre Mutter, erweiterte ihre Luftlö„cher, und ließ aus ihren Adern einen Saft gleich „der Milch herauslaufen. Ihre Wärme schützte „diese Neugebohrnen gegen die Kälte, ihr Gras „und Rasen verschafte ihnen Wiegen; Und da die „Jahreszeiten damals viel gelinder, als heut zu

„Tage

Hinc ubi quæque loci regio opportuna dabatur,
Crescebant uteri terræ radicibus apti,
Quos ubi tempore maturo patefecerat ætas
Infantum; fugiens humorem auraque petissens
Convertebat ibi natura foramina terræ,
Et succum venis cogebat fundere apertis,
Consimilem lactis; sicut nunc femina quæque,
Cum peperit, dulci repletur lacte; quod omnis
Impetus in mammas convertitur ille alimenti.
Terra cibum pueris, vestem vapor, herba cubile
Præbebat, multa & molli lanugine abundans.
At novitas mundi nec frigora dura ciebat,
Nec nimias, nec magnis viribus auras.
\- - - - - - - - - - -
Sed quia finem aliquem pariendi debet habere,
Destitit, ut mulier spatio defessa vetusto.
Mutat enim mundi naturam totius ætas,
Ex alioque alius status excipere omnia debet,
Nec manet ulla sui similis res, omnia migrant.

Id. ib.

„Tage waren, so durften sie die Anfälle der Luft, „und schlimmen Witterung nicht befürchten. Die „Erde hat aufgehört schwanger zu werden, immaßen sie einer Weibsperson gleich ist, welche durch „das Alter unfruchtbar wird. Alles ändert sich durch „die Abwechslung der Zeit, und das Weltgebäude „selbst ist den Gesezen der Auflösung unterworfen.“

Um die Uebereinstimmung zwischen dem Chinesischen und Griechischen Weltgebäude völlig herauszubringen, müssen wir auch betrachten, was sie von der menschlichen Seele sagen. Der Mensch, sagt Tchin, ist einzusammengeseztes Wesen, welches aus der Vereinigung einer mit Empfindung begabten Sache, und einer andern unsichtbaren und vor den Augen verborgenen Sache entsteht. So lange diese Vereinigung währt, fühlt man auch Schmerzen; hört sie auf, so wird man alsbald unempfindlich. Gesezt, ein Mensch ist an der Hälfte seines Körpers gelähmt, und man bringt Feuer an diesen Theil, so wird er nicht den geringsten Schmerz fühlen. Ist eben dieser Mensch todt, so trennt sich das, was in ihm sichtbar ist, von dem Unsichtbaren. Dieser leztere Theil seines Wesens verfliegt in Atomen, die überall herum fliegen, und sich in einen kalten Wind verwandeln, der von aller thierischen Wärme entblößt ist. Folglich bleibt von dem Verstorbenen nichts übrig, woran die vergeblichen Diener der Hölle ihre unbarmherzige Wuth auslassen können. Höre dagegen den Lukrez. Er spricht: „Die Natur hat den Körper „zum Behältnisse der Seele gebildet; Und wenn

 „die-

„dieses wegen gewisser Verrückungen der Theile die „Seele nicht mehr umfassen und aufhalten kann, „so ist nirgends eine solche Luft zu finden, deren „Gewalt, oder Verdickung dasjenige thun könne, „was der Körper, der noch vielweniger dünne als „die Luft ist, nicht hat thun können. * Der Cerbe„rus, die Furien, der Tartarus, welcher Ströme „von Feuer ausspeyet, alles dieses sind Mährgen, „die keine wirkliche Sache bedeuten. Alles, was „man von der Hölle sagt, ist bloß eine Anspielung „der Dichter auf das Unglück, welchem die Men„schen hier in der Welt unterworfen sind. †

Hiermit habe ich dasjenige geleistet, was ich dir, lieber Yn-Che-Chan, versprochen hatte. Meine Sache ist es gar nicht, die Vertheidigung dieser beyden Lehrbegriffe auf mich zu nehmen. Meine Gedanken davon habe ich dir in etlichen Briefen umständlich eröfnet. Es ist mir genug, daß ich dir auf eine deutliche Art gewiesen habe, daß verständige Leute in den allerentlegensten Ländern von Meynungen, welche du, als der Vernunft, und dem Lichte der Natur gerade zuwider, ansiehest, sehr übereinstimmende Gedanken gehabt haben. Sollte wohl diese Vernunft die größten Männer unter allen Nationen auf gleiche Weise verlassen haben? Und wenn es sogar gewiß wäre,

* Aere qui credas posse hanc cohiberier ullo
Corpore qui nostro rarus magis jam cohibescit.
Lucret. de R. N. L. III.

† Cerberus & furiæ jam vero, & lucis egenus
Tartarus horriferos eructans faucibus æstus,
Hæc neque sunt usquam, neque possunt esse profecto.
Id. ib.

wäre, als du denkst, daß die Meynungen der neuen Ausleger ganz offenbar ungereimt wären, würden da wohl berühmte Griechen, grosse Römer sie als sehr vernünftig, oder sehr wahrscheinlich angesehen haben? Wenigstens wirst du mir, werther Yn-Che-Chan, einräumen, daß nichts vollkommen deutlich ist, und daß alle Menschen in der Ungewißheit schweben, weil das, was in allen Ländern geschickten Köpfen ungereimt scheint, in allen diesen Ländern andern, die ebenfalls berühmt, und gelehrt sind, sehr wahrscheinlich vorkommt. Lebe wohl, und schreibe mir, wie es dir geht.

Paris. —

Der sieben und zwanzigste Brief.

Choang, an Yn-Che-Chan.

Ich habe mich, lieber Yn-Che-Chan, nach der Religion der Persianer sehr genau erkundiget.* Es ist etwas wunderbares, daß sie unter die vortreflichsten Sachen das allerthörichste, und lächerlichste Zeug mengen, und die größten und erhabensten Begriffe mit den allerunrichtigsten, und der Vernunft am meisten zuwider laufenden verbinden. Diese Vermischung des Guten

* Dem Leser dient zur Nachricht, daß die lächerlichen Geschichten, die er in diesem Briefe finden wird, wirklich in den Büchern der Persianer gefunden werden, und daß ich sie gar nicht ersonnen habe. Die Antwort auf diesen Brief steht im 38ten Briefe.

und Schlechten, des Wahren und Ungereimten ist ein Beweis von dem Eigensinne, und von den Verirrungen der Menschen. Nichts ist geschickter, den Stolz jener Weltweisen zu demüthigen, die unaufhörlich von dem Lichte der Natur schwazen, die alle Augenblicke die Worte, Deutlichkeit, Beweis, Gewißheit u. s. w. im Munde führen, als, wenn man ihnen Völker zeigen kann, die artig, gesittet, wizig, Liebhaber der Wissenschaften, kurz so, wie die Persianer sind, und doch die allerabgeschmacktesten Dinge als ausgemachte Wahrheiten ansehen; Da indessen auf der andern Seite eben dieselben Persianer beweisen, daß Leute, die sie wegen ihrer Irrthümer tadeln, es mit Irrthümern von einer andern Gattung halten, die eben so grob, als jene sind.

Der Begrif, den die Persianer von der Gottheit haben, ist vernünftig, richtig, und so, wie ihn alle diejenigen haben sollen, die sich weder durch Vorurtheile, noch durch selbstgemachte falsche Schlüsse verblenden lassen. Sie erkennen ein ewiges, weises, allmächtiges Wesen, das das Weltgebäude gemacht hat, und durch seinen Willen erhält, welches das Böse bestraft, und das Gute belohnt. In dieser Lehre sind sie den Chinesischen Lettreen, die es mit den Meynungen des Confucius halten, und Feinde von der heimlichen Gottesläugnung der neuen Ausleger sind, vollkommen ähnlich. Doch aus diesen festgesezten Grundlehren ziehen sie verschiedene andre, welches lauter Mährgen sind, die sie aus den Schriften Mahomets, ihres ersten Gesezgebers, oder seiner Schüler und der Imans, die nach ihnen gekommen sind, hergenommen haben.

Das

Das erste unter diesen Mährgen beschreibt die Abentheuer, welche bey der Entwickelung des Weltgebäudes vorgegangen sind. Die Persianischen Lehrer sprechen, die himmlischen Geister, denen die Europäer den Namen Engel geben, wären aus dem Wesen des Lichts gebildet worden. Lange vor der Schöpfung des ersten Menschen wären viele von diesen Geistern zu Teufeln worden, weil sie der Gottheit zweymal ungehorsam gewesen waren. Wie sie sich das erstemal versündigten, vergab es ihnen das höchste Wesen, ohngeachtet ihr Verbrechen sehr ansehnlich war. Denn sie hatten es nicht dabey bewenden lassen, daß sie sich von dem Himmel getrennt hatten, sondern sie waren auch so verwegen, daß sie mit den getreuen Engeln stritten, * die GOtt ihnen, um sie wieder zurück zu bringen, nachgeschickt hatte. Sie wurden überwunden, und genöthiget in den Himmel zurückzukehren, wo sie die Verzeihung ihres ersten Verbrechens erhielten. Dieses hielt sie nicht ab, noch einmal ungehorsam zu seyn. Das höchste Wesen hatte ihnen befohlen, nachdem der erste Mensch gebildet war, sich vor ihm niederzuwerfen. Dieses wollten sie nicht thun, und sagten ohne Zweifel zu ihrer Entschuldigung, sie wären sehr wenig werth, wenn sie nicht einmal so gut, als ein Mensch wären. Dieser nochmalige Ungehorsam wurde sehr nachdrücklich, und ohne alle Hoffnung der Vergebung bestraft.

Die guten Engel lieben das menschliche Geschlecht eben nicht mehr, als die bösen, wenn es nach einer

* Hier ist etwas ähnliches von den Schlachten und Kämpfen der guten Engel und der Teufel, in dem Gedichte des Miltons von dem verlohrnen Paradiese.

nerGeschichte geht, welche die allerangesehensten Persianischen Lehrer erzählen. Ohngeachtet sie dem ersten Menschen ihre Ehrerbietung bezeigt hatten, so war es doch nur nach Art der Hofleute geschehen, welche diejenigen umarmen, liebkosen, und loben, die sie, wenn es nur in ihrem Vermögen stünde, gern unglücklich machen würden. Zween von diesen Engeln, mit Namen Aruth und Maruth, arbeiteten unter der Hand an dem Untergange des menschlichen Geschlechts, und sagten deswegen eines Tages zu GOtt: „HErr, deine Gütigkeit ist gar zu „groß, du vergiebst den Menschen unablässlich, und „sie werden doch unaufhörlich böse. Jemehr du „ihnen Gnade erzeigest, desto öfter versündigen sie sich. „Du solltest sie einmal ernstlich strafen, und ihnen dei„nen Zorn in vollem Maase zeigen". Ey, antwortete das höchste Wesen, welches wohl wußte, wie sehr es die Menschen schwach, und zum Irrthum geneigt erschaffen hatte, *ihr wißt es gar nicht, wie stark die böse Lust ist. Wäret ihr an der Stelle derer, die ihr verdammet, ihr würdet es vielleicht noch ärger machen.* Die Engel dachten nicht, daß diese Leidenschaft so heftig sey, als die Gottheit es ihnen sagte. „Gib uns, sprechen sie, „diese böse Lust, so wollen wir einmal sehen, was „daraus werden wird". Ihre Bitte wurde ihnen sogleich gewähret. Sie kamen alsbald, in einen sterblichen Körper eingekleidet, auf die Welt. Kaum waren sie darinnen, so geriethen sie in das allerunordentlichste Leben. Sie konnten weder Wein noch Weiber genug bekommen. Unter den Weibspersonen, die sie verführen wollten, befand sich eine, die

wiziger, als die andern war, und ihre Geburt und Ursprung entdeckte. Ich kenne euch vollkommen, sagte sie, ich weiß, wer ihr seyd, und werde nicht so einfältig seyn, daß ich euch traue. Wenn ihr eure Lust an mir gebüßt hättet, so würdet ihr des Morgens einmal aufbrechen, und nach dem Himmel euren Weg nehmen. Wie könnte ich denn auch dahin nachkommen? Dieser Antrag war nicht übel. Es würde für viele Weibspersonen ein Nuzen seyn, wenn sie gegen die Mannspersonen eben die Vorsicht, wie diese gegen die Engel gebrauchten. Versprecht mir, fuhr sie weiter fort, daß ihr mich mitnehmen wollt, so will ich euch alles, was ihr von mir verlanget, erlauben. Die Engel liessen sich alles gefallen, was sie von ihnen forderte. Da sie sich auf der Erde recht lustig gemacht hatten, so begaben sie sich in den Himmel zurück, und nahmen ihrem Versprechen gemäß die Dirne mit sich. Die himmlischen Liebhaber treiben es in ihren Leidenschaften so weit, als die Menschen; Nur sind sie viel aufrichtiger und getreuer. Mancher Liebhaber in der Welt hält seiner Liebste nicht einmal sein Wort, wenn er ihr versprochen hat, sie dreysig Meilen weit mit sich zu nehmen. Wie würde er es machen, wenn er sich zu einer Reise über den Mond hinauf anheischig gemacht hätte? Wie die Engel in der himmlischen Wohnung angelangt waren, so kam es der Gottheit sehr wunderbar vor, daß sie eine Frauensperson sahen, und sie schickte den Gabriel, daß er fragen sollte, wer ihr den Weg in das Paradies gewiesen hätte. Sie antwortete gerade heraus, die Engel Aruth und Maruth hätten sie mit sich dahin gebracht.

bracht. Wie! sagte das höchste Wesen, es ist ihnen nicht genug, daß sie auf der Erde ein lüderliches Leben geführt haben; Sie wollen gar aus dem Paradiese einen Hurenwinkel machen? Das will ich ihnen schon verwehren. Hierauf stürzte die Gottheit die zween Engel in einen tiefen Brunnen bey Babylon, wo sie an den Füssen aufgehangen bleiben mußten. Daselbst sind sie noch itzt, und beschäftigen sich damit, daß sie den Juden die Zauberkunst, und alle zu Hexereyen dienliche schädliche Künste lehren. Ist dieses nicht ein schönes Ende, lieber Yn-Che-Chan? Dieses ärgert mich nicht, daß diese beyde Tadler, die wider uns armselige Menschen geredt haben, an den Füssen aufgehangen sind. Darüber wird ohne Zweifel den übrigen Engeln, ihren Mitbrüdern, die Lust vergehen, uns bey der Gottheit anzuschwärzen. Ist wohl der Indianischen Pfaffen ihr Glauben lächerlicher, als dieser? Doch noch etwas, das weit sonderbarer, als die Verwandelung der Engel in öffentliche Lehrer der Zauberkunst ist.

Es ist dir, werther Yn-Che-Chan, bekannt, daß die Europäer glauben, die Sünde sey dadurch in die Welt gekommen, weil der erste Mensch den Befehlen seines Schöpfers ungehorsam war. Es war ihm verboten worden, von der Frucht eines gewissen Baums zu essen. Er as davon, und wurde wegen seines Ungehorsams bestraft. Es kamen der der Tod, und andere unglückliche Umstände über ihn, denen das menschliche Geschlecht unterworfen ist. Die Christlichen Lehrer sind wegen der Art,

diese

diese Begebenheit zu erklären, nicht einerley Meynung. Manche verlangen, man müsse sie nach dem klaren Buchstaben verstehen. Andere wollen sie figürlich erklärt haben, und glauben, die verbotne Frucht sey die fleischliche Bekanntschaft mit einem Weibe. Dem sey aber, wie ihm wolle, die Persianer verwerfen eine Meynung so gut, wie die andre. Ihrer Meynung nach hat der erste Mensch keine Sünde begangen. Er hat sich nur von der Vollkommenheit entfernt, denn er war so geschaffen, daß er nicht sündigen konnte. Es wundert mich gar nicht, daß die Persianer das leztere von dem Menschen behaupten, da die Europäer vorgeben, ihr vornehmster Bischof sey untrüglich.

Laß dir die Ursache erzählen, warum der Erzvater des menschlichen Geschlechts alle Güter verlohr, die er zu geniessen hatte. Adam war eine lange Zeit vor der Erde in dem vierten Himmel geschaffen worden. GOtt hatte ihm die Erlaubniß gegeben von allen Früchten der Bäume zu geniessen, die in seinem glücklichen Aufenthalte waren. Er gab ihm die Warnung, er sollte sich durchaus des Waizens nicht bedienen; Denn wenn er lauter Früchte von Bäumen äse, so würde die Verdauung dieser Nahrungsmittel so vollkommen vor sich gehen, daß alle die groben Theilgen mit leichter Mühe durch die Luftlöcher weggingen: Würde er aber zu seiner Nahrung Waizen gebrauchen, so würde dieses in seinem Magen einen Bodensaz machen, der durch die Schweißlöcher nicht weggebracht werden könnte. Da nun dieser Bodensaz ein häßlicher Unflat ist,

der den Ort, wo man ihn von sich gehen läßt, besudelt, so mußte Adam einen andern Ort ausser dem Paradiese suchen, um ihn los zu werden. Eva, das Weib Adams, achtete nicht genugsam auf diese Anweisungen, und dachte der Gefahr nicht nach, welche damit verbunden war, wenn sie sich genöthiget sehen würde, ihren gar zu sehr überladenen Leib auszuleeren. Sie as Waizen, und Adam, ihr Mann, machte es eben so. Nun waren ihre Mägen mit etwas angefüllt, das durch die Schweißlöcher nicht ausdünsten konnte. Es mußte seinen Ausgang durch die untern Theile nehmen. Gabriel, welcher sahe, was davon zu fürchten wäre, wenn das Paradies besudelt würde, jagte Adam und Eva geschwind hinaus. Er hätte noch ein klein wenig warten dürfen, so würde es geschehen seyn, und wer weiß, mein lieber Yn-Che-Chan, da Gabriel so hurtig und ungestüm dabey verfuhr, ob es nicht sehr Noth that, und sich der Gestank nicht schon in den Thüren des Paradieses spüren ließ? Ist das nicht ein Unglück für das menschliche Geschlecht, daß die Nahrung des Waizens so schwer gewesen ist! Ach! hätte man denn nicht etwan im Paradiese etliche geheime Gemächer anbringen sollen, damit der Unflat aus demselben in den fünften oder sechsten Himmel herab gefallen wäre?

Ist es wohl erlaubt, lieber Yn-Che-Chan, daß Leute, die von der Gottheit einen so schönen und verständigen Begrif haben, dergleichen Mährgen Beyfall geben, und die allerlächerlichsten Erzählungen mit den allererhabensten Wahrheiten vereinigen? O wie

schwer

schwer ist es den Menschen, richtige Folgerungen zu machen, und weit zu gehen, ohne sich zu verirren! Unter allen Nationen sind diese glücklich zu nennen, welche die wenigsten Ungereimtheiten glauben. Denn es findet sich nicht eine einzige, die nicht allerhand abgeschmackte Lehren als wesentliche Säze ihrer Religion annimmt. In diesem so weitläuftigen Erdkreise giebt es schon noch hier und da an verschiedenen Orten einzelne Leute, welche die Blindheit ihrer Landsleute bedauren. Doch diese müssen um ihrer Sicherheit und Ruhe willen ein tiefes Stillschweigen beobachten. Ueberall hat der Irrthum fürchterliche Waffen zu seiner Vertheidigung. Einem Persianischen Weltweisen würde es eben so gefährlich seyn, mit dem verderbten Magen der Eva und des Adams Spott zu treiben, als wenn ein kluger Italiener über die vorgebliche Untrüglichkeit eines Menschen spotten wollte, von welchem er ganz deutlich siehet, daß er sich alle Tage betrügt. Der Persianer würde in Ispahan gespießt, und der Italiener in Rom verbrannt werden. Mir hat ein Englischer Kaufmann, ein guter Freund von mir, erzählt, er habe gesehen, daß ein Mensch den Händen der Inquisition überliefert worden ist, der weiter nichts gethan, als mit den Achseln gezuckt hatte, da er sahe, daß zwanzig Personen vor einer Bildsäule, die an der Ecke einer Gasse stund, auf die Erde gefallen waren.

Was hältst du wohl, werther Yn-Che-Chan, für lächerlicher, wenn man das menschliche Geschlecht deßwegen unglücklich macht, weil dessen Stammva-

 ter

ter genöthiget wurde, sich einem der wesentlichsten Geseze der menschlichen Natur zu unterwerfen, oder, wenn man das unermeßliche, das höchste Wesen in ein Stück Holz einsperret, oder wenigstens von diesem Stücke Holz glaubet, es habe eine unmittelbare Verbindung mit der Gottheit? Die Europäer sind in ihren Gedanken die klügsten und verständigsten unter allen Menschen. Wahrhaftig, lieber Yn-Che-Chan, ich sehe nicht eben, daß sie vor andern Menschen soviel voraus haben, als sie sich vorstellen. Ich habe dieserwegen mehr als einmal mit unsern guten Freunden, den Mißionarien, gestritten, und ihnen dargethan, daß man ihnen eben soviele Vorwürfe machen kann, als sie den andern Völkern machen. Ich wende mich wieder zu den Persianern, und meine Absicht ist nicht, mich weiter bey dem eitlen Stolze der Europäer aufzuhalten. Du kennest sie so gut, als ich.

Die Art und Weise, wie sich dieses Weltgebäude entwickelt hat, giebt den Persianischen Lehrern Anlaß zu vielem Wortwechsel. Manche sprechen, die Gottheit habe alle Dinge in einem Augenblicke hervorgebracht. Andere hingegen, deren es eine grosse Menge giebt, verdammen jene als Kezer, und sagen, die Gottheit habe sich dazu eben so viel Zeit genommen, als ein Künstler, der mit Verfertigung einer unternommenen Arbeit zu thun hat. Mich dünkt, lieber Yn-Che-Chan, es sey ungereimt, wenn jemand denkt, die Gottheit habe mit dem, was sie ausführen wollte, verschiedene Tage zugebracht. Sobald sie etwas will, so erfolgt die Wir-

kung

kung alsbald auf ihren Willen. Sie hat die Welt erschaffen wollen, und die Welt war sogleich erschaffen.

Ich redete einmal mit einem Mißionar von der allgemeinen Meynung der Europäer, welche sagen, GOtt habe mit der völligen Schöpfung der Welt sechs Tage zugebracht. Dieser meldete mir, es gäbe unter ihnen verschiedene grosse Männer, die eben so, wie ich, dächten, und glaubten, das ganze Weltgebäude sey in einem Augenblicke fertig worden. „Einer von unsern alten Vätern*, sagte er, „giebt vor, diese Tage müßte man sich vorstellen, „als ob dadurch das Verhältniß erklärt würde, „welches sich zwischen der Schöpfung, und zwischen „dem Ruhme des Schöpfers befindet. Ein geschick„ter Jude**, fuhr dieser Mißionar weiter fort, der „in der Känntniß des Jüdischen Gesezes wohlbe„wandert ist, spricht ebenfals, Moses, der erste Gesez„geber der Juden, von welchem auch die Christen „ihre Meynungen empfangen, und ihnen Beyfall „gegeben haben, habe bloß deßwegen von verschie„denen Tagen geredet, damit er eine gewisse Ord„nung in der Schöpfung anzeigen möchte.“

Die Zahl der Himmel ist wiederum eine Gelegenheit zum Wortstreite unter den Persianischen Lehrern. Diejenigen, die sich lediglich an die klaren Worte des Alkorans halten, reden von sieben Himmeln. Die übrigen verlangen, man soll unter die-

 sen

* Der Heil. Augustinus.

** Philo.

sen sieben Himmeln die sieben Irrsterne verstehen, und sezen noch etliche dazu. Sie zählen deren bis auf zehen. Mehr als zu viele Himmel, werther Yn-Che-Chan. Bey den übrigen Völkern ist die Anzahl der Höllen eben so ansehnlich. Ich will noch lieber die erste Anzahl groß gemacht haben, als die leztere; ohngeachtet sie beyderseits keinen Nuzen haben. Allein der Begrif von jenen dient zum Vergnügen; an den leztern aber findet man wahrhaftig wenig Ergözendes. Lebe wohl, und melde mir Nachricht von deinem Wohlbefinden.

Ispahan. —

Der acht und zwanzigste Brief.

Tiao, an Sioeu-Tcheou.

Seit zween Tagen bin ich in Moscau angelangt. Ich kann dir, lieber Sioeu-Tcheou, nicht sagen, wie beschwerlich mir meine Reise gewesen ist. Du kannst dir leicht vorstellen, was man für Mühe und Noth auszustehen hat, wenn man durch so viele Länder durchreist, welche größtentheils wüste, oder von wilden Völkern bewohnt sind. Denn diesen Namen muß man allen Völkern geben, welche die Reiche China und Moscau von einander trennen. Ohngeachtet sie fast alle einem von beyden Reichen unterworfen sind, so sind sie gleichwohl den Nationen, zu welchen sie gehören, in wenigen Stücken ähnlich. Ohne Zweifel willst du gern wissen, wie es mit den Sitten und Gewohnheiten dieser Völker aus-

sieht,

sieht, die dem Ueberreste von der Welt fast ganz unbekannt sind. Ich will deine Neugier so gut, als es mir möglich seyn wird, befriedigen.

Da ich an der grossen Mauer angelangt war, welche China und die Tartarey von einander scheidet, so wollte ich ein Werk, das so viele Mühe, und Aufwand gekostet hatte, genau besehen. Diese Mauer erstreckt sich vom Morgen gegen Abend. Zuweilen erhebt sie sich nach Beschaffenheit des Erdbodens hoch über sehr steile Felsen. Ueberall ist sie mit Ziegelsteinen bekleidet, und mit grossen Thürmen an der Seite versehen, bis auf einige Orte, wo sie den Anfällen der Feinde nicht so sehr ausgestellt, und aus weiter nichts, als aus fest geschlagener, und hartgewordener Erde gemacht ist. Längst an der Mauer hin hat man eine grosse Menge von Festungen und Städten erbauet, worinnen sich die Soldaten befinden, denen ihre Vertheidigung anvertrauet ist. Diese Städte und Festungen dienen als eine zweyte Schuzwehr zur Sicherheit der erstern. Es wurde diese Mauer von dem Kayser Tsin-Chi-hoang in einer Zeit von fünf Jahren aus sehr wichtigen Ursachen erbauet. Ohngeachtet ihre Höhe fünf und zwanzig Fuß beträgt, und die Breite so ansehnlich ist, daß sechs Mann zu Pferde neben einander ganz bequem darauf hinreiten können, so ließ man sich doch die auf ein so entsezliches Gebäude verwendeten Kosten nicht reuen. Denn hierdurch sezte man das ganze Reich gegen die Streifereyen der Tartarn in Sicherheit, und hatte von ihren unvermutheten Anfällen, welche fast das Innerste des Staats in grosse Unruhen gesezt hatten, nichts weiter zu befürchten.

Da ich über die grosse Mauer hinaus war, so traf ich etliche Städte ganz unbewohnt an, und wenn ich nach dem eingefallnen Gemäuer urtheilen darf, so mochten sie sehr ansehnlich gewesen seyn. Man erblickt darinnen sehr schöne Tempel, wohl ausgearbeitete Bildsäulen, und dieses alles liegt ganz in einem Schutthaufen beysammen. Ich fragte meine Wegweiser, warum doch dieses Land so ganz und gar zerstört wäre. Einer von ihnen, der, wie es schien, etwas von der Geschichte wußte, sagte mir, vor etlichen hundert Jahren habe ein Tartarischer Prinz in der vornehmsten von diesen verwüsteten Städten seinen Siz, und mit einem von unsern Kaysern einen Krieg gehabt. Dieser hätte jenen überwunden, aus seinen Staaten vertrieben, und alle Einwohner zu Sklaven gemacht. So geht es zuweilen, lieber Sioeu-Tcheou, daß ein ganzes Volk durch Schuld seines Beherrschers, oder durch die Grausamkeit eines andern zu Grunde geht.

Ich hatte noch etliche Tage zu reisen, ehe ich bey den Dauren anlangte. Xaixigar ist die vornehmste unter ihren Städten, und bey dem allen ziemlich klein. Die übrigen, deren ohngefehr fünf oder sechse sind, können für weiter nichts, als für Dörfer angesehen werden. Diese Völker sind unserm Kayser unterthan, und unterwerfen sich mit Ehrerbietung allen Befehlen, die er ihnen vorzuschreiben für gut befindet. Die Statthalter, und die übrigen Bedienten, die zu Eintreibung der Abgaben vom Hofe dahin geschickt werden, mißbrauchen ihre Gewalt, nehmen oft den Männern ihre Weiber, und

bedienen

bedienen sich deren, gleich als ob sie ein Recht dazu hätten. Da die Dauren an einen blinden Gehorsam gewöhnt sind, so murren sie gar nicht, oder doch nur in der Stille, wider dergleichen Gewaltthätigkeiten. Die Noth, und die Gewohnheit haben es dahin gebracht, daß sie sich so verhalten, wie so viele Französische Hofleute, aus Ehrbegierde, und aus Staats-Ursachen zu thun pflegen, indem sie die Gnade des Fürsten, oder seiner Räthe sich zu Nutzen machen, und die gutwillige Untreue ihrer Weiber gedultig ertragen.

Die Religion der Dauren ist viel lächerlicher, und thörichter, als der Glaube der Nachfolger des Lao-Kium. Du, werther Sioeu-Tcheou, bist ein verständiger Schüler und Nachfolger des Confucius, und glaubest so, wie dein Lehrer, das Daseyn eines ewigen und verständigen Wesens, von welchem alle übrigen Wesen ihren Ursprung haben. Was würdest du nun wohl sagen, wenn du die rohen und unvernünftigen Gebräuche der Dauren mit ansehen solltest? Wie sehr würdest du nicht die Blindheit und Schwachheit des menschlichen Verstandes beklagen? Wie gebrauchen viele die so sehr gerühmte Vernunft, welche lediglich eine Gabe der Menschen ist? Sie ist ihnen viel weniger nuzbar, als der natürliche Trieb, der den Thieren zu Theil worden ist. Diese handeln wenigstens einmal, wie das andre. Sie verhalten sich der Natur gemäß, und thun nicht Sachen, die demjenigen, was sie eigentlich thun sollten, gerade entgegen gesezt sind. Sie haben an ihrem natürlichen Triebe einen viel sicherern

Leitfaden, als die schwachen Sterblichen an ihrer Vernunft.

Die Dauren beten keinen wohlthätigen GOtt an. Sie erweisen einer bösen Gottheit, die sich ein Vergnügen aus der Verfolgung der Menschen macht, einen abgöttischen Dienst. Die Christen sprechen, diese Gottheit sey der Teufel, der böse Geist, vor welchem sie sich fast eben so sehr, als die Dauren fürchten, den sie aber nicht göttlich verehren. Dem sey aber, wie ihm wolle, höre einmal, was für Ehre die izt genannten Völker dieser bösen und schädlichen Gottheit erweisen. Männer und Weiber versammlen sich mitten in der Nacht in einem Zimmer, welches ihnen statt eines Tempels dient. Einer von den Anwesenden legt sich auf die Erde; So lange er in dieser Stellung ist, erheben die übrigen ein entsezliches Geschrey und Geheale. Unter diesen höllischen Gesang mischen sie den Klang einer Trommel. Wenn nun dieses Getümmel ohngefähr zwo Stunden gewähret hat, so steht derjenige, der sich auf die Erde gelegt hat, wieder auf; Er stellt sich in seinen Geberden und Bezeigen, wie ein begeisterter Mensch; Er weissaget denen, die ihn befragen, was ihnen künftig begegnen wird.

In den meisten Ländern sind Bonzen, Brachmanen, und Priester, mein lieber Sioeu-Tcheou, diejenigen Leute, die die Leichtglaubigkeit des Volks mißbrauchen, und es zu dem allergröbsten Aberglauben verleiten. Hier siehest du eine ganze Nation, die sich alle ihre Thorheiten selber macht. Trauriger Beweis von der in allen Menschen befindlichen Neigung

zur

zur Schwärmerey! Wenn sie nicht betrogen werden, so betrügen sie sich selbst, und der Aberglaube verliert bey ihnen niemals sein Recht.

Die Dauren wohnen in Häusern, die aus Erde gebauet, und mit Sträuchern gedeckt sind. Ein einziger Saal macht das ganze Gebäude aus. Mitten in der Decke wird ein Loch gemacht, daß der Rauch hinausfahren kann. Indessen findet man verschiedene Fenster, die ihren Plaz auf allen Seiten des Hauses herum haben.

Die Gebräuche und Lebensart der Dauren sind nach ihrer Religion eingerichtet, und schicken sich recht gut dazu. Ihre Leichen behalten sie drey Tage im Hause; Sodann legen sie dieselben in nicht sonderlich tiefe Gräber, und lassen oben am Kopfe eine Oefnung. Durch dieses Loch geben die Anverwandten dem Todten alle Tage etwas zu essen und zu trinken, und diese Nahrungsmittel bringen sie ihm vermittelst eines grossen Löffels an den Mund. Dergleichen Gewohnheit dauert etliche Tage; Sodann wird das Grab ganz und gar zugefüllt, und dem Todten weiter keine Nahrung mehr angeboten. Wenn Menschen, mein lieber Sioeu-Tcheou, sich vorstellen können, eine Sache, deren Untergang sie vor Augen sesen, eine Leiche, die zusehends verwest, habe noch Nahrung vonnöthen, wenn sie ihr alle Tage Speisen anbieten können, was ist wohl für eine Thorheit, die man ihnen nach diesem nicht zutrauen kann? Ich sage es noch einmal, was wird bey sehr vielen Menschen aus der Vernunft? Doch was sage ich, bey vielen Menschen? Ich muß sagen, bey ganzen Völkern,

die

die sie nicht im mindesten gebrauchen. Die Dauren schweifen in ihrem ganzen Leben aus. Sie bringen es mit lauter Geheule zu, womit sie eine bösartige und grausame Gottheit anrufen; Sie bringen es damit zu, daß sie ihren Leichen gekochte Speisen zutragen. Darinnen bestehen ihre wichtigsten und andächtigsten Beschäftigungen. Haben sie die Gabe der Vernunft? Warum brauchen sie denn dieselbe gar nicht, oder, wenn sie sie brauchen, was ist es für eine Vernunft, wenn sie die größten Thorheiten gutheisset?

Wir wollen die Dauren verlassen, mein lieber Sioeu-Tcheou, und zu den Targasinern uns wenden, in deren Land ich kam, da ich jene verließ. Dieses Volk macht einen freyen Staat aus, doch entrichtet es unserm Kayser eine gewisse Abgabe. Es verehret so, wie seine Nachbarn, eine böse Gottheit, welche die Menschen verfolgt. Wenn man nachdenkt, worinnen etwan die Ursachen von der Errichtung eines so wunderlichen Gottesdiensts bestanden haben mögen, so findet man, daß hauptsächlich die Furcht der Bewegungs-Grund dazu gewesen ist. Die Menschen haben sich nicht die Mühe nach einer wohlthätigen Gottheit gegeben, weil sie meynten, sie hätten ihr Glück als ein Recht zu fordern. Da sie aber sahen, daß sie von Zeit zu Zeit allerhand Unglücksfällen unterworfen waren, denen sie weder zuvorkommen, noch entgehen konnten, so haben sie geglaubt, es müßte vielleicht eine auswärtige Ursache ihnen diese zuschicken. Die Begierde, sich von denselben zu entfernen, und loszumachen, hat sie auf die Gedanken gebracht,

daß

daß sie zu dieser fremden Ursache ihre Zuflucht nahmen, sie vergötterten, verehrten, und fürchteten.

Wären die Philosophen nicht, mein lieber Sioeu-Tcheou, das heist, die wenigen tugendhaften Menschen, deren Natur dem Ansehen nach ganz anders beschaffen ist, als bey den übrigen Menschen, so glaube ich ganz gewiß, daß der Dienst einer bösen Gottheit in der ganzen Welt eingeführt seyn würde. Furcht hat in dem menschlichen Geschlechte viel mehr Eindruck, als Erkenntlichkeit. Gegen einen Menschen, der lediglich aus Liebe zur Tugend, und aus Erkenntlichkeit gegen die von dem Himmel empfangenen Wohlthaten tugendhaft ist, giebt es zehen tausend andere, welche das Laster bloß deswegen vermeiden, weil sie fürchten, es möchte Strafe darauf erfolgen. Wenn es ein Volk gäbe, das so, wie die Epikuräer, überzeugt wäre, daß der Himmel die Menschen gar nicht unglücklich machen könnte, so würde der Himmel bey demselben eben so wenig, als die wahre Gottheit bey den Dauren und Targasinern, verehret werden.

Von dieser leztern Nation begab ich mich weiter zu den *Tungusen*. Dieses ist auf der Seite von China das erste Volk, welches die Oberherrschaft des Czaars erkennt. Es hat einerley Lebensart und Religion mit den Dauren, von welchen es, seinem Vorgeben nach, abstammet.

Aus dem Lande der Tungusen gelangte ich an das Land der *Baratten*. Diese leztere Nation ist wohlhabender, als die erste. Uebrigens verhält sie sich in dem, was ihre Religion betrift, eben so unvernünftig,

nünftig, und eben so lächerlich. Indessen ist ihre Religion sehr einfach, und die Pflichten davon lassen sich gar leicht erfüllen. Denn es kommt darinnen hauptsächlich auf eine einzige Feyerlichkeit an, die sie des Jahres ein- oder zweymal anstellen. Sie stecken Böcke und Schafe an Spiesse, stellen sich alsdenn um diese Thiere herum, und bücken sich sehr ehrerbietig gegen sie mit den Köpfen, bis sie gestorben sind. Hier hast du, lieber Sioeu-Tcheou, eine Nation, die ihre Götter an Spiesse steckt, und sie tödtet, um ihnen Ehre zu erweisen. Wie steht es mit der Vernunft der Baratten? Eben so, wie mit der Vernunft der Dauren, und Tungusen. Eben diese Baratten erweisen der Sonne und dem Monde einen göttlichen Dienst, sie beugen vor diesen Gestirnen die Knie, und beissen die Zähne zusammen, ohne ein einziges Wort dabey zu sagen. Dieses ist wahrhaftig eine ganz besondere Gattung von Gebete. Indessen würden vielleicht wohl gar Weltweisen derselben ihren Beyfall geben, immasen hauptsächlich das Herz, und nicht eben der Mund vom Himmel Hülfe bitten muß. Allein ist es wohl wahrscheinlich, daß Leute, die von der Gottheit so schlecht, als die Baratten denken, so zu ihr beten können, wie es sich geziemet? Das allersonderbarste in der Religion dieses Volks ist die Art, wie es seinen Priestern begegnet. Es tödtet sie, wenn es ihm einfällt, unter dem Vorwande, es sey nöthig, sie in die andere Welt zu schicken, damit sie GOtt für das Volk bitten.

Diesen Gebrauch, mein werther Sioeu-Tcheou, kann man mit Recht unter diejenigen Sachen zählen, die

die in der ganzen Welt ihres gleichen nicht mehr haben. In allen andern Ländern haben die Priester ihres Lebens wegen so wenig zu befürchten, daß vielmehr das Recht über das Leben anderer Menschen in ihrer Gewalt steht. Der Brachmane, der Bonze überschwemmt an vielen Orten die Altäre des Gottes, dem er dient, mit Menschenblute. Die Europäer sind eben so gut, als die Indianer, dem Eigensinne ihrer Priester unterworfen. Ihre Inquisitore, ihre Päbste vergiessen nach ihrem Gefallen das Blut derer, die ihnen mißfallen, oder von deren Raube sie sich bereichern wollen. Fast alles Unglück in Europa ist durch die Priester veranlaßt worden. In andern Welttheilen entsteht das Unglück beynahe allemal aus eben derselben Quelle. Bloß die Baratten lassen es nicht dabey bewenden, daß sie sich wider die Macht der Priester geschüzt haben, sondern vergelten ihnen in ihrem Lande das, was sie in andern Ländern thun. O! wie gut wäre es, mein lieber Sioeu-Tcheou, für viele Staaten, und besonders für Europäische, wenn man daselbst so, wie bey den Baratten dächte, und wenn die Gewohnheit, Priester als Vorbitter in die andere Welt zu schicken, darinnen eingeführt wäre! Man müßte sie nur nicht mißbrauchen, und sich deren bloß in gewissen Fällen bedienen. Sobald als eine Schelmerey der Geistlichen die öffentliche Ruhe störte, müßte man sogleich eine zahlreiche Gesandtschaft von Fürsprechern in die andere Welt schicken. Liessen sich ehrgeizige Priester einfallen, in die Rechte ihres Landsherrn Eingriffe zu thun, so wären schon wiederum neue Fürsprecher abzuschicken vorhanden.

Kurz,

Kurz, bey allen Gelegenheiten, wo es die Umstände erforderten, sollte man Leute, die zur Fürbitte bestimmt wären, in jene Welt abgehen lassen, sobald sie dieser Welt zur Last seyn wollten. *

Die Gewohnheit der Baratten verdient keinen Beyfall, weil sie nicht mit Vernunft angewendet, und nicht nach Regeln eingerichtet wird. Wäre sie durch gewisse Geseze eingeschränkt, gäbe nicht der Eigensinn dazu Anlaß, würde sie von der Vernunft geleitet, nähme das Wohl des Staats daran Antheil, so würde es vielleicht eine von den allerklügsten Gewohnheiten in der Welt, und das einzige wahre Mittel seyn, wodurch man den Geistlichen Liebe zum Frieden, zur Einigkeit, und zur Ruhe beybringen könnte. Sobald sie nicht genöthiget seyn wollten, eine andere bleibende Stätte zu erwählen, würden sie fein müssen auf die Beobachtung ihrer Pflichten denken. Wie glücklich würde nicht alsdenn ein Staat seyn, wo die Priester tugenhaft wären, oder wenigstens sich zwingen müßten, es zu seyn?

Von den Baratten reiste ich weiter zu den Ostiaken; Diese wohnen in Hütten von Baumrinden, die mit Hirschdärmern zusammengebunden sind. Sie glauben an ein oberstes Wesen, an einen HErrn des

* Wollte man in Frankreich etwan ein Duzend Jansenistische, und eben soviel Molinistische Geistliche, als Abgeordnete wegen des Friedens der Kirche im Königreiche, in die andere Welt schicken, so bin ich versichert, die zurückbleibenden würden, aus Furcht einen eben dergleichen Auftrag mit der Zeit zu bekommen, als Leute, welche die Neugier eben nicht treibt, daß sie eine Reise nach dem Himmel zu thun Lust hätten, auf der Erde ganz friedlich mit einander leben.

des Himmels, der die ganze Welt beherrscht; Gleichwohl ist es ganz besonders wunderbar, daß sie ihm nicht die mindeste Ehre erweisen, sondern hölzerne Bilder anbeten. Jeder Einwohner hat seinen Götzen vor sich, und diesen schmückt er sehr sorgfältig mit Kleidern auf rußische Art. Alle Tage giebt er ihm Milchbrey zu essen, und gießt ihm denselben mit einem Löffel in den Mund. Dieser läuft zu gewissen Löchern, die um die Brüste herum sind, wieder heraus. An diese Gözen verrichten die Ostiaken kein Gebet. Ihr ganzer Gottesdienst besteht in gewissen lächerlichen Geberden, und darinnen, daß sie pfeifen, wie man etwan den Hunden pfeift. Wie steht es nun wieder, lieber Sioeu-Tcheou, mit der Vernunft dieser Völker? Eben so, wie mit jenen, von denen wir kurz vorher gehandelt haben. Dieses ist unter allen Thorheiten die größte, wenn man eine höchste Gottheit erkennt, und doch nicht verehrt. Ein Stück Holz mit Milchbrey zu füttern, und das Holz durch Pfeiffen anruffen! O Himmel! Auf was für tolle Sachen geräth doch der menschliche Verstand! O was für Ausschweifungen führt er nicht ein, unter dem Namen der Religion! Lebe wohl, werther Sioeu-Tcheou, das Merkwürdige, das ich auf dem Ueberreste meiner Reise wahrgenommen habe, will ich dir in meinem nächsten Briefe melden.

Moscau. —

Der neun und zwanzigste Brief.

Sioeu-Tcheou, an Yn-Che-Chan.

Wer weiß, lieber Yn-Che-Chan, ob du nicht über mein Stillschweigen unwillig bist. Doch daß ich dir zeither nicht geschrieben habe, dieses mußt du bloß den Geschäften zuschreiben, womit ich bisher überhäuft worden bin. Anstatt also mich zu schelten, bedaure mich vielmehr, daß ich nicht einen Augenblick habe finden können, da ich mein eigner Herr gewesen wäre.

Seit ohngefähr zween Monaten bin ich in den Händen zweyer Schriftsteller; Ich überließ mich ihnen auf eine unbesonnene Weise, in der Hofnung, von ihnen Unterricht in den Europäischen Wissenschaften zu erhalten. Ich kann es nicht leugnen, daß sie mir einigen Nuzen geschaft haben. Sie haben mich aber auch wider meinen Willen in alle ihre Absichten, in alle ihre Ränke, ja was noch ärger ist, in ihre Zänkereyen, und gelehrte Streitigkeiten hineingezogen. Vor einiger Zeit kam einer von ihnen auf meine Stube. Er war ganz wütend, und stellte sich wie ein Mensch, der den Gebrauch seiner Vernunft verlohren hat. Es begegnet mir, sagte er, der allerempfindlichste, und unglücklichste Streich von der Welt. Man hat wider mich eine schändliche Schmähschrift heraus gegeben, die mit den lügenhaftesten, und schimpflichsten Lästerungen angefüllt ist. Am allermeisten ärgert mich dieses, daß der Verfasser dieser Schmähschrift mir sein Leben, und seine

Ehre zu danken hat. Ja gewiß, wäre ich nicht gewesen, so würde es ihm, wie dem Chaufour ergangen seyn, er wäre, seinem Verdienste gemäß, auf dem Greve-Plaze ganz gewiß verbrannt worden. Dieses ist nun der Dank für meine Wohlthaten; Er bezahlt mich mit der häßlichsten Undankbarkeit. Was soll man sich nun nicht von der Treulosigkeit der Menschen versprechen?

„Die gelehrte Welt, antwortete ich diesem „Schriftsteller, wird Ihnen Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Die Verachtung, die Ihr Widersacher den Leuten wider Sie beybringen will, wird „auf ihn zurückfallen. Sie wissen ja, daß man nur „ein verdienstvoller Mann seyn darf, wenn man „Lästerer haben will. Hätten Sie weniger Geschicklichkeit, weniger Ehre in der Welt, so würden Sie „auch weniger Feinde haben. Trösten Sie sich als „immer über einen Zufall, der viel erträglicher ist, „als Sie glauben. Nehmen Sie jene Weltweisheit zusammen, worinnen Sie sich mit so vielem „Fleisse üben; Es giebt gewisse Gelegenheiten, da „man die Lehren, die man andern ertheilt, sich zu „Nuzen machen muß. Nach der Bestürzung, worinnen ich Sie erblicke, sollte ich fast denken, Sie „wären ein Weltweiser bloß im Nachdenken, und „gar nicht in der Ausübung: Wie denken Sie denn? „Um ein paar Schmähworte, die Ihnen jemand „sagt, entsagen Sie ganz und gar ihrer Vernunft? „Ein so geschickter Schriftsteller, der, wenn es nach „seinen Schriften geht, über alle widrige Zufälle

„weg seyn sollte, kann einen Zufall nicht überse-
„sehen, der weiter nichts, als seine Verachtung,
„und seinen Unwillen rege machen sollte?„ Ihre Vor-
stellungen, antwortete der Schriftsteller, würden
sehr gut seyn, wenn ich so, wie Sie, ein
Chineser wäre, und nicht unter den Franzosen
leben und sterben müßte. Wüßten Sie nur, wie
schwer es der Unschuld wird, sich unter meinen
Landsleuten zu rechtfertigen: Wäre es Ihnen
bekannt, wie begierig sie alles dasjenige anneh-
men, was zur Unterdrückung des guten Namens
ihres Nächsten dient: Sähen Sie endlich ein,
wie viel man zu befürchten hat, wenn man hier
zu Lande gelästert wird; Gewiß, Sie würden
ganz anderer Meynung werden, und mich eben
so sehr bedauren, als Sie mich allem Ansehen
nach tadeln. Indessen ist es wahr, daß mir im-
mer noch ein Weg offen steht, die falschen Läste-
rungen meines Widersachers zu entkräften. Hier
haben Sie die feyerliche Erklärung, womit er
sich vor dem obersten Aufseher der Policey von
seiner Lästerschrift losgesagt hat: „Ich erkläre
„mich hierdurch öffentlich, daß ich von der gedruck-
„ten Lästerschrift, welche die Voltairomanie betittelt
„wird, nicht der Verfasser bin. Ich sage mich völ-
„lig davon los, und achte alle die Sachen, die dem
„Herrn von V** in dieser Schmähschrift zugeschrie-
„ben werden, für Lästerungen. Ich würde glauben,
„es wäre meiner Ehre zuwider, wenn ich auch nur
„den mindsten Antheil daran gehabt hätte, immasen
„ich gegen ihn alle diejenige Hochachtung hege, die
„er seiner Geschicklichkeit wegen verdient, und welche

„die

„die gelehrte Welt ihm auf eine so gerechte Weise „zugestehet.“

Kaum war der Schriftsteller mit Ablesung dieses Widerrufs fertig, so sahe ich ihn mit Verwunderung an, und sprach zu ihm: „Ey, ey, Sie haben eine „solche Schrift in Ihren Händen, die Sie alle Ta„ge, sobald es Ihnen beliebt, bekannt machen kön„nen, und fürchten immer noch, Sie möchten nicht „vermögend seyn, der Welt ihren Irrthum zu be„nehmen? Wenn dieses ist, so müssen die Franzosen „ihre Augen und Ohren bloß dazu haben, daß sie das „Böse sehen und hören. Solchemnach müssen sie „dieselben doch verschliessen, sobald von dem Guten „die Rede ist.“

Ich könnte Ihnen, versezte der Schriftsteller, hierauf antworten, daß das, was Sie sagen, mehr als zu wahr ist. Allein es ist hier der Ort nicht, meiner Nation ihre Fehler aufzudecken, und Ihnen zu zeigen, wie weit sich ihre Lust, den Leuten Uebels nachzureden, und zu lästern erstreckt. Ich will es dabey bewenden lassen, daß ich Ihnen dieses zu bedenken gebe, wie meine Feinde vielleicht unter den Leuten ausbreiten möchten, als habe ich diese Widerruffung durch gute Freunde erhalten, und als habe mein Verläumder bloß deßwegen sich davon losgesagt, damit er den weitläuftigen Umständen und Verdrüßlichkeiten einer gerichtlichen Untersuchung ausweichen möge. „Sie halten, sagte ich zu dem „Schriftsteller, die Leute für schlimmer, als sie sind. „Warum machen Sie sich doch dergleichen unnöthi-

„gen Kummer, und wie können Sie ein Vergnügen „daran finden, daß Sie selbst Gespenster erdichten, „wider welche Sie fechten mögen?“ Ich bin arg„wöhnisch und schüchtern, erwiederte der Schrift„steller, weil das Unglück, das ich ehedem erfah„fahren habe, mich so mißtrauisch gemacht hat, „daß ich an dem guten Ausgange alles dessen „zweifle, was auf der Aufrichtigkeit der Menschen „beruhet. Dieses Mißtrauen ist es eben, was „mich genöthiget hat, zu meiner Sicherheit mir „bey dieser Gelegenheit noch allerhand andere „Belege anzuschaffen, wodurch jener erstere noch „glaubwürdiger gemacht wird.

Vielleicht willst du, mein lieber Yn-Che-Chan, diese kleinen Schriften gern sehen; Ich kann dir mit den vornehmsten dienen, da er mir die Abschrift davon mitgetheilt hat.

Ein Brief des Abts von Fontaines, an den Herrn von V** geschrieben im Jahre 1724. bey dem Ausgange aus Bissetre, am 31ten May.

„Niemals werde ich es vergessen, wie unendlich „ich Ihnen verbunden bin. Ihr gutes Herz erstreckt „sich noch viel weiter, als ich denken kann. Mein „ganzes Leben will ich dazu anwenden, daß ich Ih„nen meine Erkänntlichkeit zeige. Ich bitte Sie „innständig, auch dieses noch für mich zu erhalten, „daß der Königliche Befehl, wodurch ich aus Bisse„tre entlassen, und dreyßig Meilen weit verwiesen „bin, aufgehoben werde. Ich bin

von Fontaines.“

Abschrift

Abschrift von einem Briefe des Herrn von St. Hyacinthe, an den Herrn Raimond von St. Mark, den 9ten May 1739.

„Mein Herr, Sie haben mir Gerechtigkeit wieder„fahren lassen, daß Sie die gewisse Meynung hege„get, ich sey mit dem Verfasser der Voltairomanie, „er sey auch, wer es wolle, nicht in der geringsten „Verbindung. Ich versichere Sie, daß ich diese „Schrift bis izt noch nicht ganz gelesen habe. Ich „sahe sie nur obenhin durch, weil man mir sagte, „der Verfasser habe mich bey Gelegenheit des Herrn „von V** auch mit gemeynt, welches ich zu meinem „grossen Mißvergnügen gefunden habe. Es ist wahr, „daß man sich nach der Beschaffenheit der Schrift „alles zu versehen hat. Man hat mir gesagt, der „Herr von Voltaire mache sich aus dieser schändli„chen Schmiererey so wenig, daß er nicht einmal dar„auf antworte. Er macht es recht sehr gut. Alle „solche Schriften haben das Schicksal, daß sie in ih„rer Geburth ersterben. Wer davon redt, derselbe „trägt etwas zu ihrer Erhaltung bey. Der Herr „von V** hat nöthigere und nüzlichere Dinge zu „thun. Da er die Wissenschaften verehrt, so lernt „er daraus, sich in jene ruhigen Gedanken zu erheben, „wo die Dünste der Erde niemals hinauf steigen. „Sapientum templa serena."

Abschrift von einem Briefe des Herrn Präsidenten von Meynieres, Stiefbruders des Herrn Heraut, General-Lieutenants der Policey in Paris. Paris, den 3. May 1739.

„Herr Heraut that weiter nichts, als daß er dem „Herrn von Voltaire Gerechtigkeit wiederfahren ließ,

„indem er den Befehl gab, alle Abdrücke der Schmäh„schrift von Jore wegzunehmen, und den Abt von „Fontaines nöthigte, die Voltairomanie zu wider„ruffen ꝛc. ꝛc."

Abschrift eines Briefes von dem Herrn Tiriot an den Herrn von Voltaire, den 16. August 1726.

„Der Abt von Fontaines hat bey seinem Aus„gange aus Bissetre eine Schrift wider Sie unter der „Aufschrift: Die Schuzschrift des Herrn von Vol„taire, aufgesezt. Dieses ist eine spöttische und beis„sende Schuzschrift. Solchen Lohn giebt er Ihnen „dafür, daß Sie ihn aus dem Feuer errettet haben ꝛc."

Abschrift eines Briefs von eben demselben Hrn. Tiriot, den 14. Jenner 1739.

„Ich erkläre die Erdichtungen eines Lästerers öf„fentlich für Lügen; Ich verachte das Lob, das er „mir giebt, und bezeige hiermit öffentlich, meiner „Schuldigkeit gemäß, meine Hochachtung, Freund„schaft, und Erkänntlichkeit gegen Sie ꝛc. ꝛc."

Abschrift von dem Briefe der Frau von Bernieres an den Herrn von Voltaire, dessen Urschrift dem Herrn Canzler von dem Herrn von Argental, einem Parlaments-Rathe, übergeben worden ist. Paris, den 9ten Jenner 1739.

„Niemand thut es dem häßlichen und abscheulichen „Abt von Fontaines gleich. Es ist eine Mißgeburth, „die man in der Welt gar nicht leiden sollte. Er „hat das Herz, die allergröbsten und häßlichsten „Unwahrheiten öffentlich bekannt zu machen. Der

„ver-

„verstorbene Herr von Berniere sowohl, als ich
„selbst, haben ihn bloß dem Namen nach gekannt;
„Er ist weder mit ihm, noch mit mir befreundet.
„Er war zwar einigermaaßen mit der Stiefmutter
„des Herrn von Berniere verwandt, dieses aber
„ging uns gar nichts an. Sie brachten ihn mit
„uns in Bekanntschaft; Jeder, der von Ihnen
„herkam, konnte sich darauf sicher verlassen, daß
„er wohl aufgenommen würde. Einige Zeit darnach
„wurde er in Bissetre eingesezt. Bey dieser Ge-
„legenheit gaben Sie sich alle mögliche Mühe, ihn
„wieder los zu machen, und nahmen alle Ihre guten
„Freunde zu Hülfe. Bloß auf Ihr innständiges
„Bitten gab der Herr von Berniere ihn für seinen
„Anverwandten aus, nahm die Bürgschaft für sei-
„nen Lebenswandel und Aufführung über sich, und
„führte ihn zu dem Riviere-Bourdet. Denn Sie
„wissen wohl, wie wenig dieser von ihm hielt, und
„seitdem er bey uns seinen Aufenthalt hatte, woll-
„te er ihn nimmermehr wieder sehen. Es ist wahr,
„daß Sie in dem Hause, wo wir wohneten, am
„Rande des Flusses eine Wohnung gemiethet hat-
„ten, wo Sie dem Tiriot Zimmer eingaben, die
„Sie für sich und ihn richtig bezahlt haben. Sie
„haben uns oft ohne Zinse Geld vorgeschossen. Je-
„dermann weiß, wie sehr wir es beyderseits bedau-
„erten, da sie uns im Jahr 1726. ihre Wohnung
„wiederum übergaben. So lange Sie sich in Paris
„aufhielten, besuchten Sie uns fast alle Tage, und
„suchten uns zu beruhigen. Sie hatten es sich so-
„gar viel Geld kosten lassen, um ihre Wohnung zu
„Ihrem Gebrauche bequem und gut einzurichten. Es

„dient Ihnen, mein lieber Voltaire, zu einer gros-
„sen Beruhigung, daß ein jeder redlich gesinnter
„Mensch wider den Abt von Fontaines erbittert
„ist, und, wie es scheint, an den, Ihnen wiederfahr-
„nen, verhaßten Lästerungen Antheil nimmt. Ich
„meines Theils sage jedermann zu allen Zeiten das,
„was ich Ihnen schreibe ꝛc. Ich bin ꝛc.

die Präsidentinn von Berniere."

Da der Schriftsteller, mein werther Yn-Che-Chan, alle diese Briefe mir vorgelesen hatte, so meldete er mir, daß die Urschriften davon bey einem Notarius niedergelegt wären *. Ich habe es, sagte er, für meine Schuldigkeit erachtet, diese Vorsicht zu gebrauchen, damit Schriften, die für mich so wichtig sind, und mich auf eine so glaubwürdige Art rechtfertigen, in sichern Händen seyn möchten. „Was wollen sie denn nun, war „meine Antwort, zu Ihrer Beruhigung noch wei-„ter? Ich hielt Ihnen im Anfange gleich Ihren „Verdruß für übel, nunmehr tadle ich ihn noch viel-„mehr. Haben Sie denn Ursache, sich vor Lästerun-„gen zu fürchten, welche die ganze Welt für unbil-„lig hält? Es hat das Ansehen, als ob alle recht-„schafnen Leute einstimmig um Ihre Rechtfertigung „sich Mühe geben. Ueberlassen Sie ihnen die Sa-„che, und verlassen sich auf Sie, und auf Ihr gut „Gewissen." Ich würde, erwiederte der Schriftsteller, ruhig seyn, wenn mir nur jemand die Versicherung gäbe, daß alle die Leute, welche die Schmäh-

* Diese Briefe sind bey einem Notar von Chaumont in Lassann bey Cirey den 10ten May 1739. niedergelegt worden.

Schmähschrift meines Widersachers gelesen haben, auch die zu meiner Rechtfertigung dienenden Schriften läsen. Ich habe sie einigen von meinen Freunden zugeschickt, damit sie sich ihrer bey gegebener Gelegenheit bedienen. Da Sie mit allerhand gelehrten Leuten in fremden Ländern bekannt sind, so thäten Sie mir einen grossen Gefallen, wenn Sie dieselben ihnen mittheilen wollten. „Die Gelehrten, die ich kenne, antwortete „ich, sind so, wie ich, Chineser ausser ihrem Vater„lande, die sich fast gar nicht in die besondern „Streitigkeiten der Europäischen Schriftsteller men„gen. Sie lesen ihre Schriften zu ihrem Unter„richt. Doch mit solchen, worinnen sie eine Men„ge von Schmähreden finden, machen sie sich nichts „zu schaffen. Sie haben nicht nöthig, sich bey mei„nen Freunden zu rechtfertigen. Wenn sie hören „werden, daß Ihnen Unrecht geschehen ist, so reicht „dieses Ihnen schon zu, sich Ihrer anzunehmen.“

Ich mochte sagen, was ich wollte, so war doch der Schriftsteller von seinem Vorsaze nicht abzubringen. Er verlangte noch immer, daß ich die Mühe über mich nehmen, und meinen auswärtigen Freunden zu wissen thun möchte, wie ungerecht man gegen ihn verfahren hätte. Endlich sagte ich ihm, da ich sein innständiges Bitten mehr überdrüßig, als davon überzeugt wurde: „Ehe ich Ihren Wil„len erfülle, muß ich zuvor mit eignen Augen sehen, „ob Sie denn auch wirklich so sehr beleidiget sind, „als Sie vorgeben. Wäre dieses nicht, so würde „ich gerade in eben den Fehler gerathen, den Sie

„Ihrem

„Ihrem Feinde vorwerfen. Ich würde Sachen „unter die Leute bringen, die ihn nothwendig um „seinen guten Namen, und in Schimpf und Schan„de bringen würden. Sobald ich wissen werde, „daß Sie boshaft beleidiget, und an Ihrer Ehre „angegriffen werden, soll es mir ein Vergnügen „seyn, zu Ihrer Rechtfertigung etwas beyzutragen. „Sie können es mir nicht verargen, daß ich so vor„sichtig verfahre. Manchmal sind die Schriftstel„ler über den geringsten Tadel so empfindlich, daß „sie wizige Scherzreden, oder lebhafte und lustige „Einfälle für heftige Beschimpfungen annehmen. „Ein Mann mag noch so gelehrt und vernünftig „seyn, so will es ihm doch niemals anstehen, wenn „an ihm etwas ausgesezt wird. Die Eigenliebe stellt „ihm alles ausserordentlich groß vor. Sie wissen „selbst, wie oft Sie mir gesagt haben, daß *** „spricht, ein jeder, der an seinen Werken etwas zu „tadeln fände, wäre ein Feind von GOtt, und dem „Staate."

Der Schriftsteller, lieber Yn-Che-Chan, schickte mir die Schmähschrift zu, worüber er sich beklagte. Kaum hatte ich etliche Seiten darinnen gelesen, so gerieth ich eben so sehr, als er selbst, in Zorn. „Ja, sagte ich, es ist billig, daß ich mich der Rache „eines braven Mannes annehme, den man so sehr „beleidiget hat, als Ihnen wiederfahren ist. Hätte „man in China wider einen Lettreen eine solche „Schmähschrift gemacht, der seinem Vaterlande „durch seine Geschicklichkeit so viel Ehre, als Sie, „durch Ihre vortreflichen Gaben, dem Lande Frank„reich

„reich brächte, so würden der Betrüger, der sie „verfertiget, und der Buchhändler, der sie zum Dru„cke befördert hat, beyde die härteste Strafe dafür „zu erdulten haben. Bey uns geben die Richter „darauf Achtung, daß der Staat mit dergleichen „Lästerschriften nicht belästiget wird. Man kann „nicht Mühe genug anwenden, dergleichen Schrif„ten gehäßig und verächtlich zu machen, und es „wäre zu wünschen, daß man in Europa eben so „vernünftige Gedanken hegte. Aber, leider! „ist nichts so leicht, und so gebräuchlich, als wider „Leute, denen man nicht gut ist, schimpfliche Aus„arbeitungen drucken zu lassen. Es muß freylich er„laubt seyn, das Laster zu beschämen; Niemals „aber muß man die Tugend schänden lassen, es sey, „unter was für Vorwand es wolle. In China ver„statten wir es den Leuten, daß sie die allerbeissend„sten Schriften herausgeben, wenn die Vorwürfe, „die man den Lasterhaften macht, durch deutliche „Beweise dargethan sind. In solchem Falle bringt „man dem gemeinen Wesen keinen Nachtheil, son„dern vielmehr einen wichtigen Nuzen. Eine „Schrift, welche die Betrügereyen und Verbrechen „schalkhafter und böser Leute aufdeckt, ist ein Ver„wahrungs-Mittel gegen das Laster. Wenn sie „aber rechtschafne Leute mit häßlichen Farben schil„dert, so ist sie eine Schmähschrift.“ Lebe wohl, werther Yn-Che-Chan.

Paris. —

Der dreysigste Brief.

Tiao, an Yn-Che-Chan.

Nach meiner Abreise von den Völkern, wovon ich dir, lieber Yn-Che-Chan, im vorigen Briefe gesagt habe, kam ich zu den Nisovischen Tungusen. Ihre Sitten, Lebensart, und Religion kamen mir nicht so wunderbar vor, als die Gebräuche, und der Gottesdienst der Nationen, bey welchen ich kurz vorher gewesen war.

Diese Tungusen bilden sich auf ihre Gestalt eben soviel, als die stolzen Europäer auf die ihrige ein. Die Schönheit des Gesichts ziehen sie allen andern Eigenschaften vor. Nur einen einzigen Begrif haben diese fremden, und der Schönheit so heftig ergebenen, Völker, welcher gesitteten Völkern abscheulich vorkommen würde. Wenn bey ihnen jemand schön heissen will, so muß er ein zerfeztes Gesicht haben. Ihren Gedanken nach haben die Liebesgötter ihren Siz in Narben, Schrammen, u. dgl. Auf einem glatten, und gesundfarbichten Gesichte, wie man in Europa und China gern siehet, flattern sie nicht herum. Um dergleichen abentheuerliche Schönheit zu erlangen, lassen sich die Nisovischen Tungusen die Haut auf der Stirne, und auf den Backen, wie eine Stikerey, nähen, und gebrauchen zu dieser verdrüßlichen, und schmerzhaften Arbeit einen in schwarzem Fette eingetauchten Faden. Wenn es fertig ist, so reissen sie diesen Faden mit Gewalt heraus, und die Spuren davon vergehen niemals wieder.

Der Puz und Anzug dieser Tungusen schickt sich recht gut zu ihrer Kunst, das Gesicht schön zu machen. Ihre Kleider machen sie aus Rehhäuten, woran auswendig herum hier und da Pferdeschwänze angeheftet sind. Ist es sehr kalt, so füttern sie die Rehhaut mit Hundspelzen.

Stelle dir einmal, lieber Yn-Che-Chan, einen Menschen mit einem gravitätischen Gange auf den Gassen in Pecking vor, dessen Gesicht mit allerhand Gestalten wie ein Chinesischer Pantoffel gestickt ist, und an dessen Kleide die Pferdeschwänze eben auf diese Art herumhangen, wie die Franzen an den Westen der Europäer. Würde nicht der Pöbel einem dergleichen Menschen eben so sehr, als dem allerseltsamsten, und sonderbarsten Thiere nachlaufen? Noch etwas haben sie an sich, das die Neugier des Volks vergrössern kann. Der Kopfpuz der Nisovischen Tungusen besteht in einer Haut von einem Hirschkopfe, samt den Geweihen. Diese vertreten an ihrer Stirne die Stelle der angesezten Haare, welche die Europäer am Rande ihrer Peruken tragen.

Die Gebräuche mit den Todten bey diesen Völkern sind noch wunderbarer, und abgeschmackter, als bey ihren Nachbarn. Sie hangen ihre Todten an Bäume, und lassen sie daran, bis die Luft das Fleisch davon verzehrt hat, sodann vergraben sie die Gebeine sehr sorgfältig. Sie geben sich viele Mühe, ihre Götter, welches kleine hölzerne Bildsäulen sind, zu ernähren; es fehlt ihnen weder des Abends, noch des Morgens an Milchbreye.

Von

Von den Nisovischen Tunginsen gelangte ich in das Land der Ostiaken, wovon ich dir bereits gesagt habe. Nachdem ich noch durch verschiedene sehr weitläuftige Länder gereiset war, deren Einwohner eben so verächtlich, und eben so verblendet, als in den bisher von mir besuchten Ländern waren, so gelangte ich endlich an Tobolesk, die Hauptstadt von Siberien.

Es sind wohl kaum recht hundert Jahre, daß diese Provinz unter die Herrschaft des Czaars gehört. Die Tartaren, welche in Siberien wohnen, sind allesamt Mahometaner. Die Moscowiten lassen ihnen ihre völlige Freyheit. Sie sind zufrieden, daß sie in Zeitlichem ihre Unterthanen sind, und bekümmern sich um ihre Umstände im Geistlichen gar wenig. Daher kommt es, daß die Siberischen Mahometaner eben so getreue Unterthanen des Czaars, als andere sind. Die freye Religionsübung ist der allerstärkste Bewegungsgrund, der sie unter Moscowitischer Botmäsigkeit erhält.

Nichts ist, mein werther Yn-Che-Chan, der Wohlfahrt und Vergrösserung eines Staats mehr zuwider, als der Gewissenszwang. Woher kommt es, daß in Europa die Länder, wo ein jeder glauben darf, was er will, so mächtig sind? Es ist nemlich die Freyheit zu denken das erste, worauf der Mensch Anspruch macht; und sobald man ihm diese verwehren will, ist es gar nicht anders zu vermuthen, als daß man ihn aufrührisch macht, daß man ihn zu gefährlichen Ausschweifungen veranlaßt, oder daß man ihn ganz unvernünftig macht, und die menschliche Natur unvermerkt weit unter den Naturtrieb der Thiere herunter setzt.

In der Geschichte der vornehmsten Völker finden wir hiervon viele Beyspiele. Sobald man den Völkern in der Welt den Gebrauch der Vernunft versagt hat, so haben diejenigen, die dessen beraubet worden sind, überall ihr vormaliges Ansehen eingebüßt. Diejenigen aber, denen er gelassen worden ist, haben weder von ihrem Ruhme, noch von ihren Wissenschaften etwas verlohren. So lange in Asien die Völker, die in der Nachbarschaft der Griechen wohnten, nicht unter das gebieterische Joch des Mahometanischen Glaubens gezwungen wurden, so waren sie eben so gelehrt, als die Griechen. So bald aber ihnen vorgeschrieben wurde, sich dem Alkoran zu unterwerfen, dessen Glaubwürdigkeit nicht weiter in Zweifel zu ziehen, und die Religions-Sreitigkeiten nicht anders als mit dem Säbel in der Faust auszumachen, so wurden sie eben so unwissend, und wild, als ihre Sieger, welche ihnen die Freyheit zu denken raubten. In Europa hat die Inquisition da, wo sie eingeführt ist, eben so viel als die Mahometanische Lehre in Asien, und in Griechenland ausgerichtet.

Halte einmal, lieber Yn-Che-Chan, die Gelehrsamkeit der Engelländer, Holländer, Franzosen, und Deutschen gegen die Wissenschaft der Spanier und Portugiesen: Prüfe ihre Gemüthsart, so wirst du durchgängig zwischen diesen Völkern einen eben so großen Unterschied finden, als zwischen den Chinesern, und den um sie herum liegenden rohen, und wilden Nationen. Daß die Italiener zwischen diesen einander so sehr entgegen gesezten Völkern das Mittel sind, dieses rührt daher, weil sie in ihrer Denkungs-

art nicht so frey, als der eine Theil, und nicht so gezwungen, als der andere sind.

Denke einmal nach, werther Yn-Che-Chan, wie es in unserm Reiche aussieht. Seit undenklichen Zeiten hat nichts weder seinem Ruhme, noch seiner grösse Abbruch thun können. Die Chineser, welche heut zu Tage leben, befleißigen sich der Wissenschaften eben so sorgfältg, als jene, die zu den Zeiten des Confucins vorhanden waren. Man hat sogar nach diesem gelehrten Gesezgeber viele Wissenschaften noch vollkommner gemacht, weil die Freyheit zu denken nie gehindert, und den Chinesern verstattet wurde, sich des einzigen Vorzugs, den der Mensch vor den unvernünftigen Thieren hat, zu bedienen.

Wer es recht wissen will, was für eine wichtige Sache die Freyheit zu denken ist, derselbe darf nur den Zustand eines Volcs prüfen, wie er zu derjenigen Zeit war, da es dieselbe genoß, und wie er hernach ist, seitdem sie ihm genommen worden ist. Er darf sich nicht erst lange nach Nationen umsehen, die sich wie das Vieh verhalten. Wir wollen eine wählen, die nicht eben ganz und gar der Freyheit zu denken absagen muß, und die noch immer einige Erlaubniß ihre Freyheit zu gebeauchen übrig hat. Die Japaner, unsere Nachbarn, sollen es voritzt seyn, die wir zum Beyspiele nehmen. Ehemals machten sie uns in Künsten und Wissenschaften den Rang streitig. Wir waren ihre Lehrmeister gewesen; In kurzer Zeit hatten sie es so weit, als wir, gebracht. Heut zu Tage, da sie keine Fremden in ihrem Lande

leiden,

leiden, und die gebohrnen Einwohner zwingen, daß sie sich schlechterdings nach der Religon, und dem Glauben, der im Lande eingeführt ist, achten müssen, so sind sie schon wieder halb in ihre vorige Unwissenheit gerathen. Anstatt daß die Matematischen Wissenschaften bey ihnen so, wie in China, mit Hülfe der Europäer hätten sollen zur Vollkommenheit gebracht werden, sind sie vielmehr ins Abnehmen gerathen. Mit ihrer Sittenlehre wird es von Tage zu Tage schlechter. Ihre Lettreen sind auf den Dienst ihrer Götzen eben so sehr erpicht, als die Portugiesischen Lehrer auf ihren Bilderdienst. Es ist ihnen an einem Orte so wenig, als an dem andern möglich, sich jemals von ihren thörichten Irrthümern loßzureissen, immasen ein Japaner, ohne Gefahr den Kopf zu verlieren, nicht vernünftig denken, und eine Portugiese ohne Furcht, lebendig verbrannt zu werden, seine Vernunft nicht gebrauchen darf.

Ich wende mich wiederum, werther Yn-Che-Chan, zu dem Berichte von meiner Reiße. Tobolesk, oder Tobolsk die Hauptstadt von Siberien ist auf einen hohen Berg gebauet. Die Natur hat sie selbst durch die lage befestiget. Unten am Felsen läuft ein Storm mit Namen Irtis. In dieser Stadt bin ich mit gar wenigen Kosten sehr gut gespeißt worden. Die Lebensmittel sind in dieser Stadt so wohlfeil, daß man hundert Pfund Rockenmehl um 16 Stüber, einen Ochsen um 60, und ein Schwein um 30 Stüber französisches Geld kaufen kann. Der Fluß verschaft einen Vorrath von Fi-

schen, und im Lande herum giebt es eine grosse Menge von wilden Thieren, und von Wildpret. Elendthiere, Hirsche, Rehe, Hasen, Fasane, Rebhüner, Schwäne, wilde Gänse, Enten, und Störche hat man daselbst im Ueberfluße.

In Tobolesk liegt immerfort eine zahlreiche Besatzung. Die Moskowiten unterhalten daselbst neun tausend Mann regelmäsiges Kriegsvolk. Ausser diesem befinden sich noch vier tausend Tartarn auf dem Lande herum zerstreuet, die alle Stunden auf den ersten Wink aufzusitzen bereit sind. Der Bischof, oder das Oberhaupt der Christlichen Geistlichen in Siberien hat ebenfalls in dieser Stadt seinen Sitz, und seine Gerichtsbarkeit erstreckt sich über das ganze Land.

In Siberien sind die Künste nicht ganz und gar unbekannt. Sie sind durch einen, für Schweden sehr unglücklichen Zufall dahin gebracht worden. Wie Karl der XII. durch die Moskowiten bey Pultawa geschlagen worden war, so wurden von seinem Kriegsheere mehr als zehen tausend Mann an den Ufern des Flußes Boristhenes zu Kriegsgefangenen gemacht, die sich nach dem Verluste der Schlacht dahin begeben hatten. Der Czar ließ diese unglücklichen Gefangenen in ganz Siberien herum vertheilen. Vor ihrer Ankunft in diesem rohen Lande wuste man von dem Gebrauche des Brods daselbst fast gar nichts. Diese Schweden waren schon von Natur Leute von gutem Verstande, und die Noth, worinnen sie sich befanden, zwang sie, durch ihren Fleiß, und Anwendung ihrer Verstandeskräfte sich

ihren

ihren mühseligen Zustand leicht zu machen. Daher legten sie sich an den Orten, wo man sie hin verwiesen hatte, auf alle Künste, wovon sie einige Känntniß hatten. Die Schwedischen gemeinen Soldaten versorgten Siberien, mit Beckern, Schustern, Schneidern, Tuchmachern, Müllern, Maurern, Goldschmieden. Die Officierer unter ihnen wurden Mahler, Baumeister Sprachmeister, u. dergl. Etliche darunter gaben Unterricht in der Mathematik, andere im Singen, und im Tanzen. In kurzer Zeit bekam Siberien ein ganz anders Ansehen, so daß die Moskowiten ihre Kinder dahin, als in eine vortrefliche hohe Schule, zur Unterweisung schickten. Wenn in einem Lande die Künste einmal bekannt, und getrieben werden, so ist es umumgänglich nöthig, daß sie immerfort in der Vollkommenheit höher steigen. In hundert Jahren von itzt an, werden die Leute in Siberien vielleicht eben sowohl gesittet, als die Europäischen Nationen seyn.

Aus dem Gebiete von Tobolesk kam ich in das Land der **Wogulsker**, **Woguler**, oder **Wogulitzer**. Dieses Volk gehört noch zu Siberien, doch ist es sowohl in der Lebensart, als in der Religion von seinen Nachbarn unterschieden. Es ist weder Christlich, noch Mahometanisch. Der Gottesdienst der Wogulsker besteht in einem feyerlichen Opfer, welches sie alle Jahre in einem Holze verrichten. Sie nehmen dazu von jeder Gattung der Thiere ein Stück, und unter allen diesen Opferthieren sind das Pferd und der Tyger die vornehmsten. Diese alle ermorden sie, hängen die Häute davon an die höchsten

Bäume in der Gegend, wo sie sich befinden, legen sich hernach mit dem Gesichte auf die Erde nieder, und beten diese neuen Gottheiten an, deren Fleisch sie essen. Wenn sie mit ihrer Mahlzeit fertig sind, so kehren sie zurück nach ihren Häußern, und machen den Beschluß dieser Feyerlichkeit damit, daß sie sprechen; Auf dieses Jahr haben wir nun unsere Gebete, und Feyerlichkeiten verrichtet. Fragt man die Wogulsker um die Ursache einer so unvernünftigen Gewohnheit, zeigt man ihnen, wie lächerlich es sey, die Haut von Thieren anzubeten, die sie einen Augenblick vorher erwürgt haben, und die aller nichtswürdigsten Sachen zu Gottheiten zu machen, so ist die Antwort darauf, ihre Vorfahren hätten es zu allen Zeiten also gemacht, es stünde nicht in ihrer Gewalt, die von ihnen erhaltenen Gebräuche zu ändern, und sie wären weder klüger, noch verständiger, als jene, die vor ihnen gelebt hätten.

Ich finde also, daß die Wogulsker eben so reden, wie die meisten Europäer, wenn es darauf ankommt, daß sie ihre Religion rechtfertigen sollen. Sie berufen sich fast allemal auf die hergebrachte Gewohnheit, oder Tradition. Wenn ich diesem und jenen sagte, daß manche Gebräuche bey ihnen eben nicht vernünftiger, als bey den Wogulskern wären, so bekam ich die Antwort, sie gründeten sich auf eine Tradition, die von undenklichen Zeiten her angenommen, und durch eine lange Reihe von Jahrhundert gebilliget worden wäre. Ich mochte mir noch so viele Mühe geben, ihnen zu erweisen, daß die Ge-

bräuche, die ich für unrecht hielt, sie möchten so alt seyn, als sie wollten, derhalben nicht weniger lächerlich, und der Vernunft zuwider wären, so bezogen sie sich doch allemal wiederum auf das Ansehen der Tradition. Ihren Gedancken nach war wider diese Antwort gar nichts einzuwenden, und weil gewiße Nationen etliche Jahrhunderte hinter einander Thorheiten geglaubt, und vorgenommen hatten, so meynten sie, es sey unumgänglich nöthig, daß dergleichen Thorheiten immer weiter auf die Nachkommenschaft fortgepflanzt würden.

Unter allen Irrthümern ist dieser dem Unterrichte der Menschen am allermeisten zuwider, wenn sie alle alten Gebräuche ihrer Vorfahren blindlings ihres Beyfalls würdigen. Woferne ein Volk sich gefallen läßt, eine Prüfung anzustellen, ob es nicht betrogen worden, und ob es nicht seinen Vorfahren vielleicht eben so ergangen sey, so ist es leicht, dasselbe von seinen irrigen Meynungen abzubringen. Ist aber die Blindheit seiner Stammväter in seinen Gedancken ein zureichender Grund, warum es bey seinem Irrthume bleibt, und sich nicht darum bekümmert, ob es nicht villeicht von seinen Irrthümern verführt worden sey, so ist es etwas ganz ummögliches, die Sache soweit zu bringen, daß das helle Licht der Vernunft durch eine so dunkle Wolke durchdringt, und Leute erleuchtet, welche die Augen fest zumachen, und das Licht gar nicht sehen wollen.

Es wundert mich gar nicht, werther Yn-Che-Chan, daß rohe Völker, wie die Wogulsger, sich durch das Ansehen einer Tradition, die von der ge-

sunden

sunden Vernunft verworfen wird, verführen lassen. Darüber aber wundere ich mich, daß die Europäer, die doch sonst in andern Dingen so vernünftig zu denken pflegen, in einer von den allerwichtigsten Sachen solchen Leuten gleich sind, die man kaum unter die Menschen zehlen kann.

Es ist Zeit, daß ich meinem Briefe, und dem Berichte von meiner Reise ein Ende mache. Wie ich Siberien verließ, so nahm ich meinen Weg über das Wurchaturische, oder Wergoturische Gebürge in die Moskowitischen Länder. Einige Zeit hielt ich mich in Wollogda auf, und kam endlich nach Moskau. Seitdem ich hier bin, besteht meine Hauptbeschäftigung darinnen, doß ich mich nach den Sitten, und nach der Gemüthsart der Moskowiten erkundige, und dieses Volk kennen zu lernen suche, welches von seinen ehemaligen Gesinnungen immer noch nicht abgegangen ist, und seit mehr als fünf und zwanzig Jahren immer noch nicht recht seine alten Vorurtheile ablegen, und andere Anweisungen annehmen will. In meinen künftigen Briefen werde ich dir meine Betrachtungen und Anmerkungen hierüber mittheilen. Lebe wohl.

Moscau. ——

Ende des Ersten Theils.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Argens, Jean-Baptiste de Boyer d', 1704-1771

Des Herrn Marquis d'Argens, ... Chinesische Briefe, oder philosophischer, historischer und kritischer Briefwechsel, zwischen einem reisenden Chineser in Paris und seinen guten Freunden in China, Moscau, Persien und Japan aus dem Französischen übersetzt, und mit etlichen Briefen sowohl, als auch vielen nützlichen Zusätzen und Anmerkungen aus der Handschrift
Bd.: 1.

Berlin (1768)

Epist. 32 n-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10402092-2
VD18 8028647X-001